Aus der öffentlichen
Leih-Bibliothek
des
Aud. Faschinsky,
Wien, Wieden, Mayerhofgasse 13.

Deutsche Erzählungen.

Von

Heribert Rau.

Erster Band.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1851.

RBR
Jantz
#113

Deutsche Erzählungen.

Erster Theil.

Die Sternkönigin.

I.

Die Sternkönigin.

„Sterne,
In des Himmels Ferne
Die mit Strahlen beff'rer Welt
Ihr die Erdendämmrung hellt;
Schaun nicht Geisteraugen
Von Euch erdenwärts,
Daß sie Frieden hauchen
In's umwölkte Herz?"

Friedrich Rückert.

In Gesellschaften ist nichts gewöhnlicher, als die Langeweile. Um vor ihr zu flüchten, läßt man sich gar leicht verleiten, seine Zuflucht zu unbedeutenden und nichtssagenden Unterhaltungen zu nehmen. Diese jedoch sind um so verderblicher, als uns nichts Großes und Edles darin anregt. Fadheiten aber, Klatschereien, dummes Witzeln und das Lügenspiel hohler Coketterie können den Menschen nur verderben.

Diese Erfahrung hatte auch Wangenheim an sich und Anderen gemacht, obgleich er erst fünfundzwanzig Jahre alt war. Was ihm indessen an Reife der Jahre abging, ersetzte sein natürlicher Verstand und die vielseitige Bildung eines reichen und tiefen Geistes. Auch das Geschick hatte dazu beigetragen, seinen Charakter frühzeitig zu reifen und ernst abzuschließen, da es ihm als Kind die liebende Mutter, und als Jüngling den Vater nahm.

Jetzt waren erst zwei Jahre über den letzteren Todesfall verstrichen, der Karl zwar nicht in den Besitz von Reichthümern gesetzt, ihm aber doch eine selbstständige und sorgenlose Existenz gesichert hatte. Der Vortheil konnte indeß die Wunde nicht heilen, die der herbe Verlust dem Herzen des Sohnes geschlagen. Karl betrauerte den Vater redlich, da er ihm ein Vorbild eines rechtschaffenen Mannes gewesen und ihn wahrhaft väterlich geliebt hatte. Der Sohn that sogar noch mehr. Er führte, aus Achtung für den Wunsch des Verstorbenen, dessen Banquier-Geschäft noch über ein Jahr lang fort. Länger freilich vermochte er gegen die Antipathie nicht anzukämpfen, die er gegen den Kaufmannstand hatte. Er nahm daher den Bruder seines Vaters zum Associé an, zumal da dieser seit einer langen Reihe von Jahren der

Führer des Geschäfts gewesen, und folgte dem Hang seines Herzens, der ihn, den Kunstfreund, auf Reisen trieb.

Karl ging nach Italien. Seine Seele glühte, das Land zu durchziehen, in welchem die freien genialen Schöpfungen der Kunst, — diese sterblichen Kinder der Unsterblichkeit, — ihre schönen blühenden Leiber dem Scheiterhaufen des ewigen Geschickes hingegeben. Und wahrlich, er wandelte heute schon über den Trümmerhaufen einer versunkenen Welt voll Pracht und Herrlichkeit. Er war in Venedig.

Der Abend war bereits hereingebrochen. Der junge Deutsche war körperlich und geistig müde und erschlafft. War es ein Wunder? Er hatte so zahllos viel Herrliches in Kirchen und Palästen gesehen, und bei Allem waren die dunklen Gestalten jener grauen Vorzeit an ihm vorüber gegangen, die diese Schätze geschaffen.

Knüpfte sich doch oft, selbst an einzelne Gegenstände, eine ganze Geschichte. So an die vier Rosse des Lysippus aus vergoldetem Erz, die das Haupt-Portal der prachtvollen, auf 500 Säulen ruhenden St. Markuskirche zieren. Den Griechen geraubt, schmückten sie erst Nero's, dann Trajan's Triumphbogen. Aber auch die alte Roma sank in den Staub und Kon-

stantin ließ jenes Kunstwerk nach Konstantinopel bringen, von wo sie Doge Dandolo 1204 wieder nach Venedig führte, auf daß sie einst den Sieg des großen Corsen verherrlichen könnten. Napoleon stellte sie auf seinem Triumphbogen in Paris auf. Aber auch diesen Cäsar und sein Reich sahen die Rosse des Lysippus stürzen. Sie wanderten auf Oesterreichs Gebot nach der Tochter des Meeres — nach Venedig — zurück.

Wunderbares Geschick! das die Gebilde des Griechen auf die Triumphbogen irdischer Größe gepflanzt, von welchen einer nach dem andern morsch zusammensank. Wahrlich! ihr standet dort in den Stürmen der Zeit, als warnende Sinnbilder der wilden, schnaubenden Leidenschaften der Tyrannen, deren Stolz ihr dienen mußtet. Ihr bliebt, die stolzen Herrscher aber sanken, sammt ihren Reichen und Herrlichkeiten, in Staub und Asche. Schöner, göttlich schöner Sieg der Kunst!

Ueberwältigt von seinen anstürmenden Gefühlen, hatte sich Karl auf den umgestürzten Schaft einer Marmorsäule niedergelassen, die an einer Seite des Markusplatzes lag.

Der Thurm der Kirche schaute ernst in den milden Abendhimmel, während die Strahlen der untergehenden

Sonne ihr röthliches Licht über die prachtvollen Marmorpaläste, Procuratien und den Palazzo Sovrano gossen.

Was kümmerte den Jüngling die bunte Menge, die auf dem Markusplatze — dem Herz Venedigs — auf- und abwallte? Was frug er nach den herrlichen Magazinen und den Kaffeehäusern, in welchen es von Griechen, Türken und Armeniern wimmelte? Selbst die hübschen Italienerinnen, die geflissentlich so nahe an dem Deutschen vorüberrauschten, bemerkte er nicht, so wenig, als die Flammenblicke ihrer Augen. Dagegen ruhten die seinen auf den zwei Granitsäulen, die das Sinnbild des Schutzpatrons der Republik, den geflügelten Löwen des heiligen Markus und den ehemaligen Schutzpatron, den heiligen Theodor, tragen.

Die sinkende Sonne mahnte ihn an den Untergang des einst so stolzen Freistaates. Aber bei dem Gedanken an denselben überlief ihn unwillkürlich ein leiser Schauder und seine Blicke schweiften verstohlen über den Dogenpalast und die Gigantentreppe, über die das Haupt des Dogen Marino Falieri blutend herabgerollt. Und er erinnerte sich der steinernen Löwenrachen, die er heute gesehen und in welche so manche Anzeige Unschuldiger niedergelegt worden. Und es däuchte ihm, als sähe er

die schreckliche Dieci wie finstere, dämonische Gestalten aus der Erde aufsteigen — und Wehklagen tönten von der Seite der Seufzerbrücke, von den gräßlichen Bleidächern herab.

Karl sprang auf. Er hatte heute zu viel gesehen und bei dem Sehen, — unähnlich den meisten Reisenden — zu viel gedacht und gefühlt. Es war ihm, als müsse er sich aus der Gesellschaft dieser riesigen Paläste retten, die alle zu ihm sprachen und sich fast über ihn hinzubeugen schienen, um ihm die schrecklichen geheimen Familiengeschichten in's Ohr zu raunen, die sich in ihnen unter Blut und Thränen abgesponnen.

Er warf sich in eine jener hübschen Gondeln, deren Venedig jetzt noch 700 hat, deren es aber zur Zeit seines Glanzes an 30,000 zählte, und befahl: „Nach den Lagunen!"

Aber hier ist Alles groß. Selbst die Spiegelfläche des Wassers, über die jetzt die Gondel still und schweigsam glitt, erzählt dem Geweihten, der da die stumme Sprache des Weltengeistes versteht, Wundermärchen. Hat doch der Meeresgott mit allgewaltigem Arm, mit der Wogen furchtbarer Brandung, einen von der Natur gebildeten Damm überschwemmt und unter Wasser gesetzt und so die Lagunen gebildet.

Karl lauschte dem Ruderschlag und dem Gemurmel des Meeres. Aber mit der einbrechenden Nacht ward es ruhiger in seiner Seele. Und als nun der Mond sein Silberlicht über die Wasser und die weißen Marmorpaläste goß, der Führer seiner Gondel das Ruder aus dem Wasser nahm, damit kein Schlag die tiefe Ruhe störe, die über der Welt lag — das Schiffchen kaum bemerkbar dahin trieb und aus der Ferne das herrliche Fischerlied: „O pescator del onta“ — zu ihm herüberschallte, da ward es ihm wunderselig zu Muthe. Bilder der Heimath zogen an seiner Seele vorüber, und freundlich lächelnd grüßten ihn der heimgegangene Vater und die längst unter die kühle Erde gesunkene Mutter.

Ach! ein anderes Herz hatte er nicht. Auf dem Grund seiner Seele stand keiner Geliebten Bild, es sei denn die hohe Vestalien-Gestalt der Kunst.

Mit dem Bild der Mutter waren aber die stillen Paradieses-Gärten seiner Jugend aufgedeckt, und sein Geist führte ihn zurück, an all den kleinen Blumenbeeten vorüber, deren Duft ihm wie aus einer unsichtbaren Welt wieder entgegenwehte.

Er wußte nicht, daß Stunden verstrichen, — er merkte nicht, daß die Gondel sich wieder dem Ufer genähert, — er sah nur die Gestalten seiner Gespielen

und Gespielinnen aus den Wellen tauchen und ihm die frischen Blumen der Erinnerung reichen.

Da blickte er unwillkürlich auf. Die Gondel fuhr ziemlich dicht an einem jener stolzen Marmorpaläste hin. Auf der Plattform eines Vorsprunges stand regungslos eine weibliche Gestalt. Sie war weiß gekleidet. Die schlanke, hohe Figur hatte in ihrer Haltung etwas Stolzes, Königliches. Der Mond schien dabei hell genug, um, vermittelst scharfer Augen, ihre Züge zu erkennen.

Sie waren von seltener, aber eigenthümlicher Schönheit, — ungewöhnlich ernst und nur durch den Ausdruck einer tiefen Melancholie gemildert. Der kleine Mund war fest geschlossen, die dunkeln Augenbrauen zogen sich scharf in edlen Linien über die Augen, die schwarz und von dichten langen Wimpern wie von Wolken überschattet waren, was dem Gesichte einen ganz wunderbaren, seltsamen Reiz gab. Der Blick verkündete eine Tiefe der Seele, wie sie selten ein weibliches Auge ausspricht. Schwarzes, schlicht gescheiteltes Haar gab der hohen Stirne eine noch blendendere Weiße.

Fast nur ein Moment war Karl zur Anschauung vergönnt, denn das wunderbare Wesen, — aufgeschreckt durch die jetzt erneuten Ruderschläge, — hatte auf einen

Augenblick, — wie in Gedanken verloren, — herabgesehen. Aber stolz und ruhig, als beschäftige den Geist Höheres, hob die Schöne alsbald wieder das Haupt, und ihre Blicke richteten sich nach den Sternen, unter welchen sie stand wie eine Königin.

Karl fühlte sich wunderbar berührt. Unverwandt schaute er nach der hohen weißen Gestalt, die unbeweglich stand, wie eine der kalten, schönen Marmorstatuen, die neben ihr die Plattform zierten. Erst als die Gondel in einen Kanal einbog, erwachte er aus seinen Träumen.

„Saht Ihr die Dame?" frug er nach einiger Zeit in reinem Italienisch den Führer des Schiffes, da die Neugierde und ein sonderbar drängendes Gefühl über seine sonst so zurückhaltende Weise gesiegt hatte. — „Saht Ihr die Dame, die auf dem Vorsprung jenes Palastes stand, an dem wir eben vorüberfuhren?"

„Ja, Signor!" entgegnete der Fischer.

„Wer ist sie?" frug Wangenheim in einiger Verlegenheit weiter.

„Wer sie ist," versetzte der Schiffer, „kann ich eigentlich nicht sagen. Aber ich und meine Kameraden haben sie schon oft in mond- und sternenhellen Nächten dort beobachtet. Wir heißen sie daher die Sternkönigin.

Sie soll vor wenigen Monaten aus Deutschland herübergekommen, sehr stolz und schweigsam, wie es scheint aber auch sehr unglücklich sein."

„Und wem gehört das Haus?" fuhr Karl fort, einen gleichgültigen Ton erzwingend.

„Es ist der Palazzo Barbarigo!" sagte der Schiffer und reichte dem jungen Mann zum Aussteigen die Hand. Sie waren an seiner Wohnung angekommen.

II.

Der Zauber.

„Von dem Himmel, halbenthüllet,
Aus Gewölkchen schaute Luna
In die spiegelnde Laguna,
Und zur Ruhe ward der Wind.
Nur ein einzig Lüftchen säuselnd
Trieb mit ihren Löckchen Spiele,
Hob den zarten Schleier kräuselnd,
O wie reizend war das Kind!"

Friedrich Rückert.

Wunderbar ist es, wie oft im Leben nur ein Moment dazu gehört, eine ganze innere Welt zu zerschlagen und auf den Trümmern der alten eine neue zu erbauen. Ein Gedanke, ein Blick, eine Erfahrung reichen oft hin, um unserer Seelenthätigkeit eine andere Richtung zu geben.

Karl fühlte dies am andern Morgen. Unaufhörlich mußte er die Worte des venetianischen Schifferliedes

wiederholen, das unser Rückert so hübsch übersetzte: „O wie reizend war das Kind!“ Aber unaufhörlich dachte er auch an die Sternkönigin zurück.

Bis dahin hatten Frauen und Mädchen Wangenheim kalt gelassen. Wenigstens die Lebenden. In Bildern und dichterischen Gestaltungen hatte er sich freilich schon öfter verliebt. Aber diese schwärmerische Liebe war dann mehr eine Huldigung der Kunst und Poesie. Oder besser umgekehrt. Sein edles reines „Ich“, das nach Jünglingsart noch Ideale suchte, ward von der Wirklichkeit abgestoßen und das Bedürfniß nach Liebe, — das Lebenselement des menschlichen Herzens, — gab sich, ihm selbst unbewußt, in den Huldigungen kund, die er der Kunst brachte.

Heute zum erstenmale kehrte, trotz seinen Anstrengungen, immer und immer das hohe Frauensbild vor seine Seele zurück, das er in verwichener Nacht gesehen. Er hielt die Regung für Neugierde und schalt sich über diese Schwäche. Und dennoch überraschte er sich nach wenigen Minuten schon wieder bei dem Gedanken an die seltsame Erscheinung. Er ärgerte sich. Wie kann man sich für Jemanden interessiren, dachte er dabei, den man kaum deutlich gesehen hat, geschweige denn näher kennt? Nicht die äußere Erscheinung, sondern die innere,

sollte einen denkenden Menschen fesseln. Umsonst! er fiel beständig in seinen vermeintlichen Fehler zurück.

Karl ging in die ehemalige Kirche S. Maria della Carita, jetzt die Accademia delle belle arti, wo er einen reichen Schatz ausgezeichneter Gemälde fand. Der Zauber des Tizian'schen Bildes, Maria Himmelfahrt vorstellend, fesselte ihn lang, mehr noch als dessen berühmter Tod des Petrus. Die unendliche Lieblichkeit der weiblichen Formen, der sanfte, angenehme und dabei so göttlich reine Ausdruck der Himmelskönigin hielt ihn wie gebannt. Welche klare und helle Färbung, wie mild die Gegensätze von Licht und Schatten! — Er war ganz Bewunderung. Aber eben deswegen kränkte es ihn auch um so mehr, daß, wie durch einen Zauber, unter dem scharfen Ansehen des Bildes immer eine andere weibliche Gestalt, freilich nicht minder edel, königlich und schön, durchdunkelte.

Mit sich selbst unzufrieden und zürnend über seinen Verrath an der Kunst, wie er dies Abschweifen nannte, begab er sich hierauf in den Palast Pisani, die große Bibliothek, die Münzsammlung und Paul Veronese's Alexander zu sehen. Die Gemahlin des Darius auf letzterem Bilde gefiel ihm nicht, es stand ein edleres Frauenbild ihm zur Seite. Sonderbar! auch Canova's

Hebe und Helena konnten ihm heute nicht gefallen. Sie schienen ihm zu sinnlich.

„Ich bin heute unfähig zur Beurtheilung der Kunst!“ sagte er zu sich selbst und begab sich auf ein Kaffeehaus. Lange saß Karl hier und dachte an die verwichene Nacht. Er versuchte sich umsonst klar zu machen, was ihn denn eigentlich an jene wunderbare Unbekannte fessele. Wenigstens wollte er nun wissen, wer es denn sei, der einen solchen Zauber auf ihn übe. Der Zufall war ihm günstig. Er wußte, daß einer der jungen Maler, die er seit seinem Aufenthalt in Venedig kennen gelernt, und der gerade auf dem Kaffeehause gegenwärtig war, öfter in die sogenannte Scuola di Tiziano im Palast Barbarigo ging. Er sprach ihn an und kam allmählig auf die Bewohner jenes fürstlichen Sitzes.

Der junge Künstler ergoß sich in Lob über den Inhaber desselben. Er sei ein Mann, dessen unruhiger und ewig begehrender Geist durch das Studium der Kunst sich auf sich selbst zurückgeführt, und ihn so denken, fühlen und sehen gelehrt habe. Der Kunst und Phantasie Lust und Spiel seien, nebst dem Leben der großen Welt, seine besten Lehrmeister gewesen, die ihn zum feinsten und liebenswürdigsten Weltmann ausgebildet. Uebrigens sei Graf Barbarigo, trotz seiner 40 Jahre und

seines Wittwerthums, noch von fast jugendlicher Frische, versammle gern an der Seite seiner Mutter die gebildete Welt um sich und übe eine Gastfreundschaft, die sprüchwörtlich geworden. Jeder Gast sei ihm heilig, und wie uns im Allgemeinen feiner Takt verbiete, Besuchenden gleich unser Herz zu erschließen und sie ohne Umstände in unsere häuslichen Freuden und Leiden einzuweihen, so sei es ein bezeichnender Zug seines Charakters, daß er — oft fast mit übertriebener Aengstlichkeit — die Verhältnisse seiner Gäste schone und Alles von ihnen fern halte, was sie unangenehm berühren könnte.

„Letzteres," sagte der junge Künstler, — „ist erst kürzlich wieder recht klar an's Licht getreten. Durch Empfehlungsbriefe aus wichtiger Hand ward eine junge Deutsche nebst ihrer Mutter bei ihm eingeführt. Ein sonderbares, in sich verschlossenes, kaltes und stolzes Wesen; aber schön, wie ein Ideal der Kunst. Kaum vernahm der Graf, daß die junge Dame wegen ihrer Gesundheit nach Venedig gekommen, als er sie und ihre Mutter durch seine Mutter dazu bestimmen ließ, jenen Flügel seines Palastes zu beziehen, der nach den Lagunen geht. Hier wohnt nun die Fremde seit zwei Monaten; aber ich glaube, der Graf weiß nicht mehr von ihr, als daß sie Sidonie heißt. In den Zirkeln läßt sie sich nicht

sehen. Ist es Stolz, ist es ein schwerer, geheimer Kummer, Niemand weiß es. Aber Nachts, wenn die Sterne flammen, bringt sie stundenlang auf der Plattform des Vorsprungs zu. Ihr Auge blickt dann nach jener geheimnißvollen Flammenschrift des Himmels, die Gott mit riesigen Charakteren in den uferlosen Raum der Unendlichkeit geschrieben. Ein kostbares Fernrohr steht ihr zur Seite und so ist es, als ob sie mehr in jenen Regionen lebe, als in den irdischen. Nun!" schloß der Künstler, „ich unterhalte Sie da mit bekannten Sachen. Sie haben gewiß schon von der "Sternkönigin" gehört."

Mächtig und nachhaltend war der Eindruck, den diese Mittheilung auf Karl machte. Statt seine Unruhe zu beschwichtigen, kräftigte sie das geheime Zauberband, das ihn zu Sidonie zog.

Von nun an glitt jede Nacht eine Gondel an dem Palaste Barbarigo vorüber. In ihr saß Karl, zu der Sternkönigin aufschauend. Es war ihm, als müsse er von dem Herzen der Unglücklichen den unbekannten Kummer hinwegnehmen, der sie niederbeugte und sie doch auch wieder so stolz aufzurichten schien. In dem Maße aber, als er sich nun das Unglück ausmalte, das auf dem Herz des Mädchens laste, in demselben

Maße wuchs auch der Antheil, den er an ihr nahm.

Wangenheim sollte indeß nicht lange diese Befriedigung seiner Sehnsucht genießen. Vom vierten Abend an sah er die hohe Gestalt nicht mehr. Hatte sie ihn bemerkt und war deshalb weggeblieben? — war sie krank oder abgereist? — er wußte es nicht. Karl suchte den Künstler auf, von dem er seiner Zeit die wenigen Nachrichten über Sidonie erhalten. Der junge Mann war nach Rom gereist. Er fuhr Nacht für Nacht nach den Lagunen und zurück an dem Palazzo Barbarigo vorüber — — die Nächte waren gleich herrlich, die Fischerlieder klangen so lieblich als früher, die weißen marmorschönen Statuen standen wie sonst unbeweglich auf dem italienischen Dache, — die „Sternkönigin" aber war und blieb verschwunden!

Nach vielen Bemühungen erfuhr Karl, sie sei mit ihrer Mutter plötzlich abgereist und zwar nach Nizza. Da war Wangenheim's Beschluß gefaßt. — Er reiste nach.

Auf der Reise spähte und suchte er überall. Keine Spur von ihr! — weder in Verona, Brescia und Mailand, noch in Genua. Dafür hatte Karl desto mehr Gelegenheit, über sich selbst und die Veränderung nach-

zudenken, die in geistiger Beziehung mit ihm vorgegangen. Gewiß! Kunst und Natur sprachen ihn nach wie vor an. Für beide waren Herz und Geist empfänglich geblieben; aber er kam nicht dazu, die Eine oder die Andere ruhig zu genießen und zu studiren, weil ein anderer Gedanke ihn beschäftigte und ihn eine peinliche Hast vorwärts trieb. Und was zog ihn denn? — Liebe konnte es ja doch wohl nicht sein? Er kannte ja Sidonie noch gar nicht. Wußte er denn, ob in dem schönen Körper eine gleich schöne Seele wohne? Und doch konnte er sich Liebe ohne Seelenverwandtschaft nicht denken. Nach langen und bangen inneren Kämpfen entschied endlich ein Zufall über ihn. Er gedachte des Märchens vom Magnetberge, der, wie bekannt, alle Schiffe an sich ziehen soll; — er gedachte der geheimnißvoll schaffenden magnetischen Kraft. Warum sollte nicht auch im Reiche des Geistes eine solche wunderbare Macht wirken können? und wie thöricht, ihr dann zu widerstehen? Die Entschuldigung war gut und Wangenheim entschlossen, von nun an allen Kämpfen zu entsagen und jenem räthselhaften Zuge zu folgen.

Schon dieser Entschluß erleichterte ihn und als er nun gar in das von den Seealpen gebildete Gebirgsland der Grafschaft Nizza eintrat, und ihn die milde

Seeluft anhauchte, und die prächtigen Weingelände und die Orangen-Wälder ihn begrüßten, ach! da wurde sein Herz so warm und weit, daß er die Arme ausbreiten und rufen mußte: „O würde sie doch ihr vom Kummer schweres Haupt an meine Brust legen und sich ausweinen, ich wollte ja Alles mit ihr — für sie tragen!“

So erreichte er Nizza. Er forschte, er erkundigte sich überall, — abermals umsonst.

Da wurde Karl immer ernster und finsterer. Er suchte die Einsamkeit. Anfangs aus Mißstimmung, dann weil er wußte, daß Einsamkeit dem Geiste Selbstgefühl giebt; später, als er sich über Sehnsucht nach der Entschwundenen nicht finden konnte, aus Verzweiflung.

In dieser Seelenstimmung hatte er, — es war am sechsten Tage nach seiner Ankunft in Nizza, — einen Hügel bestiegen, an dem sich die schönsten Weingelände sanft hinaufzogen. Auf der Höhe war unter Orangenbäumen, die ein steinernes Muttergottesbild überschatteten, eine Bank angebracht. Eine wundervolle Aussicht, — so friedlich, freundlich und doch auch wieder so großartig, wie man sie sonst nirgends wiederfand, — eröffnete sich hier den Blicken. Zwischen Weinhügeln und Bäumen lag Nizza; hier blickten blank und schlank

nette Sommerhäuschen hervor, dort lagen die Hütten der Fischer und Schiffer dicht am Gestade, — und dann — gerade im Angesicht das Meer, — das weite, unabsehbare Meer, das sich in glänzendem Spiegel fern, fern am Rande des Horizontes verlor. Und über diesem Allen der tiefblaue, wolkenlose italienische Himmel.

O wie groß, wie göttlich schön und erhaben war dieser Anblick!

Karl genoß ihn lange schweigend und in sich gekehrt auf der Bank sitzend. Sein Haupt ruhte an der steinernen Säule, die das Muttergottesbild trug. Seine edlen männlich-schönen Züge überschatteten die Orangenbäume, von welchen ein leiser Wind von Zeit zu Zeit einzelne Blüthen auf ihn herabschüttelte.

In diesem Augenblicke fühlte Wangenheim zum ersten Male in seinem Leben, daß er allein sei! Es war ein großer Schmerz, der seine Seele durchzuckte. Aber neben den Schmerz trat die Sehnsucht nach einem Wesen, das ihm gehöre, das mit ihm denke, fühle, das unzertrennlich mit allen den zarten Fasern der Seele sich an ihn anklammere, und dessen Leben in ihm wurzele, wie umgekehrt das seine in jenem.

Da traten Thränen in seine Augen. Bis daher war

es die Kunst gewesen, die ihm in solchen Augenblicken wie eine Schwester an die Seite getreten war, und ihm den Kuß höherer Weihe auf die Stirne gedrückt. Jetzt erkannte er, daß sein Herz nicht nach einer Schwester, sondern nach einer Geliebten verlange.

Er dachte unwillkürlich an die „Sternkönigin."

Die goldene Sonne war in den Schooß des Meeres gesunken. Es dämmerte. Die fernen Berge übergoß ein violetter Schein. Eine unaussprechliche Ruhe lag auf dem weiten Meere und über der Welt, nur hier und da sang ein Vöglein sein Abendlied, während ein leiser Lufthauch in den Blättern spielte und einzelne Sternchen ihre goldenen Aeugelein öffneten und selig zu der Erde niederschauten.

Da erschallte plötzlich aus dem Orangenwäldchen, das sich im Rücken der Steinbank allmählig hinaufzog, ein deutsches Lied. Karl fuhr empor. Es war eine schöne, volle weibliche Stimme, die mit dem Ausdruck einer tiefen Empfindung sang:

„In gold'nen Abendschein getauchet,
Wie feierlich die Wälder steh'n,
In leise Stimmen der Vög'lein hauchet
Des Abendwindes leises Wehn.
Was lispeln die Winde, die Vögelein?
Sie lispeln die Welt in Schlummer ein.

Ihr Wünsche, die ihr stets euch reget
Im Herzen sonder Rast noch Ruh;
Du Sehnen, das die Brust beweget,
Wann ruhest und wann schlummerst Du?
Beim Lispeln der Winde, der Vögelein,
Ihr sehnenden Wünsche, wann schlaft ihr ein?

Was kommt gezogen auf Traumesflügeln?
Was weht mich an, so bang, so hold?
Es kommt gezogen von fernen Hügeln,
Es kommt auf bebendem Sonnengold.
Wohl lispeln die Winde, die Vögelein;
Das Sehnen, das Sehnen es schläft nicht ein.

Ach, wenn nicht mehr in goldne Fernen
Mein Geist auf Traumgefieder eilt,
Nicht mehr an ewig fernen Sternen
Mit sehnendem Blick mein Auge weilt,
Dann lispeln die Winde, die Vögelein
Mit meinem Sehnen mein Leben ein.

Wunderbar hatte sich während des Gesanges Ton und Gefühl gesteigert. Bei den letzten Worten war es, als schmettre eine Nachtigall ihr Todeslied, und verhauche dann in sanften, dahinsterbenden Tönen ihr Leben.

Karl stand regungslos. Es war ihm, als rufe die Stimme seines Innern: „Sie ist's!" — Und doch wagte er den Gedanken kaum zu fassen .... denn .... wohin ging alsdann die Sehnsucht!? — — nach

ihm wahrlich nicht, den sie kaum noch erblickt; — und lieber noch wollte er sie verloren haben und sie ewig voll Sehnsucht suchen, als sie auf ewig durch die Erfahrung verlieren: sie liebt einen Andern.

In diesem Augenblicke schreckte ihn ein Geräusch auf. Es kam von einer kleinen Gesellschaft, die in einiger Entfernung hinter Büschen aus dem Orangenwäldchen herabkam.

Ohnstreitig war die Sängerin dabei. Aber unglücklicher Weise schlugen Jene einen andern Weg ein. Und doch mußte sie Karl näher sehen, und gelte es sein Leben.

Rasch eilte er den Weg zurück, den er gekommen, um von unten auf den Anderen in ihrem Wege aufsteigend zu begegnen. Es gelang ihm. Die Gesellschaft war noch lange den Hügel nicht herabgestiegen, als Karl schon in den Eingang des Weges trat.

Hier aber hielt ihn eine traurige Gruppe auf. Es waren drei in zerfetzte, elende Kleider gehüllte kleine Mädchen. Eines saß und hielt den Kopf des anderen auf dem Schooße. Krankheit, Kummer und Entbehrniß sprachen aus den Zügen der armen Kleinen, die ihr mattes Haupt auf der Schwester Knie gelegt. Die dritte bettelte Wangenheim an. Karl's Herz, stets dem

Mitgefühl für fremde Leiden offen, war heute weicher als je. Er griff in die Tasche und beschenkte die Unglücklichen so reichlich, daß sich die kleine Bettlerin erstaunt und von Freude überrascht küssend an seine Hand hing. Karl war noch bemüht, sich von ihr los zu machen, als die Gesellschaft um die Ecke bog. Er fuhr zusammen, wie vom Blitz getroffen. Er hatte sich nicht geirrt, es war Sidonie.

Diese edle Figur, — dieser zarte, durchsichtige Teint, diese schön gebogene Nase, diese schwarzen Haare und vor allen diese seelenvollen Augen unter dem Wolkenschleier der Wimpern — — sie waren nicht zu verkennen. Nur kurz und unbefangen ruhte ihr Blick auf dem jungen Manne, da plötzlich erblich sie und der Ausdruck eines tiefen Schmerzes schoß über ihr edles Antlitz hin.

Die kleine Bettlerin hatte sie mit den Worten angesprochen: „Mitleid, Signora, mit der kranken Schwester!“ Zugleich hatten ihre Blicke das kranke Kind erreicht.

Mehr konnte Karl nicht sehen und hören, denn Schicklichkeit gebot ihm vorüber zu gehen, und die Wendung des Weges verbarg ihm alsobald die Gruppe. Aber er trug einen neuen Stachel im Herzen mit sich fort. Graf Barbarigo war in der Gesellschaft der

Damen gewesen. Indeß er wollte sich für heute über nichts Rechenschaft geben. Hatte er doch ihre Spur gefunden. Er war so aufgeregt, daß er nicht nach Hause gehen konnte. Noch ein Mal stieg er zu der Bank zurück, von welcher aus er das Lied vernommen. Die Nacht war unendlich schön. Karl schwärmte und träumte wachend, bis er in der That entschlief. Erst der Morgen weckte ihn. Er fühlte sich unbehaglich, ein leiser Frost schüttelte ihn. Bis zum Abend lag er im Fieber. Als er nach vierzehn Tagen wieder genesen war, erfuhr er nach langem Forschen, daß Sidonie mit ihrer Mutter abgereist sei. Wohin, wußte man nicht. Man vermuthete nach den Pyrenäenbädern.

III.

Die Flucht unter die Sterne.

„Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir däucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch."

Novalis.

Da wo Frankreich und Spanien sich scheiden, hat die Hand der Natur einen gigantischen Damm aufgeführt. Es sind die Pyrenäen, jenes rauhe Granitgebirge, das von Osten nach Westen, von dem mittelländischen bis zum biscayischen Meere seine riesigen Felsenarme streckt. Aus den dunklen Wäldern der niederen Gebirge steigen hier, mit ewigem Schnee bedeckt, zahllose Gletscher auf. Sie bergen in den Wolken ihre Gipfel. Hoch starren ihre Felsen, wild schäumen in

unabsehliche Tiefen ihre Sturzbäche. Einsamkeit wohnt um sie und Tod. Nur Adler horsten hier und selten nur trägt den verwegenen Gemsjäger der kühne Schritt auf diese schauerlichen Höhen. Dann ruht sein Blick auf Alpen, Schneefeldern und Eismeeren. Dann hört sein Ohr den fernen, dumpfen Donner herabstürzender Lawinen. Dann schaut er den Bergesriesen Montperdu und den Gipfel der Maladetta, den Pic d'Anethou, der sich — wie ein aufsteigender Berggeist — noch unermeßlich hoch, selbst über diese erhebt.

Wer Einsamkeit liebt, — furchtbare-erhabene Einsamkeit, — wer den Schmerz eines vom Leben zertretenen Herzens retten will, in Gegenden so öde wie seine Zukunft, — wer die heißblutende Brust an starre, harte Felsen, an Eismauern drücken will, um sie zu kühlen und ihre Wunden zu schließen, — wer nichts mehr von der Welt wissen mag und von ihrem Getriebe, seinen Geist aber aufzurichten denkt an einer großen, erhabenen, wilden Natur, der flüchte hieher, — der begrabe sich in die schauerlichen Einöden der Pyrenäen.

Und wenn Einsamkeit, Naturgröße und Zeit den Schmerz gemildert haben, dann steige er allmählig herab. Zwischen den Bergriesen liegen — einsam und versteckt — Thalgründe, so lieblich, so reich, so ent-

zückend wie das Lächeln, mit dem die glückliche Mutter, unter den furchtbaren Wehen der Geburt, ihr erstes Kind begrüßt. Hörst du den mächt'gen Ton wie Geisterruf rings durch die Berge hallen? Es ist das Stöhnen Olivants. Roland, der Held, er stößt in's Horn und sinkt im Thale Roncevál getroffen von dem Schwert der baskischen Gebirgsbewohner. Hier weht die Sage dich mit süßen Schauern an, und dort lacht dir die Liebe Gottes und seiner Milde Herrlichkeit entgegen aus dem Campanerthal, durch das der Adour seine Silberwogen ringelt.

In jenen Gebirgszügen liegt auch das kleine Dorf Gavarnie, merkwürdig wegen seiner Umgebung, berühmt wegen seiner Heilquellen. Auch das Thal von Gavarnie trägt den ganz eigenthümlichen Charakter fast aller Pyrenäenthäler. An dem Orte ihrer Entstehung nämlich, senken sie sich fast steilrecht ein. So bilden sie ein Becken von mehr oder weniger Ausdehnung, das nach drei Seiten hin von einer Felsenmauer eingeschlossen wird, und nur auf der vierten geöffnet ist. Man nennt solche Becken Amphitheater. Das berühmteste darunter ist eben jenes von Gavarnie. Sein Hintergrund steigt in einer Felsenwand von 1400 Fuß Höhe auf, über die sich zehn Bäche mit wildem Tosen herabstürzen.

Einen schöneren Anblick kann man sich kaum denken, zumal wenn die Sonne scheint, und von den blinkenden bewegten Silberstreifen der Sturzbäche, Schaum und Staubregen aufwirbeln und zerfliegen und sich hunderte von Regenbogen wie verbindende Brücken von einem Wasserfall zum andern aufbauen.

Weiter gegen Süden ist dann der hohe Marboré und die Rolandsbresche, eine ungeheure Felsenmauer mit einer Oeffnung gleich einer Pforte, über welcher sich majestätisch die Felsenspitzen des Marobé erheben, die man die Thürme von Marobé nennt.

Das ganze Thal bietet den Anblick einer Reihenfolge von Becken und Thalengen dar, und steigt daher nicht gleichförmig, sondern mehr stufen- oder absatzweise von dem Kamme des Gebirges zur Ebene herab. Alle diese Absätze aber sind eben so viel herrliche Gärten, die von Ueppigkeit und Fülle strotzen. Ihre Kronen sind die Olivenbäume, die wildwachsenden Hecken der schönsten Rosen und überhaupt die Menge der herrlich duftenden Kräuter und Blumen.

An den Abhängen und auf den Höhen stehen ganz einfache ländliche Häuschen, den Schweizer Sennenhütten nicht unähnlich. Sie werden theils in der That von Hirten und Gemsjägern bewohnt, theils auch sind

sie bequemer eingerichtet, und dienen den Fremden als Aufenthaltsort, die die Heilquellen oder die Luft hieher-gelockt.

Die Nacht war längst hereingebrochen, als auf einem der höchstgelegensten dieser Häuschen noch Licht brannte.

Durch das offene Fenster wehte eine kühle, erquickende Luft, sahen freundlich die Sterne, die in einer Reinheit blitzten, wie wir sie in unseren tiefen Dunstschichten niemals sehen. Aber sie sollten auch nicht unbeobachtet bleiben, denn auf dem Gesimse des Fensters war ein schöner, großer Tubus angebracht.

Im Zimmer selbst saß an einem Tisch, der mit Schreibzeug, Papier und Büchern bedeckt war, eine Dame. Der stille Kummer, der auf ihrem edlen Antlitz thronte, die Hoheit der Gestalt und der einfache schwarze Anzug harmonirten schön. Sie hatte den Kopf auf den Arm gestützt und sah, in Sinnen verloren, durch das offenstehende Fenster nach dem gestirnten Nachthimmel. Zwar war sie allein, dennoch aber bewegten sich ihre Lippen; ja oft entschlüpften ihr Worte, als rede sie mit einem zweiten unsichtbaren Wesen. Es war Sidonie, die „Sternkönigin!"

Wem galt der Schmerz? wem galt die Rede? wem

der Blick nach jenen lichten Welten? — Denn ein Schmerz war es, den sie trug, und doch kleidete sie gerade die Ruhe, mit welcher sie diesen Schmerz trug, so unendlich gut. Sagt doch unser unvergeßlicher Jean Paul so schön und wahr: „Die weibliche Psyche muß nie, obwohl glühend zerstochen, krampfhaft mit den Flügeln um sich schlagen, weil sie sonst, wie andere Schmetterlinge, den Schmuck derselben zerschlägt."

Wie recht hat er! Wie zurückschreckend ist ein weibliches Wesen, das in seinem Seelenschmerze schreit und tobt und schäumt, und wie gewinnend, wie hinreißend ist die Wehmuth einer stillen Dulderin. —

Nach einiger Zeit hatte sich Sidonie erhoben und war an das Fenster getreten. Ihr Blick ruhte unter den Sternen. Nach einer kleinen Weile sagte sie leise: „Noch ist es nicht Zeit!" und trat an den Tisch zurück.

Sie setzte sich, nahm ihr Tagebuch und schrieb:

„Der Tag ist zu Ende. Er war ein wichtiger in meinem Leben, weil er mich abermals auf meine Schwächen aufmerksam machte. Ich habe den jungen Mann wiedergesehen, den ich zu Venedig bemerkt, und der mir zu Nizza wiederbegegnet ist. Ich fühlte, ich sah an der Röthe, die sein Gesicht bei dem Zusammentreffen mit mir überflammte, daß ich ihm nicht gleichgültig sei. Er

ist mir auch hierher nachgereist. Ich kann ihm nicht weiter entfliehen, da die Gesundheit meiner guten Mutter auf dem Spiele steht, und ihr die Luft zu Gavarnie so gut bekommt. Aber warum auch fliehen? Ich gestehe es, es hat mich zwar gefreut, es hat mir geschmeichelt, daß er mir so beharrlich und so weit nachfolgte, und dies war Schwäche von mir; aber werde ich darum meinen Schwur brechen? Nie, nie, Mathilde! — Aber achten darf ich ihn doch, schon seiner schönen That zu Nizza wegen. Außerdem verräth sein edles Wesen eine schöne Seele. Er hat Geist, wie ich aus dem Gespräch bemerkte, das er heute mit mir anknüpfte. Kunst und Wissenschaft sind ihm heilig und seine glühende Begeisterung für die Natur hat mich hingerissen ...."

Sidonie hielt inne. Sie las nach, was sie geschrieben und strich dann das Wort „hingerissen" aus. Aber indem sie sich auf einen andern ruhigeren Ausdruck besann, fühlte sie, daß sie auf dem Wege sei, eine Unwahrheit niederzuschreiben. Sie erröthete vor sich selbst und schrieb mit stolzer Entschlossenheit abermals das Wort „hingerissen" nieder. Ja, sie unterstrich es und schloß: „Ich muß vorsichtiger sein! Ich flüchte unter die Sterne."

Sidonie stand auf, ging an das Fenster, setzte sich dann vor den Tubus, richtete ihn und versank in stilles Schauen und Staunen.

Ihre Blicke ruhten auf jenem weißlichen Schimmer, der sich durch das Himmelsgewölbe hinzieht, wie ein Gürtel den ganzen Himmel umschließt, und den wir die Milchstraße nennen.

Da löste sich die nebelartige Lichtmasse in Tausende von Sternen auf.

Sidonie schaute und schaute. Und sie dachte daran, daß das weißliche Licht, welches noch immer hinter den neuen Sternen lag, wieder nur der Glanz neuer Sonnen sei, um die sich zahllose Erden und Monde bewegten. Sie wußte, daß der große Herschel 50 Millionen solcher Sonnen gezählt, und daß die Astronomen darüber einig seien, daß hinter diesen 50 Millionen noch neue Millionen und Millionen Sonnen, Erden, Monde liegen.

Der Gedanke war Sidonie nicht neu, aber er erschütterte sie, so oft sie ihn faßte, — so oft sie mit Andacht in den sternschäumenden Ocean der Unendlichkeit schaute. Und sie dachte weiter, wie sie nun so einsam und so klein, auf dem einsamen, kleinen Pünktchen, —

das wir Erde nennen, — in diesem Ocean von Welten dahin schwebe.

Ein wehmüthiges, sie unendlich gut kleidendes Lächeln spielte um ihren Mund.

„Ach!“ — sagte sie leise — „Und doch glauben der armen Sterblichen so Viele, Gott beschränke sich und sein Reich auf dieses Sandkörnchen, das wir bewohnen. Welch' ein beschränkter Gott, welch' kleines, armseliges Reich wäre dies. So klein, daß es nicht einmal von den Sonnen im Hintergrunde des Himmels gesehen werden könnte!“

Sie schwieg und blickte abermals in die sternflammenden Tiefen. Und vor ihre Seele trat der Gedanke an die unermeßlichen Entfernungen, die zwischen jenen Sonnen und uns liegen, — der Gedanke, daß der Blick jener Welten Aeonen von Jahren bedarf, um des Sterblichen Auge zu treffen.

O wie wunderbar groß und selig ward es hier der Einsamen. Ihr Herz klopfte hörbar. Ein eigenthümlicher Glanz leuchtete aus ihren großen tiefen Augen, und in den langen schwarzen Wimpern funkelten Thränen.

„Mathilde!“ seufzte sie dann leise — „und auf welchem Sterne finde ich dich wieder?“

Sidonie schwieg. Das Licht war herabgebrannt

und erloschen. Die „Sternkönigin“ aber schaute noch in jene funkelnden Regionen, als längst die Mitternacht vorübergezogen. Sie sann wiederholt über jene unermeßlichen Entfernungen, — über die scheinbare Gegenwart der jetzigen Milchstraße, — sie frug sich, ob wohl auf jenen Sternen die lieben Heimgegangenen wohnten.

Es ist keines Sterblichen Sache, in diesen großen Fragen einen entscheidenden Spruch zu thun. Wo keine unserer Meßruthen den Raum, keine Geschichte die Zeit mehr zu umfassen vermag, wo unsere Erde nicht allein, sondern auch die Sonne, ja ihr ganzes System zum unscheinbaren nichts bedeutenden Punkte zusammenschrumpft, da muß allerdings der Phantasie ein Spielraum gestattet werden.

IV.

Das offene Herz.

„Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen."
Fr. Freiligrath.

In derselben Nacht, in welcher sich Sidonie so aufgeregt und mit sich selbst unzufrieden unter die Sterne geflüchtet hatte, kämpfte auch Wangenheim einen harten Kampf.

Er ging in seinem Zimmer — einem der schönsten im ersten Gasthause zu Gavarnie — mit raschen Schritten auf und ab. Etwas recht Unangenehmes beschäftigte dabei seine Seele. Es waren Zweifel — und zwar Zweifel an Sidoniens Charakter. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Schon den ersten Tag, als Karl in Gavarnie angekommen war,

wohin ihn unsägliche Nachforschungen geführt, begegnete er dem Grafen Barbarigo. Unwillkürlich fühlte er im gleichen Momente eine Aufwallung von Eifersucht. Bei weiterem Nachdenken fand er dieselbe auch begründet genug. Bei Barbarigo hatte die „Sternkönigin" in Venedig gewohnt, in Barbarigo's Gesellschaft war sie ihm in Nizza begegnet, und nun mußte er denselben auch in diesem Winkel der Erde treffen. Uebrigens ließ sich aus dem Allen höchstens schließen, daß es dem Venezianer wie unserem Deutschen gehe. Aber dabei blieb es nicht.

In einem so kleinen Bade wie Gavarnie, das zugleich von aller Welt abgeschlossen ist, bleiben die wenigen Fremden auf den Umgang unter sich beschränkt. Wer nicht Geschmack an der Natur findet oder gewohnt ist, mit sich selbst zu leben, der muß sich, will er nicht vor Langerweile sterben, der übrigen Badegesellschaft anschließen. Wer dies nun nicht thut, der ist von vorn herein als ein Sonderling verschrieen und kann darauf rechnen, daß er — namentlich durch den weiblichen Theil der Badegesellschaft — in das Gerede kommt. Besonders verzeihen die Frauen einem anderen weiblichen Wesen eine stolze Zurückgezogenheit, eine gewisse Selbstständigkeit nie und nimmer. Daher kam es denn auch,

daß Sidonie schon vor Karl's Ankunft von mancher der anwesenden Fremden mit Gehässigkeit beurtheilt wurde. Ja hier war es noch mehr der Fall, da dieselbe ein geheimnißvolles Dunkel umgab.

Die meisten der Badegäste wohnten aber mit Wangenheim unter einem Dach, und so mußte der arme junge Mann beständige Stichelreden und Zweideutigkeiten über den Gegenstand seiner Liebe hören. Daß der venezianische Graf mit in's Gerede kam, versteht sich von selbst. Das Peinlichste für Karl war aber, daß man gar nicht wie von Vermuthungen, sondern wie von Thatsachen sprach. Ganz gewiß war man darüber, daß Sidonie auf ihrer Felsenburg alle Nacht Licht brenne und auf sei. Ja die Neugierde hatte schon ausgekundschaftet: sie sei dann nicht allein, da man sie oft mit Jemanden sprechen höre. Der Jemand war natürlich der Graf. Zwar wohnte dieser in einer andern Sennhütte, das aber hob nur das Abenteuerliche noch.

In der That circulirte bald eine ganz zusammenhängende, höchst abenteuerliche Geschichte. Unglückliche Liebe, ein bindendes Gelübde, ein geheimes Verhältniß mit dem Venezianer waren die Ingredienzen, aus welchen die Geschichte von irgend einem intriguanten weiblichen Gehirne gebraut war. Die ganze Badewelt aber war

über diesen Fund glücklich. Täglich kamen neue Nachrichten — Gott weiß woher! dazu, ja man flüsterte schon von schweren Verbrechen, in welche die schöne Deutsche mit verwickelt gewesen sei. Deren Erinnerung schrieb man denn auch die Melancholie zu, die so sichtbar auf Sidonie laste.

Wangenheim war über all' dies Gerede außer sich. Er konnte ihm keinen Glauben schenken und dennoch wurde Alles mit einer solchen Bestimmtheit erzählt, als wäre Jeder Zeuge gewesen.

Gerade an dem Abend, von welchem wir sprechen, hatte ein schwindsüchtiges Fräulein von dreißig und einigen Jahren ihre ganze Galle über Sidonie ausgeschüttet und mit einer solch' perfiden Bitterkeit, daß sich Karl der Beleidigten auf das Lebhafteste annahm. Der Streit erhitzte sich und man kam endlich in der Aufregung so weit, daß man sich den ferneren Umgang gegenseitig unmöglich machte.

In der höchsten Aufregung kam Karl auf sein Zimmer. Er fühlte, daß er diesen Zustand nicht länger ertragen könne. Er liebte Sidonie; aber er wollte eine würdige Liebe. War an den Geschichten mit dem venezianischen Grafen auch nur ein einzig wahres Wort,

dann war er entschlossen, Gavarnie auf der Stelle zu verlassen und die „Sternkönigin“ zu vergessen.

Aber wie sollte er zur Wahrheit kommen?

„Wie?“ frug er sich. Seine Antwort war: „Auf die einfachste Art von der Welt. Ich schreibe an sie, sage Alles wahrheitsgetreu und verlange dafür ebenfalls Wahrheit.“

Wangenheim führte diesen Vorsatz noch dieselbe Nacht aus. Nach zwei Tagen erhielt er folgende Antwort:

„Ihre geehrten Zeilen haben mich zugleich geschmerzt und erfreut. Geschmerzt, — weil ich die Menschen beklagen muß, die nichts Heiliges mehr auf Erden kennen und sich ihr eigenes Leben dadurch verbittern, daß sie sich über Andere ärgern. Gefreut aber hat mich Ihr Vertrauen zu mir und dem Guten. Meine Ehre erfordert indessen Rechtfertigung. Ich bin Sie Ihnen zu geben bereit, da ich Sie achte, und erwarte Sie daher Morgen gegen sechs Uhr zu einem Spaziergang nach dem Amphitheater. Meine Mutter und ich werden um jene Zeit den Weg über die Eremitage herabkommen. In Gottes freier Natur läßt sich das gedrückte Herz am besten ausschütten. Achtungsvoll: Sidonie.“

Wangenheim war zur bestimmten Stunde auf

dem angegebenen Weg. Er sollte nicht lange warten. Indessen traf es ihn wie ein Strahl aus heitern Höhen, als er in Sidonien's Gesellschaft abermals den Venezianer erblickte, der Sidonien's Mutter den Arm geboten hatte. Unwillkürlich stieg der Argwohn in seinem Herzen stärker als je auf. Indeß er konnte beim Anblick Sidonien's nicht Stich halten, um so weniger, als das Mädchen den Grafen mit einer solchen würdevollen Ruhe und kindlichen Unbefangenheit vorstellte, die alle Zweifel mit einem Male niederschlug.

„Mein zweiter Vater!" sagte sie dabei mit wehmüthiger Betonung und dankbarem Blicke auf den Grafen. Der Letztere aber schien sich bei diesem Titel nicht sehr geschmeichelt zu fühlen. Er unterdrückte einen leisen Seufzer.

Der Spaziergang, welchen die Gesellschaft jetzt machte, war herrlich. Mit dem terrassenförmigen Aufsteigen der Berge mehrten sich die Schönheiten des Thales. Bald nahmen sie reizende Olivenwäldchen auf, bald gingen sie durch dichte Gebüsche von Rosen und Jasmin. Bald wieder hüpfte ein krystallheller Bach durch die üppigsten Wiesen. Und dies Alles im Hintergrunde überragt von der riesigen Felsenwand des

Amphitheaters mit ihren zehn Sturzbächen und den Felsthürmen von Marobé.

Die Unterhaltung floß dabei leichter, als man bei der immer etwas peinlichen Veranlassung des Spazierganges gedacht haben sollte.

Sidonie wußte, daß Wangenheim ein großer Verehrer der Kunst sei, und so drehte sich das Gespräch um diesen Gegenstand.

Sidonie behauptete: daß der gebildete Theil des weiblichen Geschlechtes fast so viel für die Kunst thue, als die Künstler selbst. „Denn," sagte sie, „auch Der leistet der Kunst wesentliche Dienste, der — ohne gerade selbst Vortreffliches zu schaffen, rüstig dazu beiträgt, das Schlechte, Gemeine und Falsche wegzuräumen."

Gern gestand dies Wangenheim auch zu. „Aber," entgegnete er, „mit siegender Allgewalt kann doch nur Derjenige auf dem Felde der Künste wirken, der hervorbringt, was seine Zeit gezeitigt und der mit seinen Werken die Keime zu ferneren Früchten legt."

„Wie schön dies Gott gefügt hat," — sagte dazwischen die sanfte leidende Mutter, — „dem Weibe wurde die Aufgabe, mehr negativ, wie es seinem Wesen entspricht, zu wirken: schon als Mutter die kindlichen Begriffe zu läutern, und die Herzen zu einem empfänglichen

Boden zu machen. Dann kommt der starke Mann und schafft und stellt der durstigen Seele das Positive, die Kunst-Gestaltungen entgegen, auf daß sich der Geist an ihnen bis zur Unsterblichkeit emporranke."

„Ja!" fiel der Graf ein. — „Hätten wir nur mehr wahre Kunst. Aber sie wird immer seltener. Zu unsern neuesten oft sehr zusammengesetzten Schöpfungen auf dem Gebiete der Malerei bedürfte es ja wahrhaftig oft eines erklärenden Buches, um dahinter zu kommen, was der Maler mit seinem Bilde wollte; oder auch das Ganze ist lediglich für den Sinnenreiz erfaßt. Und doch sollte jedes Kunstwerk mit ureigenthümlicher Beredtsamkeit uns auf den ersten Blick sagen, was es bedeute, — sollte es gerade nur das ausdrücken, was die Seele erhebt und edel ergötzt und nicht mehr."

Sidonie zeigte bei diesen Worten auf die Felsenwand von Gavarnie. Sie glühte wie Feuer in den letzten Strahlen der Sonne und ihre zehn Wasserfälle glänzten wie eben so viel Sturzbäche von Silber und Diamanten. Der Anblick war groß und erhaben.

„Hier ist die höchste Kunst und die reinste Natur!" lispelte das Mädchen und Alle schwiegen im Anschauen verloren.

„Mein Herr!" — sagte nach einer Pause Sidonie

zu Wangenheim gewandt, — „meine Mutter und der Herr Graf kennen den Zweck dieses Spazierganges. Lassen Sie uns nun den Wasserfällen noch ein Stück entgegengehen. Hier, im Anblick dieser göttlich schönen Scenen fühlt sich das Herz weicher und edler gestimmt, — hier, in dem Heiligthum der ewigen Natur, will ich Ihnen sagen, was ich Ihnen, zur Rettung meiner Ehre, zu sagen verpflichtet bin. Meine Mutter ist müde. Sie wird sich auf jener Bank niedersetzen, sie kann uns von da aus mit den Blicken folgen und der Herr Graf war ja schon so freundlich, ihr seine Gesellschaft zuzusagen."

Alle waren mit diesem Vorschlag einverstanden und so gingen Sidonie und Karl langsam dem riesigen Felsenhange zu. Anfangs schwiegen Beide, gedrückt durch die eigenthümliche Situation, in der sie sich befanden. Nach wenigen Minuten hub Wangenheim mit einer Entschuldigung, seine Bitte betreffend, an. Sidonie unterbrach ihn und bat, gleich zur Sache übergehen zu dürfen.

„Ich muß ohnedem etwas weit ausholen," - sagte sie, — „und die Zeit ist kostbar."

Dabei schaute sie nach dem Himmel, als sehne sie sich nach ihren Sternen. Welch' ein Blick war das?

Wahrlich! hier spiegelte sich ein Himmel in dem andern und die Frage war, welcher von beiden tiefer sei? — Karl sah die „Sternkönigin“ wieder in ihrer ganzen Hoheit vor sich stehen, wie er sie einst auf dem Palaste an den Lagunen erblickt.

Als Sidonie den Blick wieder gesenkt, fuhr sie fort:

„Ich bin die Tochter eines Künstlers. Mein Vater war ein tüchtiger Maler und lebte in Karlsruhe. Augenleiden hinderten ihn jedoch, seiner Kunst obzuliegen und so kam es, daß wir mit unserem kleinen Vermögen sehr zurückgezogen leben mußten. Wir waren indessen zufrieden und glücklich und zu diesem stillen Glück trug vor allen Dingen meine jüngere Schwester Mathilde bei. Sie war schön und gut wie ein Engel und hatte ein so sanftes Gemüth, daß es ihr förmlich unmöglich war, eine Seele auch nur im Entferntesten zu kränken. Dabei hatte sie schon als Kind eine wunderliebliche Stimme und ein überraschend feines musikalisches Gehör und Gefühl. Litt der arme Vater an den Augen oder beugten die gute Mutter Sorgen nieder, so sprang Mathilde an den Flügel und sang zu dessen Begleitung ein kindliches Lied — und Schmerzen und Sorgen waren verschwunden. So floh uns die Kindheit unge-

trübt dahin, während beide Eltern unabläſſig mit der Bildung unſerer Herzen und Geiſter beſchäftigt blieben."

„Da plötzlich — ich war achtzehn — Mathilde ſechzehn Jahre alt — ſollten wir den erſten tiefen Schmerz fühlen. Ein Schlaganfall raubte uns den Vater. Sind Sie ſo glücklich, Ihre Eltern noch zu beſitzen?" frug hier wehmüthig Sidonie.

„Nein!" entgegnete der junge Mann. „Ich habe ſie Beide verloren."

„Nun denn," — fuhr das Mädchen fort, — „ſo tragen auch Sie eine nie vernarbende Wunde in Ihrem Herzen. Sie wiſſen, was es heißt, an dem Grabe eines Vaters ſtehen. — — — So tief der Eindruck war, den dieſer Schickſalsſchlag auf mich gemacht, ſo berührte er Mathilde doch noch furchtbarer. Sie ward krank und kämpfte im Nervenfieber lang mit dem Tode. Als ſie aber endlich wieder geneſen war, bemerkten wir bald, daß ſie noch ſanfter, duldſamer und beſſer — aber auch nervös reizbarer geworden war."

„So verſtrich ein Jahr, aber mit dieſem Jahr veränderten ſich unſere Vermögensverhältniſſe ſo ungünſtig, daß wir Mädchen einſahen, jetzt gelte es, uns und der Mutter eine ſelbſtſtändige Exiſtenz zu gründen. Ich ſtickte, meine Schweſter entſchied ſich auf vieles Zureden

unserer Freunde und Verwandten zum Theater. Man nahm sie mit Freuden auf, denn ihre Stimme hatte sich unterdessen herrlich ausgebildet."

„Um jene Zeit näherte sich uns ein sehr fein gebildeter und wahrhaft liebenswürdiger junger Mann. Er war aus Kurland und, wie er sagte, der Sohn eines vermögenden Oekonomen. Nie würde nun meine Mutter diese Annäherung zugegeben haben, wenn jener junge Mann nicht auf das Redlichste aufgetreten wäre, und nicht nur um die Hand meiner Schwester entschieden angehalten, sondern sogar auch auf der Mutter Verlangen nach kurzer Frist die schriftliche Einwilligung seiner Eltern zu dieser Verbindung vorgelegt hätte. Mathilde liebte ihn in der That, — ja! was sage ich, sie lebte nur in ihm, ihre Seele war in der seinen aufgegangen. Ein neues Glück schien für sie, für uns Alle zu erblühen."

„Ach!" — fuhr Sidonie mit einem wehmüthigfreudigen Lächeln fort, — „Sie hätten dies gute Wesen sehen sollen, so ganz Natur, so kindlich rein, so unerschöpflich reich an Güte und Liebe .... und nun durch Liebe so beglückt. Freudig legte sie ihre ganze Zukunft, alle ihre Hoffnungen in die Hände des Mannes, der ihr tausend Mal schwur, nur in ihrem Besitz könne er

sein Lebensglück finden . . . . . und der sie dann betrog!"

Sidonie war stehen geblieben. Sie hatte das letzte Wort mit einer Bitterkeit ausgesprochen, die bei einer gemeinen Seele einen furchtbaren Haß, hier eine heilige Indignation kund gab. Ihre Züge waren in diesem Augenblick so fest und streng, ihre Gestalt hob sich so ernst und stolz, daß sie wie eine zürnende Göttin dastand.

„Vergeben Sie," — sagte sie dann, — „wenn ich hier ungerecht werde. Diese That hat mir die Männer verächtlich gemacht. Denn wenn ein gebildeter Mann im Stande ist, sich unter falschem Namen, unter Vorzeigen falscher Papiere, unter fortwährenden Lügen in eine arme, aber rechtliche Familie einzuschleichen und eine so himmlisch-reine Blüthe zu zertreten, was soll man dann von dem ganzen Geschlecht halten?"

Wangenheim wollte sprechen, Sidonie bat ihn, sie weiter erzählen zu lassen.

„Jener junge Mann," — fuhr sie alsdann finster fort, — „hatte sich für den Sohn eines Oekonomen ausgegeben. Er war Graf. Er hatte den Frühling der Liebe in dem Herzen meiner armen Schwester geweckt, — — um mit ihr zu tändeln. Er hatte mit den

heiligsten und edelsten Gefühlen der Menschheit gespielt — um den Preis eines zertretenen Herzens. Er lernte eine Dame von hohem Adel, aber sehr zweideutigem Rufe kennen, verließ kalt und plötzlich meine Schwester und heirathete vor ihren Augen seine neue Geliebte. Von diesem Augenblick an war Mathilden's Herz gebrochen. Ein stiller Gram verzehrte sie. Wir verließen Karlsruhe und Mathilde fand an der Bühne einer andern Residenz ein Engagement. Wunderbar! sie sang bezaubernder wie je. Der Schmerz ihrer Seele verklärte ihren Gesang wie ihren Charakter. Sie ward so hinreißend liebenswürdig, daß sie Jedes, wer sie kannte, anbetete. So wurde sie bald der Liebling der Stadt. Jedermann fühlte sich in ihrer Nähe glücklich und doch stand sie wie eine Heilige über Allen. Ach! ihre Dornenkrone kannte nur ich! Aber ich bemerkte auch mit geheimem Bangen, was Niemand, was selbst unsere Mutter nicht sah, daß der Wurm des Todes sich immer tiefer in diese Blüthe fraß. Da wurde die „weiße Dame" gegeben. Mathilde sang herrlicher denn je. Aber plötzlich, als sie, in weiße gespensterische Gewänder gehüllt, vorüberschwebte, und mit der ganzen Fülle ihrer berauschenden Stimme die Worte sang: „Deinen Augen erschein' ich heut' zum letzten Male,

hoffe nicht, mich aufzuhalten!" da faßte mich eine furchtbare Ahnung wie mit eisiger Faust im Nacken!" — Sidonie setzte sich hier auf eine am Wege stehende Bank. Karl folgte ihrem Beispiel.

„Ich hatte mich nicht getäuscht. Noch denselben Abend fiel Mathilde in ein nervöses Fieber. Bewußtlos phantasirend lag sie acht Tage. Am neunten erhob sie sich plötzlich. Noch ein Mal schmetterte sie geisterhaft, mit schon erstarrendem Munde ihr Schwanenlied: „Deinen Augen erschein' ich heut' zum letzten Male, hoffe nicht, mich aufzuhalten!" — Alles im ganzen Hause lauschte, — Alles staunte diese Fülle der Töne, diese reinen Perlen, diesen Schmelz, diese Seele an — Alles hoffte .... nur ich nicht. Ich wußte, es war der letzte Hauch des entfliehenden Lebens. Wenige Minuten später war sie todt. Ihre Seele war auf den Flügeln des Gesanges — ein verirrter Klang der Sphären — unentweiht in seine Heimath zurückgekehrt."

Heiße Thränen entquollen hier den Augen der Erzählenden. Sie barg ihr Gesicht in den Händen. Auch Karl mußte sich, vom fremden Schmerz ergriffen, die Augen trocknen. Beide schwiegen lange.

„Pflanzt ihr zu Füßen eine Rose, eine Rose pflanzt ihr zu Haupten. In Rosen laßt überall, — in weißen

und rothen — ihre Asche aufgehen. Und wenn in diesen Rosen zum nächsten Lenze eine Nachtigall singt, — jene hohen reinen Laute, die ihr nur eigen, jene schmetternden Triller, jenes schluchzend-langgezogene Lied der Liebe, — dann wollen wir, eine süße Thräne im Auge, leise zu einander sprechen: „Es war der Geist der Freundin, der uns grüßte!“

V.

Der Schwur.

„Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr."
Goethe.

Sidonie hatte lange in tiefen Schmerz verloren dagesessen. Karl schwieg aus Zartgefühl, denn er wußte, wie nichtssagend einem solchen Schicksalsschlage gegenüber die gewöhnlichen Tröstungen sind. Für solche Wunden quillt der heilende Balsam nur im eigenen Geiste.

Endlich hub Sidonie neuerdings an: „Sie haben hier das Räthsel meines Lebens. Wenn Sie die Heimgegangene gekannt haben würden, könnten Sie ahnen, was ich an ihr verlor. Ich konnte nicht ohne sie leben, und so trieb mich eine unaussprechliche Sehnsucht unter

die Sterne. Dort suchte ich die früh Verklärte und dort habe ich sie auch gefunden. Die Astronomie hat meinen Schmerz beruhigt und meinem Geiste eine neue Welt eröffnet. Ich weiß, daß, wenn ich in das uferlose Meer des Weltalls schaue, — Mathilden's Geist mich begrüßt. Oft däucht es mir dann, als hörte ich aus tiefen Fernen wohlbekannte Melodien zu mir herüberschallen, oft selbst spreche ich mit ihr. Dann wird es mir groß und selig zu Muthe, und ich möchte auffliegen zu meinen lieben Sternen. Der Welt aber habe ich entsagt und an dem Sarge meiner Schwester geschworen: „Nie einen Mann zu lieben, noch jemals zu heirathen!" Gewiß hätten wir auch die Stadt nicht verlassen, in der sich Mathilden's Grab befindet, wenn nicht das kostbare Leben meiner Mutter nur in den weichen Lüften des Südens zu fristen wäre. Die Mittel dazu gab uns der Zufall. Das äußere Glück kam, als uns so manches Unglück die Herzen gebrochen. Ein Bruder meiner Mutter, der kinderlos starb, hinterließ uns ein kleines Vermögen. Es hat für mich keinen anderen Werth, als den: die gute, gebeugte Mutter zu pflegen und ihr die letzten Tage ihres prüfungsschweren Lebens zu erleichtern und zu verschönern. Was den Grafen betrifft, waren wir vom Hof an denselben empfohlen. Er nahm uns mit

seiner bekannten Liebenswürdigkeit auf. Bald aber bat er um meine Hand. Ich mußte sie ihm abschlagen, weil ich meinem Schwur treu bleiben will und in der That den guten Mann auch höchstens kindlich zu verehren im Stande bin. Natürlich mußten wir nach der Bewerbung seinen schönen und gastfreundlichen Palast, aus Rücksichten der Schicklichkeit, verlassen. Er kam uns indessen nach Nizza nach, erklärte ehrlich, daß er nicht ohne uns leben könne, und bat mich, ihm doch wenigstens die Stelle eines Vaters in meinem Herzen zu gönnen. Dies that ich auch gern, da ich ihn achten gelernt habe."

„Sie wissen nun Alles, mein Herr," — schloß hier Sidonie, — „ich habe Ihnen mein Herz geöffnet, weil mir daran liegt, von Ihnen nicht verkannt zu werden."

Sidonien's Erzählung hatte einen tiefen Eindruck auf Wangenheim gemacht. Er liebte die „Sternkönigin" jetzt nur um so mehr, schon des Unglücks wegen, das sie niederbeugte, und dann um der heißen treuen Liebe willen, mit der sie an der verstorbenen Schwester hing. Ihr Ernst, ihre äußere Kälte, das stolze Aufrichten ihres Geistes mitten im höchsten Schmerze, Alles dies machte sie ihm doppelt liebenswerth. War doch, was Stolz schien, nur ein tiefer

Ernst, — ihr Herz aber war ja keineswegs kalt, sondern „es glich nur der Erdkugel, da es mit einer bis auf eine ziemliche Tiefe kalten Oberfläche anfing, in seinem Innersten aber eine verhüllte Wärme trug."

Doch was half dies? — Hatte Sidonie nicht jede Hoffnung niedergetreten mit der Erwählung ihres harten Schwures?

Auf dem Rückweg zur Mutter und dem Grafen suchte Karl das Ungerechte, was in der Verdammung des ganzen männlichen Geschlechtes in Folge der Schuld eines Einzelnen liegt, darzuthun. Sidonie bemerkte mit Recht, daß dieser Fall durchaus nicht vereinzelt dastehe, und leider zu jeder Zeit gar manches kindlich-fromme Mädchenherz auf gleiche Weise gemordet werde. Sie wolle auch jetzt nicht, wie damals, als sie am Sarge der Geopferten im wilden Schmerze geschworen, alle Männer verdammen, indeß könne von keiner Ungerechtigkeit die Rede sein, da Niemand durch den Schwur leide.

„Niemand?" rief Karl rasch und bedeutungsvoll. „Wenn Sie nun mit diesem Schwur gleichfalls ein Wesen unglücklich machten?"

„Das dürfte kaum möglich sein!" entgegnete Sidonie. Aber ihre Stimme war unsicher geworden, und

eine flüchtige Röthe lief über die sonst so blassen Züge. Sie beeilte sichtbar ihre Schritte.

Mit Schmerz bemerkte Karl dies Ausweichen. Nur noch wenige Schritte und sie hatten die Mutter erreicht, die ihnen am Arm des Grafen entgegenkam. Er sagte daher: „Es ist in der That der Fall. So wie die leichtsinnigen Schwüre . . . .“

Sidonie fiel ihm mit einem bittenden Blick in das Wort. „Wenn Sie den Schmerz achten, der auf mir lastet — so lassen Sie uns über diesen Gegenstand schweigen. Er untergräbt meine Ruhe.“

Sie hatten die älteren Leute erreicht. Auf dem Heimweg war die Unterhaltung etwas gezwungen. Jedes beschäftigte sich mehr mit seinen Gedanken, als mit den Aeußerungen des Anderen, und so warf erst die Trennung die Bürde der Convenienz von jeder Brust.

Als Sidonie sich wieder unter ihre Sterne begeben wollte, gewahrte sie, daß an dem nächtlichen Himmel ein schweres Gewitter heraufgezogen war. Es lagerte unter dem Firmament wie ein riesiger schwarzer Drache, und spie von Zeit zu Zeit unter dem Knurren ferner Donner, Feuer und Flammen. Aber das Ungethüm verdeckte auch neidisch alle Sterne. Sidonie kam es bei ihrer inneren Aufregung, bei den Kämpfen,

die ihre Seele zerrissen, vor, als zürne ihr heute der Himmel, — als habe die verklärte Schwester ihr mildes, lichtes Auge verhüllt. Beklommen, eine Thräne in den Wimpern, blickte sie in die Wolkennacht und dachte an ihren Schwur.

Nach wenigen Minuten nahm sie ihr Tagebuch und schrieb:

„Ich habe mein Vorhaben ausgeführt und Wangenheim mein Herz erschlossen. Ich war es meiner Ehre schuldig. Aber ich weiß auch nun mit Gewißheit, daß er mich liebt. Und ich? — — Heute zum ersten Male fühlte ich, daß ich bei meinem Schwur zu weit gegangen war. Gegen meinen Willen ist in mir ein gewisser wunderbarer innerer Zug nach dem sinnigen Manne erwacht. Ich fühle mehr als je, wie nöthig es ist, mich der Welt zu entziehen. Ich will ihn nicht wiedersehen."

Sie legte ihr Tagebuch bei Seite, und versank in tiefe Träumereien.

VI.

Die Brautnacht.

„Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In schwarzen Güssen
Strömet hervor, ihr Bäche des Bluts."
Schiller.

Wangenheim sah Sidonie in Gavarnie nicht mehr.

Vergebens hatte er ihr wieder zu begegnen versucht, — umsonst wandte er alle Mittel an, sich ihr zu nähern. Endlich schrieb er ihr. Der Brief war kurz, einfach und offen. Er zeigte die Thorheit eines ungerechten Schwurs und sagte, — fern von aller Ueberschwenglichkeit, — daß Karl Sidonie liebe, ja daß er überzeugt sei, sein Lebensglück zerstört zu sehen, wenn Letztere ihn zurückstoße.

Die Antwort empfing Karl nach einigen Tagen aus dem Munde des Grafen. Sidonie ließ ihm sagen, daß sie ihn achte, und daß er sie gelehrt, ihren Schwur zu bereuen. Sie bitte ihn aber, um ihrer Ruhe willen, Gavarnie zu verlassen.

Der Graf ergänzte noch die Antwort, indem er sich Wangenheim's mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen annahm und ihm betheuerte, daß er allerdings überzeugt sei, Sidonie liebe Karl. Doch bat auch er den jungen Mann, abzureisen, da er die Charakterfestigkeit der „Sternkönigin" kenne, und an ein Abgehen von ihrem Schwur jetzt nicht zu denken sei. Eher werde ihr das Herz brechen. Indessen wolle er nach und nach versuchen, einen Sieg der Vernunft über die Leidenschaftlichkeit des Schmerzes und das Vorurtheil, daß auch ein übereilter Schwur gehalten werden müsse, selbst wenn er Andere unglücklich macht, herbeizuführen. Endlich bat er sich die Angabe des Ortes aus, nach welchem er Briefe an Wangenheim richten dürfte.

Karl war von allem Dem wie vernichtet. Das Leben lag wüst und öde vor ihm und seine Zukunft schien ihm jetzt so freudenleer, daß er vor ihr zurückbebte. Er beneidete in diesem Augenblick den Grafen um seine Jahre und grauen Haare. Sie hatten es Jenem, in

gleicher Lage, doch möglich gemacht, Sidonien ein Herz voll väterlicher Liebe darzubringen und damit das Glück zu erkaufen, in ihrer Nähe bleiben zu dürfen.

Indessen hier mußte gehandelt werden — und zwar als Mann. Karl bestimmte Marseille als den Ort, wo ihn Briefe treffen könnten — und reiste ab.

Aber ein Jahr verging und Karl hörte nichts von dem Grafen noch von Sidonie.

Da schrieb er nach Gavarnie an seinen Wirth und bat um Auskunft. Statt dieser bekam er unter Kreuzband ein Zeitungsblatt, in welchem nachstehender Artikel roth angestrichen war:

„(Gavarnie.) Die Einförmigkeit unseres Badelebens hat ein tragischer Zufall unterbrochen. Der schon längere Zeit sich hier aufhaltende italienische Graf Barbarigo bekam unlängst mit dem Chevalier d'Ophris Streit. Die Veranlassung gaben leichtfertige Aeußerungen des Chevaliers über die Ehre einer jungen Dame, die unter des Grafen Schutz stand. Ein Duell fand statt, in welchem der Graf tödtlich verwundet wurde. Er starb nach einigen Tagen. Herr von Ophris ist entflohen."

Am Rande des Zeitungsblattes stand noch mit Bleistift geschrieben:

„Der Schrecken warf auch Fräulein Sidoniens Mutter auf das Krankenbett. Sie starb vierzehn Tage nach des Grafen Tod. Letzterer hatte laut Testament die junge Dame als Universalerbin eingesetzt. Wohin diese aber gekommen ist, weiß Niemand. Nach der Beerdigung ihrer Mutter reiste sie, selbst halbtodt, ab und wandte sich nach Pau."

Es gibt auf der Welt Menschen, die, so zu sagen, einen Fluch durch ihr ganzes Leben mit sich ziehen. Sie mögen thun, was sie wollen, es mißglückt, — sie mögen noch so vorsichtig sein, sie haben Unglück, und wenn das Unglück erst einmal ihre Schwelle überschritten hat, dann ist es, als wolle es nicht mehr enden und seine Donner fallen Schlag auf Schlag.

Als solche Opfer eines unerforschlichen Rathschlusses betrachtete Karl sich und Sidonie.

Hatte er aber in einem dumpfen Dahinbrüten, in einer Melancholie gelebt, die ihn fast für alle Reize des Lebens unempfänglich gemacht, so rüttelte ihn dieser neue Schlag auf.

Stand doch jetzt Sidonie ganz allein und verlassen in der Welt. Jetzt bedurfte sie vielleicht männlichen Schutzes, denn das ererbte Vermögen, — so weit kannte sie Karl — hatte für sie keine Bedeutung.

Wangenheim setzte daher noch einmal Alles in Bewegung, um Sidoniens Aufenthalt zu entdecken. Umsonst! Die Spuren führten in das innere Frankreich, verloren sich aber bald.

Da drohte die Schwermuth über Karl wieder mit der alten Wucht hereinzubrechen, als ihn in Paris die ungeheuren Zeitbewegungen mit in ihren Strudel zogen. Die Entsagung Louis Philipp's, die Revolution der Märztage, die Nachrichten aus Deutschland von Metternich's Sturz und Verjagung, die Barrikadentage von Wien und Berlin, — alles dies folgte ja so schnell aufeinander, daß er nicht Zeit hatte, sich seinem Kummer zu überlassen.

Wer erinnert sich nicht, wie indessen mitten in diesem Strudel von Begebenheiten das Dasein der jungen Republik Frankreich noch einmal bedroht war. Die Insurrection der Arbeiter brach aus und Alles, was Freiheit und Ordnung liebte und ein Herz im Busen trug, das für die großen Errungenschaften der Märztage schlug, griff zu den Waffen. Auch die Deutschen thaten es, die damals in Paris waren, und — offen gesagt — Karl gesellte sich den Kämpfenden um so lieber bei, als er sich in der That aus einem Leben nichts mehr

machte, das seine Bedeutung für ihn zum großen Theil verloren hatte.

Kaltblütig setzte er sich daher den Kugeln der Insurgenten aus. Keine traf. Schon war die tiefe Nacht hereingebrochen, der Kampf dauerte fort. Da galt es, ein schönes Haus zu stürmen, dessen sich die Arbeiter bemächtigt hatten. Der Angriff war um so gefährlicher, als von allen Seiten her aus den Fenstern geschossen wurde. Wangenheim war rasch entschlossen. Er stellte sich an die Spitze eines muthigen Haufens und in Kurzem waren sie Meister. Freilich waren viele der Kameraden gefallen, wer hatte aber da Zeit, die Todten zu zählen! Unser junger Mann bekam den Befehl, seine Stellung zu behaupten. Die Thore wurden verrammelt und die Fenster besetzt. Aber der Kampf hatte hier ausgetobt. Von Viertelstunde zu Viertelstunde ward es stiller. Immer ferner wirbelten die Trommeln, fielen die Schüsse, und bald hörte man nur noch das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden auf der Straße.

Karl benutzte die Ruhe, das ganze Haus genau zu durchsuchen. Denn noch immer war es möglich, daß sich Insurgenten in ihm versteckt hielten, um im günstigen Moment über ihn und die Seinen herzufallen. Im

Keller und den unteren Geschossen fand man Niemand. Da gedachte Wangenheim des Bodens. Er selbst stieg hinauf. Alles war still und leer, da die Eigenthümer und Bewohner sich schon früher geflüchtet hatten. Nur noch eine Treppe war er nicht gestiegen, sie führte zu einem Belvedere.

Sollten sich einige der Verwegenen auf das Dach versteckt haben? — Karl stieg leise und vorsichtig hinauf, die geladene Büchse in der Hand. Jetzt konnte er durch die Oeffnung auf das Belvedere sehen. Er stand wie vernichtet .... unbeweglich, auf einen Tubus gestützt, den ruhigen Blick nach Oben gewendet, stand eine schlanke weibliche Gestalt im weißen Kleide vor ihm .... es war „die Sternkönigin!"

Sie hatte den Nahenden nicht bemerkt. Ganz Paris war im fürchterlichsten Aufstande — Sidonie kümmerte es nicht. Die Sturmglocken hatten geheult, Schlachten waren zu ihren Füßen geschlagen worden, — es berührte sie nicht; denn sie hatte abgeschlossen mit dieser Welt und ihrem Getreibe, ihr Geist und ihr Herz war unter den Sternen.

Mochte es draußen toben wie das sturmbewegte, brausende Meer, in ihrer Brust war es ruhig und still und ihre Gedanken hatten sich eine eigene Welt gebaut,

hoch oben in den lichten Sphären der wandelnden Welt-Systeme.

Ueberraschung und Freude hatten auf Momente Karl der Sprache beraubt. Jetzt rief er mit einem Ton, in welchem die Liebe alle Sehnsucht aussprach, die ihn so lang gefoltert, ... „Sidonie!"

Es war der Ton, in welchem Christus nach seinem Wiedererwachen einst „Maria" gerufen haben mochte.

Die „Sternkönigin" erbebte. Aber sie schaute nicht nieder, sie schien zu glauben, der Ton komme aus den Tiefen des Himmels.

„Mathilde! Mutter!" — lispelte sie leise — „ruft Ihr mich?"

„Dich ruft die Liebe" — entgegnete sanft der junge Mann, — „und ein Herz, das um Deinetwillen zu brechen droht."

Und mit diesen Worten trat er vor die Staunende. Eine flüchtige Röthe zuckte über das bleiche, leidende, aber noch engelschöne Gesicht. Dann malte sich aufrichtige Freude in ihm. Sie reichte Karl die Hand und frug: „Haben Sie mich nicht vergessen? Können Sie mir vergeben?"

„Vergessen — vergeben!" wiederholte Karl —

„ich frage jetzt nur nach Einem, darf meine treue, vielgeprüfte Liebe noch nicht auf Gegenliebe hoffen?"

„Ach!" seufzte Sidonie und schaute Karl mit einem Blick an, in dem ein ganzer Himmel lag. „Ich habe ja schon lange meinen Schwur gebrochen und Sie geliebt. Aber nicht mit der Liebe der Erde, sondern mit der Liebe, die wir unter den Sternen athmen."

„Sidonie!" rief Karl noch ein Mal und zog die Geliebte an sein Herz.

Da zuckte eine schwefelgelbe Helle durch die Nacht, wie das Aufleuchten der Hölle. Ein furchtbares donnerndes Krachen folgte. Das Haus, in welchem sich Karl und Sidonie befanden, war in die Luft geflogen. Die Insurgenten hatten seine geheimen Keller zu einem Pulvermagazine gemacht und dieses, da Alles verloren war, jetzt in die Luft gesprengt.

Die „Sternkönigin" war zu ihren Sternen aufgeflogen.

Künstlergenie und Fürstenlaune.

I.

Klopstock's Messiade.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit!
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

O du Heimathflur, o du Heimathflur!
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer!"

Wenn man in unseren Tagen so oft die „alten guten Zeiten" rühmen hört, in welchen die Menschen noch weit besser und alle Lebenseinrichtungen vortrefflicher gewesen sein sollen als jetzt, so stimmt ein solches Urtheil gar nicht mit dem überein, was der ehrwürdige, von aller Welt geliebte und geschätzte protestantische

Pfarrer Füger sagte, als er mit einer nahen Verwandten an einem heiteren Mai-Abende des Jahres 1766 in seinem Pfarrgarten auf und abging.

Füger war eben unter einem blühenden Kirschbaume stehen geblieben und schien die tausende und abertausende von Blüthenkelchen zählen zu wollen, die wie flockiger Schnee die Aeste des Baumes deckten, so aufmerksam schaute er auf. Dennoch aber dachte er an ganz andere Dinge; denn, in dem angesponnenen Gespräche fortfahrend, sagte er dabei kopfschüttelnd:

„Der Junge müßte ferner nach Stuttgart zu einem tüchtigen Meister kommen, und in Stuttgart möchte ich ihn um keinen Preis der Welt wissen!"

„Und warum?" entgegnete die Verwandte des Pfarrherrn, ein blühendes und schönes Mädchen, dessen offene Gesichtszüge Geist und Gemüth verriethen. „Ich dächte, gerade in Stuttgart müßte Albert die herrlichste Gelegenheit zur Ausbildung seiner schönen Anlagen finden. Strömen nicht unter dem prachtliebenden Herzog Karl Künstler die Menge zusammen, die alle Beschäftigung, reichen Lohn und Ruhm finden, wie kaum sonst in einem Reiche?"

„Mag sein!" rief der Pfarrherr, den Spaziergang fortsetzend. — „Aber eben dies prachtliebende, leichte

und verschwenderische Leben, das dort geführt wird und von des Herzogs Hof ausgeht, dies fürchte ich! — Albert ist unerfahren ...."

„Aber von Herzen gut!" unterbrach die freundliche Begleiterin den ehrwürdigen Alten.

„Wenn Herzensgüte keine Charakterstärke zur Seite steht" — versetzte der Pfarrer — „wird sie gerade zur Vermittlerin aller Thorheiten. Und bei einem funfzehnjährigen Knaben kann von Festigkeit des Charakters nicht die Rede sein. Uebrigens, liebes Bäschen," setzte hier Füger freundlich lächelnd hinzu, „kennen Sie Stuttgart nicht, ich aber war erst vor kurzer Zeit auf vierzehn Tage in der Residenz und da habe ich das Leben dort neuerdings kennen lernen. Am Hofe, ja lieber Gott, da vermag man sich vor Festen, Bällen, Schauspielen und dergleichen kostspieligen Dingen gar nicht zu retten. Freilich aber findet der Herzog Leute genug, welchen mit einer solchen Jagd auf des Lebens Freuden gedient ist. Es wimmelt in der Residenz von vornehmen Fremden und einem wahren Uebermaß von Offizieren, und das Unglück dabei ist, daß dies Beispiel der Vornehmen nun auch den ruhigen Bürgerstand wie in einem Zauberrausche zu einem üppigen und verschwenderischen Leben mit fortreißt. Da will es nun Einer dem Andern

an Glanz der Einrichtung, Pracht in den Kleidern und vornehmer Lebensart vorthun, und so übersteigt die Verschwendung alles Maß und alle Verhältnisse. Der Kammerrath führt sich auf wie der Minister, der Schreiber wie der Kammerrath, der ehrbare Bürger wie der Kanzlist, und der ärmste Weingärtner wie weiland ein angesehener Bürger."

„Sind Sie nicht zu streng, Herr Vetter?" unterbrach hier lächelnd das Mädchen den Geistlichen.

„Jedermann weiß," antwortete dieser, — „daß ich es von Herzen gern sehe, wenn sich die Menschen des Lebens freuen; wenn aber, wie heut zu Tage in der Residenz, Haushaltung und Kinderzucht vernachlässigt wird, — wenn die nächste Folge davon eine verdorbene Jugend ist, so kann ich dies nur allen Ernstes mißbilligen. Was wird denn für die Zucht der Kinder gethan? Prachtliebe und Hochmuth pflanzt man ihnen von der Wiege an in das Blut; ihr ganzes Wissen besteht in der Kunst, sich hübsch zu kleiden und die vorgeschriebenen Komplimente zu machen. Ja, die Thorheit geht so weit, daß, wenn sich selbst Kinder unter sechs und sieben Jahren besuchen, sie sich nach den Regeln des strengsten Ceremoniell müssen anmelden lassen. Weiß auch das liebe Bäschen, was ein solcher Unsinn heißen will? er

ist das Grab jeder einfachen, edlen und natürlichen Regung und die Pflanzschule geistiger Krüppel. — Dabei übersteigt der Leichtsinn der Männer und die Gefallsucht der Weiber alle Schranken, — ja, es ist so weit gekommen, daß man sich ein ausschweifendes Leben zur Ehre rechnet."

Füger hatte sich im Eifer ganz warm gesprochen und als seine Verwandte schüchtern frug: Ob denn alle Bewohner der Residenz so beurtheilt werden dürften? hörte es der geistliche Herr gar nicht und rief:

„Und außerdem ist es ja gar nicht entschieden, ob Albert wirklich Künstlertalent besitzt!"

„Was dies betrifft!" — rief hier freudig aufflammend das Bäschen — „bin ich meiner Sache gewiß. Ich habe die schlagendsten Beweise dafür."

Und mit diesen Worten hüpfte die liebliche Schwäbin einem Sommerhäuschen zu, in dem sich ein Tisch befand, auf welchem Bücher und Zeichnungen lagen.

Der geistliche Herr folgte schweigend nach; doch schien es, als hätten ihn des Mädchens Worte angenehm berührt und das ungünstige Bild des Residenzlebens in ihm verwischt.

Als er in das Sommerhäuschen eingetreten war, fand er die Zeichnungen auf die Rückseite gekehrt, während ihm seine junge Verwandte die Bücher hinreichte,

in welchen er eine, mit Bildern gezierte Ausgabe von Klopstock's Messiade fand.

„Wie gefallen Ihnen die Kupfer dieses Buches?" frug die Kleine.

„Sehr schlecht!" entgegnete der Geistliche, „denn sie sind so hart und steif in Gedanke und Ausführung, daß ich mich schon oft über sie geärgert habe. Ich glaube, sie tragen die Schuld, daß ich das herrliche Werk nur zum Theil lesen konnte."

„Sehen Sie, lieber Herr Pfarrer," rief Jene, „dasselbe sagte auch Albert schon vor längerer Zeit, und versprach mir, andere dafür zu zeichnen. Dies that er denn auch und heute hat er sie mir gebracht."

Dies sagend kehrte das Mädchen die Blätter um und breitete sie mit sichtbarem Wohlgefallen vor den Augen des Vaters aus.*)

Lange Zeit blickte Füger schweigend und ernst auf die Zeichnungen. Nach und nach aber gingen seine ernsten Züge in einen Ausdruck freudigen Staunens,

*) Die später darnach ausgeführten trefflichen Kupferstiche befinden sich noch jetzt als Privateigenthum in Stuttgart.

ja, wie des Bäschens Scharfblick bald entdeckte, selbst in väterlichen Stolz über.

„Nun?“ — rief diese endlich im Siegeston — „hab' ich nicht Recht? Verlangen Sie einen schöneren Beweis für Ihres fünfzehnjährigen Sohnes künstlerisches Talent?“

„Die Zeichnungen sind für einen Knaben allerdings schön. Sie überraschen mich!“ sagte der geistliche Herr. „Aber ob sie Beweis genug für ein Genie sind, das möchte ich noch hingestellt sein lassen.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Gartenthüre und ein hübscher Junge trat ein.

Es war Albert. Sein mildes Gesicht, sein weißer von leichtem Roth durchschimmernder Teint, sein lichtbraunes Haar, seine leuchtenden blauen Augen gaben ihm etwas unendlich Feines, fast möchte man sagen, ein etwas kränkliches Aussehen und doch sprach auch wieder kecker Lebensmuth aus seinen Zügen. Dabei kleidete ihn ein, für sein Alter ungewöhnlicher Ernst recht gut.

Albert kam von einem Spaziergange und konnte dem Vater, der ihn wohlgefällig anschaute, nicht genug von der Herrlichkeit der erwachenden Natur erzählen.

„Und verstehst Du denn auch die Natur und ihre Sprache?“ frug endlich der Vater.

„Ja, Väterchen!“ rief Albert begeistert. „Wohl verstehe ich sie. Die Sprache der Worte ist wohl herrlich und eine wahre Himmelsgabe. Aber ich kenne noch zwei andere Sprachen, die wunderbarer, als diese sind, keiner Worte bedürfen und doch mächtig auf Herz und Geist wirken. Es ist die Sprache der Natur und die Sprache der Kunst, durch beide aber redet Gott mit uns Menschen!“

Und dies sagend blickte das milde blaue Auge des Knaben so verständig, warm und strahlend auf, daß dem Vater eine Thräne der Freude in's Auge trat. Das Bäschen aber wäre Albert gern um den Hals gefallen, wenn es sich nur geschickt hätte.

„Du hast mir jetzt den besten Beweis geliefert!“ sagte Füger halb für sich hin; dann hob er die Stimme und sagte in entschiedenem Tone:

„Albert, ich weiß, Dein liebster Wunsch ist es, Maler zu werden. Ich war bisher dagegen, weil ich fürchtete, es sei nur eine flüchtige Neigung und es möchte Dir die rechte Weihe für diesen schönen Beruf

fehlen. Heute habe ich mich von dem Gegentheil überzeugt. Es mag sein."

Da blitzte es mächtig aus Albert's Augen und jubelnd flog er dem Vater an den Hals, dieser aber konnte sich kaum der stürmischen Umarmung erwehren, doch rief er zum Bäschen hin gewendet:

„Aber — nicht nach Stuttgart!" —

II.

Eine Xantippe.

Warum ruft denn der Wächter Claus:
„Ihr lieben Herren laßt Euch sagen!"
Sind denn die Weiber nicht zu Haus? —
Die Ursach' ist gar leicht zu fassen:
Weil Weiber sich — nichts sagen lassen!

„Aber nicht nach Stuttgart!" waren Pastor Füger's letzte Worte gewesen, und seine Gründe hierfür ließen sich allerdings hören; denn in der That waren unter Herzog Karl's prachtliebender und verschwenderischer Regierung die Grundzüge des schwäbischen Charakters: Zufriedenheit, Gemüthlichkeit, Ruhe und Gediegenheit von der Mehrzahl der Bewohner der Residenz gewichen. Selbst die Einrichtungen der Wohnungen wurden kostbarer. Die großen Tische aus Eichenholz, die einfachen hölzernen Stühle und Bänke verschwanden

mit den geräumigen Kästen, an deren Schnitzwerk und mannigfachen eingelegten Figuren sich das Auge der Vorfahren ergötzt hatte, immer mehr.

An ihre Stelle kamen zierlichere, aber auch weniger dauerhafte Geräthschaften: Kanapee's, Komode, gepolsterte Sessel und tausenderlei Spielzeuge von Porzellan, Holz und Metall.

Mädchen und Frauen, sonst so sittig und haushälterisch, fingen an, sich durch Pracht und Kostbarkeiten in Putz und Kleidung hervorzuthun. Der Männer schwache Seite war dagegen die Titelsucht. Der Schreiber wollte nicht mehr Schreiber sein, er mußte Sekretär heißen, und ein solcher Titel ward oft mit den letzten paar hundert Gulden, — ja, sogar mit entlehntem Gelde gekauft. Nun hatte man den Titel, aber nicht die Mittel, und konnte für diese Ehre sammt der Familie hungern, so lange man wollte. Dafür gab es aber auch Kammer-, Expeditions-, Hof- und Hof-Kammer-Räthe, daß man sonst beinahe Niemand mehr auf der Straße sah. —

Daß sich die Vergnügungssucht vom Hofe bis unter die Bürger und dienenden Klassen vererbte, ist natürlich, und so kamen sogar auch beim Bürgerstande Kartenspiele und endlich Hazardspiele in Aufnahme.

Am entschiedensten spricht den Charakter jener Zeit die Einführung einer sogenannten venezianischen Messe aus.

Herzog Karl ließ nämlich während der Maienmesse die Buden halbmondförmig stellen und oben mit Tüchern bedecken.

Hier wurden nun von 12 bis 2 Uhr Nachmittags und von 6 bis 9 Uhr Abends Promenaden gehalten, bei welchen man nach Belieben mit oder ohne Maske erscheinen konnte. Dabei durfte man vor Niemand, selbst nicht vor dem Herzog, den Hut abziehen. Die Gänge im untern Stocke des Herrenhauses aber wurden prächtig erleuchtet, und Nachts war dann hier ein „Casino"; auch hatte jeder Tag sein besonderes Vergnügen.

Daß unter solchen Umständen das Leben in der Residenz nicht geeignet war, um günstig auf die sittliche Ausbildung junger Leute zu wirken, ist klar. Es würde sogar für die Dauer den biederen schwäbischen Charakter untergraben haben, wenn nicht der Herzog selbst in seinen späteren Jahren zur Besinnung gekommen wäre und Vieles wieder gut gemacht hätte.

Unter solchen Umständen konnte man es denn auch dem würdigen Pfarrer Füger nicht verargen, daß er, selbst dann noch, als er Albert die Erfüllung seines

Lieblingswunsches zugestanden, darauf bestand, seinen Sohn nicht nach Stuttgart in die Lehre senden zu wollen.

Aber wohin sonst, da doch weit und breit die Künste nicht so herrlich blühten, als unter Herzog Karl's Schutz?

Das freundliche Bäschen mußte auch hier wieder den Vermittler machen. Auch brachte sie es wirklich dahin, daß nahe Verwandte von ihr und dem Pfarrer, die in Stuttgart wohnten, Herrn Füger beruhigten und Albert für eine Stelle bei einem angesehenen Portraitmaler in der Residenz sorgten, der als ein solider und geschickter Mann bekannt war, während sich seine Frau des Rufes größter Häuslichkeit erfreute. Kurz! ehe noch die Hälfte des nächsten Monats verflossen, sah sich Albert zu seinem Entzücken in Stuttgart und in dem Atelier des Malers Diehmann.

Die Brust voll Liebe zur Kunst und Lebenslust, den Kopf mit den kühnsten Idealen angefüllt, stand Albert nun an jenem Punkte, an welchem sich plötzlich die Pforten des öffentlichen Lebens für den jungen Menschen öffnen, und er nun, geblendet von all' dem Neuen und den Strahlen der Zukunftsonne, in einer wonnigen Verwirrung in die Welt schaut und auf jedem Hügel einen

Tempel des Ruhmes und der Ehre, und in jedem Mädchen einen Engel, und in jedem Bekannten einen Freund, und in jedem Künstler einen Halbgott erblickt.

Vor allen Dingen aber war Diehmann in Albert's Augen ein Apelles, und wenn ihm dieser in den Unterrichtsstunden in pathetischem Tone vordemonstrirte:

„Mezzo Tinta ist jener Theil der Farbe, welcher zwischen dem beleuchteten und dem schattigen Theile steht. Die Mezzo Tinta zerfällt in drei Theile; denn erstens ist sie noch etwas mit der natürlichen Farbe verbunden; der mittlere Theil aber ist zweitens die wahre ganz reine Mezzo Tinta; der dritte Theil ist mit reiner Mezzo Tinta und etwas Schatten vermischt!" so hörte Albert zu, als ob er in der Kirche sitze und Gottes Evangelium vernähme.

Was ihn aber ganz an Diehmann kettete, war dessen heiteres und gemüthliches Wesen, — denn die Pedanterie behielt er sich nur für die Lehrstunden vor, — und vorab seines Meisters Wahlspruch: „Wage! im Wagen liegt Gelingen!"

Nun kam es aber freilich, daß der gute Meister Diehmann oft zu viel wagte und daher manches mißlungene Bild zurückbekam.

Dies aber genirte ihn nicht. Er erzählte alsdann

seiner Frau und Albert mit einer gewissen edlen Indignation, daß ihm der Besteller nicht genug für das Bild habe bezahlen wollen, sein Künstlerstolz ihm ein armseliges Handeln nicht erlaube und er das Bild daher für sich behalten werde.

Dann aber setzte er sich mit unvergleichbarem Humor hin, malte Eisenstangen über den Kopf und schrieb darunter: „Im Schuldthurm "

Als dies in Albert's Gegenwart zum ersten Male geschah — er war damals erst zwei Tage im Hause — hätte dieser seinem Vorbilde um den Hals fallen können; denn solch ein Künstlerstolz, gepaart mit solchem Humor, war für den begeisterten jungen Menschen antike Seelengröße.

Desto tiefer verletzte ihn aber das Benehmen der Frau Diehmann, eines untersetzten breiten Weibes, das ohnehin den Zepter im Hauswesen mit sehr kräftiger Hand schwang, und die bei dieser Gelegenheit mit einem wahren Donnerwetter von Schimpfreden und Vorwürfen ausbrach.

Diehmann blieb indessen bei dem Sturm, der Albert zittern machte, sehr gelassen und entgegnete auf Redensarten, wie: Schwindler, Leichtvogel, Lump, Portraitschmierer und Schuldenmacher keine Sylbe.

Als es endlich ausgewettert und die Kantippe schimpfend und keifend das Atelier verlassen hatte, sah Diehmann seinen verdutzten Schüler ruhig lächelnd an und sagte:

„Mußt nicht erschrecken, Füger, — Mann und Weib sollen unzertrennlich sein und dies sind sie nie mehr, als wenn sie sich in den Haaren liegen. Mit dem Sakrament der Ehe ist halt oft das der Buße verbunden, und mir und meinem lieben Nickele geht es wie jenem Ehepaar, das auch in großer Eintracht lebte und nur an des Mannes Geburtstag Spektakel hatte. Die Frau band ihn nämlich einst mit Krammetsvögeln, seiner Lieblingsspeise an; er aber behauptete, es seien nur Staare, und darüber gab es einen Streit, der mit Ohrfeigen endete. Am nächsten Geburtstag zierte den Tisch ein Gänsebraten, mit dem der Mann sehr zufrieden war, bis die Frau sagte: „Nun! du hältst die Gans doch für keine Ente?“ Nun kamen auch Krammetsvögel, Staare und Ohrfeigen wieder auf's Tapet, ein Wort gab das andere und so setzte es wieder Ohrfeigen. Indessen, sie führten bald wieder zur Eintracht, bis zum nächsten Geburtstag, weil da die Frau wieder von den Krammetsvögeln anfing. — Hier vertreten die gefangenen Portraits die Vögel.“

Albert konnte sich indessen bald überzeugen, daß der Friede im Diehmann'schen Hause nicht von einem Geburtstage bis zum anderen dauere, sondern leider Tag für Tag unterbrochen wurde, denn heute war Frau Rickele das nicht recht, was sie gestern gewollt, und Diehmann sagte dann nicht mit Unrecht: seine Frau pflege die Grundsätze zu wechseln, wie die Röcke.

Am schlimmsten ging es diejenigen Tage, an welchen Frau Rickele heiter aufstand und schon in der Frühe singend umherging. Für solch' einen Tag war ein schweres Donnerwetter so gut als gewiß.

Wollte alsdann im Haushalt gar keine Veranlassung zum Zanken kommen, so führte sie doch gewiß ein Mißverständniß herbei, welches Gelegenheit zum Schmollen gab. Schmollen aber ist der Kappzaum, die Männer zu dressiren, und der Ehrentitel: Brummbär! Baßgeige! hilft dann nur zur Beförderung des Sturmes. Diehmann pflegte alsdann wohl mit seiner klassischen Ruhe zu sagen:

„Je mehr die Baßgeige ausgespielt ist, desto stärker brummt sie und eine Baßgeige, die schon 25 Jahre gebrummt und ihr Jubiläum gefeiert hat, brummt durch alle Winkel des Hauses und selbst in die Straße hinein!"

Meister Diehmann war nun freilich in den Prüfungsjahren seiner Ehe zum Stoiker geworden; Albert aber, der ein sanftes und feines Benehmen von Hause aus gewöhnt war, wollte verzweifeln, wenn der Hagel ihn traf.

Dann aber tröstete ihn wohl Diehmann mit vieler Gemüthlichkeit und sagte:

„Geduld, lieber Freund! wirst's auch noch lernen. Wirst auch noch, wenn ein Mal Deine Frau sagt: Sonst hast Du mich vor Liebe auffressen wollen — mit mir denken: 'S ist mir leid genug, daß ich's nicht gethan habe."

Was aber Albert am tiefsten kränkte, war, daß Frau Rickele ihn fast täglich zu kleinen Hilfeleistungen in der Haushaltung benutzte, da sie der Sparsamkeit halber kein Küchenmädchen hielt.

Wagte nun Albert auch nicht zu widersprechen, so schnitt ihm eine solche Behandlung doch tief in die Seele und verletzte seinen Künstlerstolz tief.

Nie war es ihm daher wohler, als wenn Meister Diehmann nach Vollendung eines Portraits strahlenden Angesichtes nach Hause kam und stillschweigend seinen mit unzähligen Knöpfen versehenen Rock mit breiten Schößen und großen Aufschlägen an den Aer-

meln, eine lange gestickte Weste und die kurzen schwarzseidenen, bis unter das Knie gehenden Beinkleider anzog.

War alsdann noch der, mit Tressen besetzte „Dreidecker" auf den Kopf gedrückt und führte die Hand den langen Stock mit silbernem Knopf, so war es gewiß, daß ein Bild sehr gelungen und gut bezahlt worden war, und nun ging der geniale periodische Müßiggang an.

Dann trat Meister Diehmann auch sicher vor seinen Schüler und Verehrer und sprach mit spanischer Grandezza:

„Wer in einer Stunde mehr leisten kann, als Hunderte in Wochen, der, mein Sohn, ist auch über die Regeln des Alltaglebens hinaus, — der hat das Recht, als Genie zu leben!"

Und damit ging es zu dem Hause hinaus und auf acht oder vierzehn Tage war Stuttgart für Meister und Schüler im Rücken, so viel auch Frau Rickele den Flüchtlingen nachschimpfte und nachschrie.

In solchen Zeiten sprudelte Meister Diehmann alsdann auch in guten Lehren über, die seine Grundsätze kund gaben, als:

„Wo die Natur hart war, muß man sänftigen, wo sie gütig war, verstärken, und Alles wird rufen: Aehnlich! zum Sprechen ähnlich!“

„Nur bei Weiberbildnissen ist's schlimm —“ setzte er dann wohl noch dazu, — „denn sind sie getroffen, so finden sich die Eitlen nicht schön genug, und schmeichelt man, so leidet die Aehnlichkeit!“

Mehr als dies nützte Albert auf den kleinen Landtouren, die in solchen Zeiten gemacht wurden, der eigene Sinn für Naturschönheiten. Denn

„Alles Lernen in der Kunst ist nur dazu, daß wir den Grund der Selbstständigkeit in uns legen und daß es unser Errungenes bleibe!“

III.

Die Flucht.

„Was Er vom Glück der Ehe spricht,
Herr Vetter, das sind Träume!
Die Eh' ist Prosa, kein Gedicht,
Denn Mann und Frau — weiß er das nicht?
Sind selten, selten — Reime!"

Solche kleine Waffenstillstände in dem dreißigjährigen Kriege der Diehmann'schen Ehe wirkten denn auch beruhigend auf Albert zurück und waren, nebst seiner wahren Liebe und heiligen Begeisterung für die Kunst, die einzigen Bindemittel, um ihn in Stuttgart zu halten.

Uebrigens wußte Füger ja zu gut selbst, welche Mühe es gekostet hatte, seinen Herrn Papa zu bewegen, ihn überhaupt nach der Residenz gehen zu lassen. Würde der würdige Herr Pfarrer erfahren haben, wie unglück-

lich in mancher Beziehung er gewählt, so wäre wohl an keinen weiteren Aufenthalt dorten zu denken gewesen.

Eine kräftige geistige Natur hilft sich indessen selbst, und so ward in Albert immer mehr und mehr der Entschluß reif: wenn es gar nicht mehr im Diehmann'schen Hause auszuhalten sei, geradezu in Gottes weite Welt zu gehen und in der Natur und bei andern großen Meistern sein Heil zu versuchen.

In der That ward es aber auch mit Frau Rickele von Tag zu Tag schlimmer.

Albert indessen würde sich am Ende auch noch ihr Zanken und Schreien gefallen haben lassen, — denn an so Etwas gewöhnt man sich, — wenn sie ihn nur nicht mit der Verrichtung häuslicher Geschäfte geplagt und oft fast zur Verzweiflung gebracht hätte.

Albert war nämlich täglich mit den ersten Sonnenstrahlen bei der Hand. Von der Liebe zur Kunst getrieben, eilte er alsdann entweder hinaus in die herrliche Natur, die ihr Füllhorn ja gerade um Stuttgart so freigebig ausgegossen, oder er studirte auch in guten Büchern den theoretischen Theil der Malerei.

Kam er nun so recht begeistert und heilig gestimmt von den waldigen Höhen zurück, um nun frisch und kräftig an seine Studien zu gehen, so paßte ihm gewiß

Frau Rickele schon in der Hausflur auf und hieß ihm Holz aus dem Holzstalle holen, Feuer anmachen, das Atelier reinigen und was solcher Dinge mehr waren.

An eine Weigerung konnte da nicht gedacht werden, ohne die fürchterlichsten Stürme heraufzubeschwören, und so war die schöne Stimmung für den ganzen Tag verloren; während Albert's gekränkter Stolz ihn wie ein böser Dämon peinigte und wie ein kalter Nordwind im Mai alle Blüthen unschuldiger Lebenslust an ihm abstreifte.

Anfangs hatte er sich wohl bei Meister Diehmann im Geheimen beklagt. Dieser aber meinte, er solle Gott danken, daß er schon so frühe eine so gute Lehre erhalten; auch werde Albert die Geduld im Leben noch oft brauchen. Uebrigens sei er viel zu wohlmeinend, als seiner Rickele zu widersprechen, — und seinen Willen gegen Weiber durchsetzen wollen, heiße, mit dem Kopf durch die Wand rennen.

Als Beispiel führte bei dieser Gelegenheit Diehmann alsdann stets eine Geschichte auf, die seinen Ausspruch bestätigte.

So sagte er einst: „Ich glaube, wenn sich alle Weiber gegen unsern lieben Herrgott verschwüren, der würde selbst nicht mit ihnen fertig. Ich entsinne mich

immer noch auf eine Geschichte, die ich selbst in Paris erlebt. In einem Zuchthause dorten verbanden sich eines Tags sämmtliche liederliche Weiber, um mehr Brod und weniger Arbeit zu ertrotzen — zu einem einstimmigen Geheul. Um Mitternacht fingen die Bestien zu heulen an und heulten fort den ganzen Tag. Peitschenhiebe, Hunger, Durst, Alles war umsonst, das Geheule wuchs nur. Endlich holte man Soldaten, die auf sie anlegen mußten. Was thaten Sie? — Sie warfen sich auf einen Haufen nieder und heulten fort, so daß das ganze Stadtviertel in Bewegung kam und der Pöbel schon Anstalten machte, das Zuchthaus zu stürmen, und — man war gezwungen, ihre Forderung zu bewilligen! — Ich selbst war Zuschauer dieser Begebenheit, habe aber seit jener Zeit eine große Ehrfurcht vor dem Willen der Weiber."

Was war unter solchen Umständen für Albert zu thun, als — sich eben auch zu fügen?

Fleiß und Liebe zur Kunst halfen dann immer nach, und wirklich war Diehmann — was den theoretischen Theil seines Faches betrifft — auch ein sehr tüchtiger Mann, von dem der junge Füger viel lernen konnte. In der Ausführung leitete Albert mehr ein angeborener Takt, ein gewisses Naturgefühl, dem er sich

bald mit Vertrauen hinzugeben lernte, und das ihn auch sicherer führte, als jede andere äußere Vorschrift.

Es war dem jungen Künstler wohl alsdann zu Muthe, als ob sein tiefinnerstes Wesen sich durch die Schöpfungen seines Pinsels zu einem lebendigen Ausdrucke steigern müsse, um die Schranken seiner irdischen Existenz zu erweitern. Es zog ihn gleichsam hin, den Zusammenhang jenes wundersamen Lebens auszusprechen, welches in Gottes weiter Schöpfung so mächtig pulsirt und von welchem ihm auf einsamen Spaziergängen die Stimme der Natur so viel erzählt.

So läuterte, hob und trug ihn die Kunst und führte ihn zum Bewußtsein jener schöpferischen Kräfte, die das Mark einer Künstlernatur bilden.

Dieser edle und wohlbegründete Stolz faßte aber mit der Zeit immer mehr Wurzel und schon hatte er fast ein und ein halbes Jahr im Diehmann'schen Hause zugebracht, als ein kleiner Vorfall seinem Schicksale mit einem Male eine andere Richtung gab.

Der Morgen eines Herbstsonntages war mit wunderbarer Lieblichkeit angebrochen und rief auch die trägen Schläfer der Residenz hinaus in die freie Natur, in der sich schon das Laub zu färben anfing, und der Farbenwechsel alle Landschaften in neue Reize kleidete.

Albert sprang so recht freudig aus seinem Bett. Ihm hatte von der weiten Welt, von Künstlerruhm und Liebe geträumt, und so zitterten die seligen Gefühle jener Träume auch jetzt noch mit stillem Behagen in seiner Brust nach. Er mußte hinaus, hinaus in die weite Natur, — hinaus an das Herz seiner geliebten, großen Lehrerin.

Rasch schlüpfte er in seine Sonntagskleider und nun ging es hinunter, das Haus so schnell als möglich zu verlassen.

Schon hatte er denn auch die Thüre glücklich erreicht, als ihn Etwas von hinten am Rockschoße festhielt. Ueberrascht sah er sich um, und siehe da, es war Frau Rickele in Schlafhaube, Bettkittel und Unterrock, ein Milchtöpfchen in der Hand haltend. Albert ahnte nichts Gutes. Frau Rickele fing aber auch sofort zu schelten an, und zwar über Gott und die liebe Welt, über das geckenhafte Herrchen und das liederliche frühe Ausgehen, — über ihren Mann, der noch im tiefen Schlafe lag, — und über alle Künstler überhaupt. Dann befahl sie ohne Weiteres Albert, den Milchtopf zu nehmen und vor der Stadt Milch zu holen.

Das war zu viel! Hatte sich Füger des Friedens und seiner Kunst wegen bisher im Hauswesen auch Manches gefallen lassen, eine solche Zumuthung war noch nicht an ihn gestellt worden.

Er, der ein angehender Künstler war, der Sohn aus guter Familie, sich seiner Schöpferkraft bewußt, und jetzt in der heiligsten Stimmung seines Lebens . . . . . er sollte gehen und vor der Stadt in einem Topfe Milch holen?! —

Nein! diese Zumuthung war zu kränkend und so that er denn, was er bisher zu thun nie gewagt, er schlug Frau Nickele die Hülfeleistung geradezu ab, kehrte ihr den Rücken und ging, da sie in der Wuth die Hausthüre zugeworfen, stolz wie ein König auf sein Zimmer zurück.

Sein Entschluß war gefaßt.

„Wage!“ rief er in wunderbar erhabener Stimmung, — „wage! im Wagen liegt Gelingen! ein rascher und kühner Entschluß vermag viel, oft das Unglaubliche. Zagen aber ist das Gift, das jede große That im Keime erstickt!“

Und mit diesen Worten packte er, — während aus allen Winkeln des Hauses das Donnern der Kan-

tippe ertönte, — seine Sachen zusammen, ging kecken Schrittes an das Bett des eben erwachten und höchlich erstaunten Meister Diehmann's, nahm ohne Weiteres kurzen, aber herzlichen Abschied, auf den Diehmann vor Ueberraschung und Verwunderung kein Wort antworten konnte, und verschwand, ehe es Frau Rickele nur ahnte, wie ein Schatten aus dem Hause.

IV.

Wien.

„Ach, wenn man kein Obdach hätte, das vor schlechtem Wetter schützt, so könnte einem der kalte, liebloſe Wind schon etwas anhaben; so aber birgt Liebe sich unter den Flügeln der Liebe."

Bettina.

O wie schön erglänzte doch jener Stern, der an dem geschichtlichen Himmel der Zeiten, von welchen wir hier schreiben, über Deutschland und namentlich über Oesterreich aufgegangen war.

Möchten seine Strahlen doch unsere Jahrzehnte erleuchtet haben, wie anders, wie großartig anders hätte sich dann wohl Alles gestaltet!

Joseph II. war mit dem Jahre 1765 von seiner Mutter Maria Theresia zum Mitregenten ihrer Erbstaaten ernannt worden, doch konnte er freilich bis

zum Tode der Kaiserin, der im Jahre 1780 erfolgte, wenig wirken, da Maria Theresia, — auf ihre Rechte und Regierungskunst eifersüchtig, — den Zepter nicht aus der Hand legte.

Welchen Kummer und welche Sorgen hatte aber auch Joseph schon den Hofschranzen und der ganzen am alten Zopf hängenden österreichischen Diplomatie und hohen Klerisei gemacht.

Hätte seine Wiege nicht auf den Stufen des Thrones gestanden, er wäre schon in seiner Jugend als Demagoge eingesteckt und unschädlich gemacht worden. Für Letzteres sorgten später die Jesuiten.

Schon seinen Lehrern war es höchst peinlich und verdächtig, daß er nicht am altpädagogischen Gängelbande blieb, sondern alle Augenblicke wie ein Blitz alle Regionen durchstreifte. Sie steckten die Köpfe zusammen und sprachen einander die Hoffnung ab, daß der Kronerbe einst ein großer Mann werden würde, weil er die Vokabeln nicht lernte, oder die unfruchtbaren Namen aller Könige von Nimrod an bis auf seinen Großvater nicht im Gedächtniß behalten wollte.

Aber schon in seinem sechszehnten Jahre machte er das Urtheil dieser Pedanten zu Schanden, indem sein Urtheil damals schon schnell, kurz und fast immer sehr

treffend war. Mit der Siegesallgewalt des Genie's zertrat er dabei das Unkraut der Vorurtheile, während er selbst den geheiligten Unsinn oft mit beißendem Spott verfolgte.

Die Wahrheit war dabei seine Freundin, der Verstand sein Führer, die Natur seine Lehrerin. Daher verfolgte er denn auch oft die Etikette, — diesen anständigen Trödel, der sich nur auf Kosten der Zeit und des gesunden Menschenverstandes nährt, — wo er nur konnte und durfte, mit wahrer Unerbittlichkeit. Aber — eben weil er nur selbst dachte, richtig und tief empfand und ein hohes Gefühl von sich selbst hatte, wollte er auch Eigenwille haben und fiel daher oft in den Fehler wahrer Störrigkeit. Wie dem aber auch sei, sein ganzes „Sein," sein Fühlen, Denken und Wollen gehörte der Menschheit an, für deren glückliche Zukunft er rasch, unerschrocken und mit Feuereifer eintrat.

Waren nun auch vor Maria Theresien's Tode (und in dieser Zeit, ungefähr acht Jahre nach Albert's Flucht von Stuttgart, knüpfen wir unsere Erzählung wieder an) dem edlen Kaiser die Hände noch ziemlich gebunden, so konnte es doch nicht fehlen, daß sein Streben günstig auf das Volk einwirkte und er daher

auch von diesem auf das Aufrichtigste geliebt und geehrt wurde.

Kaum konnte er aber unter seinen Landeskindern einen wärmeren Anhänger und Verehrer finden, als in dem würtembergischen jungen Portraitmaler Albert Füger, der sich schon seit einigen Jahren in dem schönen, lebenslustigen Wien aufhielt, und sich unter den dortigen Künstlern einen bedeutenden Namen erworben hatte.

Der Wahlspruch: „Wage! im Wagen liegt Gelingen!" den er seinem ersten Lehrer Meister Diehmann in Stuttgart abgelernt, hatte ihn trefflich geführt.

Nachdem er nämlich durch die Diehmann'sche Xantippe und ihr Milchtöpfchen von der Heimath vertrieben worden war, hatte er sogleich seinem Vater von seinen Schritten Kunde gegeben und sein Benehmen in der That auf eine Weise gerechtfertigt, daß selbst der strenge Herr Papa nicht ernstlich darüber zürnen konnte, zumal bald die Nachricht eintraf, daß Albert in Nürnberg einen sehr tüchtigen Künstler gefunden, der sich seiner auch mit Freundlichkeit angenommen und versprochen habe, für seine fernere künstlerische Ausbildung zu sorgen.

Unter dieser Leitung entwickelten sich denn auch Füger's Talente sehr schnell, so daß er bald darauf selbstständig in Wien auftreten konnte, und dort auch reichliche Beschäftigung fand.

In Wien ist nun, das weiß ja alle Welt, gut sein und herrlich leben, zumal für einen Künstler. Dies aber kettete Albert nicht allein an Oesterreichs Haupt- und Residenzstadt, sondern ihn fesselten hier noch zwei andere Dinge. Einmal seine unbegränzte Verehrung für Kaiser Joseph, und das andere Mal eine nicht weniger unbegränzte Verehrung für ein allerliebstes Mädchen.

Als nämlich sein Ruf schon ziemlich allgemein bekannt war, führte ihn seine Kunst auch bei einer angesehenen und sehr wohlhabenden Familie ein. Albert fand in der Tochter des Hauses ein wunderbar liebliches Wesen, unendlich gemüthlich, tieffühlend und herzensgut, auch besaß Marie einen klaren Verstand, den sie trefflich anzuwenden wußte, ohne gerade damit glänzen zu wollen.

In ihrer äußern Erscheinung war sie äußerst niedlich und fein. Albert konnte ihre Gestalt nur mit der eines Seraphs vergleichen. Was ihr aber einen ganz eigenthümlichen Reiz gab, war, daß in ihren feinen Zügen, eine liebliche, nie entschwindende Freundlichkeit in einem

beständigen Kampfe mit dem edlen Tiefsinn der Stirne und den wie aus dem Grunde der Seele aufflammenden Blicken ihrer schwarzen Augen lag.

Um mit einem bekannten Dichter zu sprechen: es war, — wenn man sie ansah, — als ob schnelle Wolkenschatten unter dem Sonnenscheine über die Felder fliegen!

Diese Augen aber sollten dem jungen Künstler zur Quelle eines neuen Lebens werden; — eines Lebens, das auf seinen Wogen Freuden und Leiden in buntem Gemische trägt; — eines Lebens, dessen Strom in seiner Ebbe und Fluth bald in seligem Entzücken bis an die Wolken des Himmels anschwillt, bald in seiner Verzweiflung nur kümmerlich über die felsigen Tiefen schleicht.

Mit einem Wort: Albert liebte Marie, fand auch Gegenliebe; aber der Stolz und Eigennutz des Vaters, nebst den confessionellen Vorurtheilen der Mutter, traten trennend zwischen die jungen Leutchen.

Albert blieb indessen auch in dieser Lage des Lebens seinem Wahlspruch treu: „Wage! im Wagen liegt Gelingen!“ und so hielt er, der bereits einen gegründeten Ruf und einen schönen Verdienst hatte, um das Mädchen an. Wie aber mußte er sich gekränkt fühlen, als man ihm die Bedingung stellte: daß er erst

einen Titel und eine Anstellung haben und katholisch werden müsse.

Als Mann von Ehre konnte Füger von diesem Augenblicke an das Haus seiner Geliebten nicht mehr betreten; ja, er mußte, wollte er sich nicht selbst verachten, das ganze Verhältniß, wenigstens nach Außen hin, abbrechen.

Dieser Schritt aber war nicht nur das Grab seines Lebensglücks, sondern er untergrub auch die Gesundheit Mariens, die bald wie eine zertretene Blume sichtbar zu welken anfing.

V.

Der Maskenball.

„Was Blumen unsern Gärten sind,
Sind Künste unserm Leben."

Ein vernünftiger Mensch frägt sich in jeder schwierigen Lebenslage: „Was kannst du in dieser Lage thun, um sie glücklich zu ändern? Was ist zu thun hier deine Pflicht?"

Hat er sich hierauf gewissenhaft geantwortet, setzt er alle seine Kräfte ein, eine günstige Umgestaltung herbeizuführen und überläßt sodann ruhigen Gewissens der Vorsehung das Weitere.

So machte es Albert auch. War das eine Hinderniß, das des Glaubenswechsels, für ihn auch unübersteigbar, so sah er doch scharf genug, um begreifen zu

können, daß, wenn er nur im Stande wäre die beiden andern zu heben, am Ende das religiöse Vorurtheil zu beschwichtigen sei.

Wie aber sollte er, der Ausländer, in Wien auf eine Anstellung hoffen dürfen? —

Indessen, er wagte! — Diesmal aber bewährte sich sein Wahlspruch so wenig, als bei der Freierei, und an eine Anstellung war nach wie vor nicht zu denken.

Es blieb also am Ende nichts weiter übrig, als mit unermüdlichem Fleiß der Kunst obzuliegen, um sich einen ausgezeichneten Namen zu erwerben und somit vielleicht einst bei Besetzung einer Stelle Berücksichtigung zu finden.

Hierbei war nun freilich die Aussicht in die Zukunft sehr trübe; denn ehe eine solche Anstellung errungen, konnte Marie längst vor Gram gestorben sein.

Alles dies wirkte denn auch sehr ungünstig auf Albert, so daß er immer ernster und endlich fast schwermüthig wurde. Nur selten ging er mehr an öffentliche Orte, vernachlässigte seine Freunde und folgte nur solchen Einladungen zu Gesellschaften, die er schicklichkeitshalber gar nicht ausschlagen konnte.

Eine solche Einladung erhielt er denn auch eines Tages zu einem der höchstgestellten damaligen Staatsmänner, den er früher einmal gemalt hatte, und welcher seit jener Zeit mit vieler Freundlichkeit an ihm hing.

Da Albert wußte, daß er in den Salons des Fürsten nicht nur alle bekannten Maler Wiens, sondern auch sämmtliche berühmte Männer finden würde, deren die Hauptstadt damals nicht wenige zählte, so war ihm die Einladung eine Pein. Da sie jedoch, ohne den Fürsten zu beleidigen, nicht ausgeschlagen werden konnte, so mußte sich Albert entschließen, hinzugehen.

Wie natürlich kam man nun hier auf dasjenige zu sprechen, was alle Welt in Wien damals am meisten interessirte, und dies war der Kaiser, von dem unter Anderem auch eine Masse Anekdoten erzählt wurden.

So berichtete der Eine: daß eine der neuesten Verordnungen des Kaisers den Lehrern der Kirchengeschichte befehle, über Schröckh's Handbuch dieser Wissenschaft Vorlesungen zu halten. Hierauf habe nun der jeder Aufklärung feindlich gesinnte Kardinal-Erzbischof von Wien eine Gegenvorstellung beim Kaiser eingereicht, worauf der Monarch geantwortet: Er wolle dem

Katholiken, der ein besseres Buch dieser Art schreiben würde, hundert Dukaten Prämie geben. So lange aber kein solches erscheine, müsse über Schröckh gelesen werden.

Ein Anderer erzählte: daß vor wenigen Tagen ein angesehener Geistlicher den Kaiser um Schenkung eines sehr bedeutenden Stück Landes in einer Bittschrift angegangen habe, um, wie er sagte, Kolonisten darauf zu setzen. Joseph habe aber unter dieselbe geschrieben: Paulus machte Christen, aber keine Kolonisten.

Auf diese Weise wechselte Anekdote auf Anekdote, bis endlich auch die Rede auf des Kaisers Eigenheiten kam.

Hier nun trat gerade der Fürst in den Salon, in welchem dies Gespräch gepflogen wurde, und da er die letzten Reden noch gehört, sagte er freundlich:

„Hierher gehört auch noch eine Eigenheit, die die Herren Maler interessiren wird. Majestät werden fast täglich von Ihrer kaiserlichen Mutter ersucht, sich malen zu lassen, da Majestät die Kaiserin unendlich viel darum geben würden, ein gelungenes Portrait Ihres Sohnes zu besitzen; aber alle Ihre Bitten seit Jahren sind um-

sonst, denn Majestät, der Kaiser, haben halt nun einmal die Eigenheit, keinem Maler sitzen zu wollen.

Nun erzählte der eine und der andere Maler, wie er auch Zeuge solcher Verweigerung gewesen sei, und daß in der That bis jetzt weder Bitten noch List zum Ziele geführt hätten, da Seine Majestät zu thätig und zu unruhig seien, um lange und oft still zu sitzen.

So spann sich denn das Gespräch heiter fort, und nur Einer war in den prächtigen und belebten Salons schweigsam, und dies war Albert, doch schien er seit jenem Gespräche mehr nachdenklich als niedergeschlagen.

Endlich gewahrte es sogar der Fürst, und da er Füger schätzte, so frug er ihn mit dem ihm eigenen Wohlwollen nach dem Grunde seiner Melancholie.

Albert berichtete seinem hohen Gönner in wenigen Worten den Hergang, setzte aber am Schluß seiner Rede hinzu:

„Doch wäre es Eurer Durchlaucht vielleicht möglich, mich zu retten!“

„Wie so?“ — frug der Fürst freundlich. — „Es sollte mich freuen, wenn Sie mir den Weg zeigten!“

„Morgen Abend ist Hofmaskenball?“

„Ja!“

„Würden Durchlaucht die Gnade haben mir die Möglichkeit des Zutritts zu verschaffen, so ..."

In diesem Augenblick erschallte neuerdings die Musik, die Paare traten an und der Tanz begann.

Der Fürst und Albert aber traten in ein Nebenzimmer, indem sie ihr Gespräch eifrig fortsetzten. — —

War das Fest des Fürsten glänzend gewesen, so war es der kaiserliche Maskenball am kommenden Abende noch weit mehr.

Es wäre umsonst, wenn man die Pracht beschreiben wollte, welche der kaiserliche Hof hier entfaltete.

Maria Theresia und ihr Sohn erschienen selbst.

Aber wie liebenswürdig war der Kaiser auch schon in seiner äußern Erscheinung. Von mittlerer Größe, aber gut gewachsen, hatten ihm eine Menge Leibesübungen aller Art Behendigkeit und Gewandtheit zu eigen gemacht. Dabei kündeten die hohe Stirne, die Adlernase und der durchdringende Blick den denkenden und kräftigen Herrscher an.

Sein ganzer Schmuck bestand in einer einfachen Uniform vom feinsten weißen Tuche, die auf der Brust einen einzigen Ordensstern sehen ließ.

Bei seinem Erscheinen wich das dichte Gedränge

der Masken ehrfurchtsvoll zurück; doch mischte sich Joseph bald mit solcher Lebendigkeit und Huld unter das bunte Gemische und ließ seinen Witz so heiter spielen, daß jede Spur drückenden Ceremoniels verschwand.

Erst nach längerer Zeit zog sich der Kaiser etwas zurück, indem er sich auf einem Sessel niederließ, und von hier aus dem bunten Getriebe zuschaute.

Es war in der That der Mühe werth, diese Türken, Polen, Schweizer, Wilde, Römer, Griechen u. s. w. zu betrachten; denn fast sämmtliche Masken funkelten von Gold und Edelsteinen, deren Gesammtwerth wohl kaum zu schätzen sein mochte.

Noch aber saß der Kaiser nicht lange in seiner Ruhe, als aus dem Gedränge eine einzelne Maske heraustrat und mit großer Sicherheit auf den Kaiser zuging. Die Maske stellte einen Maler in der Tracht des Mittelalters vor, Palette und Pinsel ruhte in der einen, ein tragbares und zusammengelegtes Tischchen in der andern Hand.

Ohne eine Wort zu sagen, verbeugte sich die Maske auf eine komische aber doch ehrfurchtsvolle Weise vor der Majestät; stellte ohne Weiteres mit Blitzesschnellig-

keit ihr hochbeiniges Tischchen auf und fing an, die Farben zu mischen.

Schweigend hatte der Kaiser bisher den Manipulationen der Maske zugesehen, jetzt frug er lächelnd:

„Nun, Freund Apelles! ich glaube gar, Du willst mich malen?"

„Ja, Majestät!" entgegnete die Maske. „Als Apelles Alexander den Großen gemalt hatte, war seiner Wünsche Ziel erreicht, er legte den Pinsel nieder, ging nach der Insel Kos und starb."

„Da sei Du so kein Narr!" sagte freundlich der Kaiser. „Willst Du mich aber malen, so geb' ich Dir eine halbe Stunde Zeit; — hörst Du, Apelles, eine halbe Stunde, aber gewiß auch keine halbe Minute mehr!"

„Und mit diesen Worten zog Joseph die Uhr, und bemerkte sich genau den Stand der Zeiger.

Unterdessen hatte die Maske aber auch schon längst ihre Arbeit begonnen. So viel Masken sich auch um sie sammelten, so viel Witze auch an ihr Ohr schlugen, so unruhig auch die Majestät war, — die Maske ließ sich nicht stören, und als die halbe Stunde noch nicht völlig verschwunden, legte sie den Pinsel nieder und machte ihre Reverenz.

Joseph war gerade mit einem dicken, mit Juwelen bedeckten Türken in einem eifrigen Gespräch begriffen, bemerkte daher des Malers Verabschiedung kaum, doch stand er instinktmäßig auf und schritt mit dem Türken einem anderen Saale zu.

Die Maske des Malers war unterdessen auch unter der Menge verschwunden; da endlich kam sie in der Nähe Maria Theresia's wieder hervor, trat eben so kühn auf die Kaiserin zu, wie eine halbe Stunde früher auf den Kaiser, ließ sich sodann vor Ihrer Majestät auf ein Knie nieder und sprach:

„Majestät! In dem Diadem der geistreichsten Fürstin ist der schönste Edelstein Mutterliebe. Geruhen Majestät, seine Strahlen in dem edelsten Spiegel wiederzuschauen!"

Dies sagend, legte er das eben gefertigte Medaillon in die Hände der Kaiserin.

Da erstrahlten Maria Theresien's Augen in mütterlicher Freude, und warm, wie ein Sonnenblick im Mai, traf ihr Auge Füger, der indessen die Maske abgenommen hatte, und von dem Fürsten, — mit welchem Albert das Ganze abgeredet, — vorgestellt wurde.

„Seien Sie meines Dankes gewiß!" versetzte die

Kaiserin huldvoll: „Ich erwarte Sie morgen in der Audienz!“

Albert aber erhob sich und entfernte sich nach ehrfurchtsvoller Verbeugung mit einem Herzen voll seliger Hoffnung, Künstlerstolz und Liebesglück.

VI.

Der Gallerieinspektor.

„Weg die Sorg' um Erdennoth!
Die Zagheit ist vom Bösen.
Blick' empor in's Morgenroth,
Laß dich von Furcht erlösen.

Lerne, wann du Gottes bist,
Gottfreudige Geberden!
Wer nicht hier schon selig ist,
Wird dort nicht selig werden."

Daß Albert kaum die Audienzstunde des folgenden Tages erwarten konnte, ist leicht begreiflich. Auch war er mit wahrer militärischer Pünktlichkeit in den Vorzimmern, fand indessen hier schon eine ganze Ablagerung von Bittstellern und Bittstellerinnen aller Alter und Stände.

Da er Zeit genug zu Beobachtungen hatte, und in sehr glücklicher Laune war, so ließ er seine Blicke mit

Interesse über die Menge gleiten. Keine Gruppe aber zog ihn mehr an, als die, welche ein alter adliger Beamter mit seinen zwei Söhnen bildete. Der Vater war ein wahres Bild der verschwundenen Zeit mit ihren Moden und Adelsvorrechten, die Söhne dagegen prangten in vollem Glanze in den neuesten Moden, während sie mit dem nöthigen Hochmuthe die gehörige Dummheit zu vereinen schienen.

Alle drei standen in einer tiefen Fensternische, gleichsam Schutz gegen den bürgerlichen Pack suchend.

Noch hatte Füger die drei Originale nicht lange beobachtet, als der Kaiser eintrat, um im Namen seiner Mutter vorläufig zu empfangen.

Die Ersten, die ihm vorgestellt wurden, waren jene drei Edlen. Die Bitte des Alten lautete um Anstellung seiner Söhne bei einem Departement.

Kaiser Joseph konnte bei dem Anblick der Gruppe kaum ein sarkastisches Lächeln verbergen. Nach dem Vortrage des Vaters blieb er jedoch schweigend stehen und blickte die beiden jungen Männer an; namentlich aber ruhte sein Auge auf den zwei Uhren, die Jeder, nach Erforderniß der damaligen Mode, anhängen hatte.

Endlich erhob er langsam das Haupt und sagte dem Alten:

„Mein Bester, lassen wir dies; ich bin überzeugt, Eure Söhne lassen sich viel besser bei einem Uhrmacher unterbringen, als im Staate!"

Joseph wandte sich hierauf rasch um, und so fiel sein Blick unwillkürlich auf Füger.

Ein freundliches Lächeln überflog seine Züge.

„Sieh da!" — rief er — „mein Apelles. Nun, junger Mann, Sie können stolz sein, Sie sind mit Ihrem Kaiser fertig geworden. Aber treten Sie bei Ihrer Majestät ein, man erwartet Sie!"

Füger wurde sofort auf einen Wink Joseph's bei Maria Theresia eingeführt.

Die Kaiserin empfing ihn äußerst huldvoll, dankte ihm für die Erfüllung ihres Wunsches und gab ihm zum Andenken das Miniaturbild zurück, indem sie sich zugleich eine größere Kopie erbat.

Mit dem Bilde aber steckte man Albert fünfhundert Dukaten und die Ernennung zum Inspektor der kaiserlichen Gallerie zu.

Wer war glücklicher als Füger! Sein erster Gang war zum Vater seiner Marie, der mit Staunen die Nachricht von seiner vortrefflichen Anstellung vernahm, und nun wunderbar artig gegen Herrn „Gallerieinspektor von Füger" war.

Auch gab er dem nunmehr sehr willkommenen Bewerber die Hoffnung, daß seine Frau, da er ja von einem katholischen Hofe angestellt sei, wohl weiter kein frommes Bedenken mehr haben würde.

So war es denn auch in der That. Alle religiösen Vorurtheile schwanden vor dem wohlbestallten Gallerieinspektor und in kurzer Zeit waren Albert und Marie ein glückliches Paar.

Das Bild des Kaisers aber, welches in jener halben Stunde auf dem Maskenballe von des Künstlers Hand gefertigt wurde, ward in der Familie als ein Heiligthum aufbewahrt, und befindet sich jetzt bei einem Gliede derselben — jener Verwandten Füger's, die wir im ersten Kapitel für Albert's Talente so eifrig sprechen hörten — zu Cannstadt, wo es der Verfasser dieser Novelle selbst bewundert hat.

Albert Füger aber blieb der Wahlspruch heilig:

„Wage! im Wagen liegt Gelingen!"

Die letzten Meistersänger.

I.

Die Schaustube.

„Da hab' ich viel blasse Leichen
Beschworen mit Wortesmacht;
Die wollen nun nicht mehr weichen
Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
Vergaß ich vor Schauer und Graus;
Nun zieh'n die eig'nen Geister
Mich selber in's nebligte Haus.

Laßt ab, ihr finstern Dämonen!
Laßt ab, und drängt mich nicht!
Noch manche Freude mag wohnen
Hier oben im Rosenlicht."

H. Heine.

Ein heiterer Frühlingssonntag lag über der Erde. Der Himmel war so rein blau, daß auch das schärfste Auge nicht das leiseste Wölkchen an ihm zu entdecken vermochte, und die Sonne schien so wohlthätig warm, als wolle sie an einem Tage gut machen, was sie bis-

her so schläfrig versäumt. Hecken, Bäume, Wiesen und Felder hatten sich dabei mit jenem lichten, saftigen Grün geschmückt, das uns im Mai so jugendfrisch entgegenzulachen pflegt, und welches das Auge so begierig einsaugt, weil es ihm während des langen Winters fremd geworden ist.

Hoch oben, „im blauen Raum verloren," schmetterten die Lerchen ihr süßes Lied, und über der rasch dahinströmenden Donau zog die Fischweihe in ihrem schönen schwimmenden Fluge ihre weiten Kreise.

Eine tiefe, unendlich wohlthuende Ruhe war über die ganze Natur ausgegossen. Es schien, als feire sie selbst den Tag des Herrn, und das Singen der Vöglein, in welches sich das fernher summende Mittagsgeläute der altehrwürdigen Stadt Ulm mischte, mußte jedes fühlende Herz zur Andacht stimmen. In der That war dies denn auch wenigstens bei einem der Fall, und zwar gehörte dasselbe einem jungen Manne an, der, — am Ufer der Donau auf dem umgestürzten Stamme einer alten Weide sitzend — mit Wohlgefallen in Gottes reiche, herrliche Schöpfung hinausschaute. Seine schönen und regelmäßigen Züge trugen das unverkennbare Gepräge eines heiteren, lebenskräftigen Geistes, auch fehlte ihnen jener gewinnende Ausdruck

nicht, der Gemüth verspricht und der uns — uns selbst unbewußt — gar oft allgewaltiger anzieht, als die vollendetste Schönheit. Wir können ein wunderschönes Gesicht anstaunen und doch dabei kalt bleiben; während es Menschen gibt, die gar nicht schön sind, die wir aber auf den ersten Blick lieben müssen. Und selten wird uns dies zwingende Gefühl täuschen; denn unser geistiges Wesen hat alsdann seine unsichtbaren Fühlhörner ausgestreckt und ein gleichgestimmtes Wesen entdeckt, — oder doch ein Wesen, dessen Grundton Herzensgüte ist.

Dieser Zug von Gemüthlichkeit, in weichen Linien um den Mund spielend, war charakteristisch bei Adrian Denis, dem Jünglinge, von dem wir sprechen, ausgeprägt, und gab sich vielleicht in diesem Augenblicke offener als gewöhnlich kund, da die Natur sein Herz erschlossen, und er sich völlig unbeobachtet wußte. Uebrigens wurde seine äußere Erscheinung auch sehr vortheilhaft durch einen modernen Anzug gehoben, der zwar weit entfernt von jeder Geckenhaftigkeit, aber doch auch bei weitem gewählter und feiner, als jener der meisten jungen Männer in Ulm war. Denn in der guten, alten Reichsstadt pflegte man sich damals, wie jetzt, gern „gehen zu lassen," wie denn leider gar oft bei uns Deutschen „Einfachheit" mit einer gewissen „Derbheit" und

Nichtachtung alles Schönen und Anständigen verwechselt wird.

Adrian, der damals — es war im Jahr 1838 — erst fünfundzwanzig Jahre zählte, war indessen auch kein Ulmer, sondern in einem dortigen Handelshause angestellt. Heute hatte er den schönen Sonntag benutzt, die engen finstern Straßen zu verlassen und dem Frühling in die Arme zu eilen. Es sprach aber besonders für ihn, daß er diesen Frühlingsgenuß nicht im Kreise einer lärmenden Gesellschaft, sondern in der Einsamkeit suchte; denn wer im Stande ist, sich selbst zu genügen, — wem der Anblick der Natur oder das Versenken in die eigene Gedankenwelt so viel Stoff zur Unterhaltung giebt, daß er keiner weiteren bedarf, der beweist, daß sein Geist Tiefe besitzt.

Adrian hatte Jean Paul's Titan bei sich, und wechselte mit Anschauen der Natur und Lesen ab. So besaß er den Schlüssel zu dem Verständnisse dieses classischen Buches voll großer, ewiger Gedanken; denn Jean Paul wird nur verstanden von jugendfrischen, poetisch erregbaren, reinen, für die höchsten Wahrheiten des Lebens und die Schönheiten der Natur empfänglichen Seelen. Er hatte eben den zweiten Theil vollendet und jenes zauberhaft schöne Kapitel gelesen, in welchem sich

für Albano und Liane der Himmel der reinsten Liebe öffnet. Sein Herz war mächtig bewegt. Er liebte noch nicht. Heute aber hatte er verstanden, was es heiße: „lieben!“ Sein Auge verlor sich im tiefen unergründlichen Blau des Himmels. War es doch, als suche sein Blick ein unbekanntes, ihm liebes Bild. Aber was er hier nicht fand, bot ihm ja die ganze, weite, herrliche Natur. Sie war seine Geliebte. Sie lächelte ihn so freundlich, so zauberhaft an, — sie zog ihn an ihr Herz, — sie flüsterte ihm so traulich zu, daß ihn ein Entzücken erfaßte, wie er es noch selten gefühlt. Er mußte es kund geben, und so sprang er auf, schob das Buch in die Tasche, und ging, laut singend, weiter.

Es war Rückert's „Lüfteleben,“ was er sang, und keck und fröhlich schallte es:

„Wär' ich die Luft, um die Flügel zu schlagen,
Wolken zu jagen,
Ueber die Gipfel der Berge zu streben,
Das wär' ein Leben!

Tannen zu wiegen und Eichen zu schaukeln,
Weiter zu gaukeln,
Seele den flüsternden Schatten zu geben,
Das wär' ein Leben!

Echo, die schlummernde, neckend zu wecken,
Nymphen zu schrecken,
Ueber die schauernden Fluren zu beben,
Das wär' ein Leben!“

Und so schallte es weiter und weiter, und immer ferner jauchzte es, in Mitten des schmetternden Lerchenchores:

„Das wär' ein Leben!"

Die Sonnenblüthe des prächtigen Frühlingstages war bereits welk abgefallen, aber in Westen glühte noch der Himmel von dem flammenden Abschiedskusse des scheidenden Tages, als Adrian, der in einem einsam gelegenen Jägerhause einige Stärkung genommen hatte, den Heimweg antrat.

Als er sich erhob, stund auch der einzige Gast auf, der, außer ihm, hier etwas verzehrt hatte, und schickte sich zum Weggehen an. Adrian erschrack. Sein Mittag war so schön gewesen, daß er sich darauf freute, auf dem einsamen Heimwege die frohen Gefühle in seinem Innern nachzittern zu lassen, die ihn heute alle bewegt. Ein Alltagsgespräch däuchte ihm in diesem Augenblick so gut, als ein Kirchenraub an dem Allerheiligsten seiner inneren Welt. Dennoch konnte er es nicht vermeiden, daß sich der Mann zu ihm gesellte und ihn freundlich um die Erlaubniß bat, ihn begleiten zu dürfen.

Adrian gestattete es; aber er war verstimmt. Eine geraume Zeit schritten daher die beiden Wanderer stumm neben einander her. Endlich fing der Aeltere, den das Schweigen zu drücken schien, an und sagte zu Denis:

„Sie sind auch ein Freund der Dichtkunst und des Gesanges, nicht wahr?"

„Allerdings," entgegnete der Angeredete, „aber woraus schließen Sie das?"

„Ich habe Sie heute Mittag auf dem Wege hieher singen hören," versetzte Jener, „und auf dem Jägerhaus lasen Sie so eifrig, und schauten dann manchmal so begeistert um sich, daß ich mir nicht denken kann, daß es was Anderes gewesen sein soll, als die edle Meisterkunst des Dichtens, die Sie entzückt hat."

Adrian schaute seinen Begleiter verwundert an. Er hatte erwartet, daß der gute Mann die Unterhaltung mit einem kritischen Rückblick auf das genossene Bier eröffnen würde, und nun schlug er Saiten an, die auch bei ihm gern nachklangen. Ueberhaupt betrachtete er seinen Gefährten jetzt erst genauer.

Er stand wohl hoch in den Sechzigen, sah dabei aber noch frisch und kräftig aus. Es hat immer etwas Angenehmes, Vertrauen Erweckendes, ein blühendes Greisengesicht. Ist es doch zumeist das Zeugniß eines

fleißig und sittlich dahingebrachten Lebens. Und dann, die frischen, rothen Wangen unter dem Schnee der Haare, — das Abendroth, das auf den stillen, ernsten Gletschern spielt, — das Hineinragen der Jugend in den Abend des Lebens, — es hat etwas Poetisches, etwas Erhebendes.

Indessen trat bei Adrian's Begleiter noch so manch' Anderes hinzu, was den Mann in der That interessant machte. Einmal ein ungemein schlichtes Wesen, — offen und doch von einer gewissen Würde, von einem gewissen Selbstgefühl getragen, und dann das Feuer seiner Augen, das die Stürme eines halben Jahrhunderts nicht zu erlöschen vermocht hatten. Es lag etwas Tiefes, Seelenvolles, aber auch etwas Räthselhaftes in seinem Blick. Seine Kleidung unterschied sich in nichts von der eines wohlhabenden Ulmer Handwerksmannes.

Adrian hatte alle diese Bemerkungen in dem zusammengedrängten Zeitraum weniger Secunden gemacht; sie genügten indessen ihm seine alte Stimmung einigermaßen wiederzugeben, und er antwortete daher freundlicher, als zuvor.

Das Gespräch drehte sich nun längere Zeit um Gesang und Dichtkunst. Der Alte schien namentlich mit

Vorliebe an den älteren Dichterschulen zu hängen. Die neueren Dichter kannte er weniger, doch ließ er ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Sein Urtheil war dabei das der gesunden Vernunft und einer einfachen praktischen Weltanschauung. Manchmal, wenn er von den guten alten Zeiten sprach, in welchen ein dichterischer Geist noch unter dem Volke gewohnt, — das Volkslied noch seine Rechte ausgeübt habe, — ja, das Volk selbst noch der Schöpfer desselben und der Melodien und Weisen gewesen sei, nach welchen man es gesungen, — manchmal, wenn er hiervon sprach, dünkte es Adrian, als bemächtige sich des alten Mannes eine tiefe Wehmuth.

Denis vertheidigte alsdann die Neuzeit, in welcher seiner Meinung nach, Gesang und Gedicht durch die Liedertafeln und Liederkränze erst recht Gemeingut des Volkes geworden seien.

„Sind es nicht die Liederkränze, die Gesangvereine," — sagte er, „welchen wir die Wiedererweckung des Nationalgefühles, die Erhaltung eines freien, kräftigen und männlichen Geistes im Vaterlande verdanken? Sind sie es nicht, die die Vaterlandsliebe zu einem lebendigen Ausdruck steigerten, die uns, in den Zeiten des Drucks, den Zusammenhang unseres geistigen Lebens mit dem Leben der Gesammtheit ahnen ließen und zum

Bewußtsein brachten? Haben nicht seit der Gründung jener Vereine die Wogen des Gesanges über alle deutschen Gauen die Keime einer höheren Volksbildung hingetragen? Wenn ich einen kräftigen Männerchor Arndt's: „Was ist das deutsche Vaterland?" singen höre, so ist es mir immer, als schmetterten die Lerchen eines großen Völkerfrühlings durch die Lüfte und kündeten der Menschheit den Tag der Freiheit an!"

„Ich gebe es zu," — erwiderte der Alte, — „daß die Liederkränze und Gesangvereine der Neuzeit, der Phönix sind, der sich aus der Asche der alten Gesang- und Meisterschulen erhebt; - ja, ich glaube selbst, daß sie segensvoll nach Außen wirken. Aber eben dieses Wirken nach Außen, — es ist mir zu geräuschvoll, — es verfliegt und zersplittert sich und greift zu wenig in das Innere des Einzelnen und der Familien. Ach!" — fuhr der alte Mann fort, und seine Wangen färbten sich noch höher und aus seinen Augen leuchtete es mit wunderbarer Gluth, — „Sie sind noch jung und gehören natürlich in ihrer ganzen Denkungsweise der neuen Zeit an. Meine Erinnerungen gehen um mehr als ein halbes Jahrhundert zurück, ich selbst aber reiche mit meinen Erlebnissen, wie eine einsam stehende ernste Ruine in die Gegenwart hinein. Wenn Sie es gekannt hätten das

stille, einfache und doch so dichterische reiche Familienleben der Vorzeit, wie es unter dem Bürger- und Handwerksstande herrschte, es würde Sie manchmal bei dem zerrissenen, kalten Wesen, was jetzt unter den Menschen herrscht und sie mit unersättlicher Wuth antreibt, alle Freuden im Taumel öffentlicher rauschender Vergnügungen zu suchen, — es würde Sie manchmal, wie mich, mit Schmerz und Wehmuth erfüllen."

In diesem Augenblicke schallte — als wolle das Leben die Wahrheit dieses Ausspruches thatsächlich bestätigen — ein wüster, roher Gesang an die Ohren der Wanderer. Sie hatten sich der Stadt genähert, und befanden sich unweit des Fahrweges, der nach Neu-Ulm, der diesseitigen bairischen Vorstadt, führte. Schaaren von Männern und Weibern, Jünglingen und Mädchen zogen dahin. Alle im Sonntagsputz. Sie kamen von den vielen Vergnügungsorten der Umgegend. Fast sämmtliche gehörten dem mittleren und unteren Bürger- und dem Handwerksstande an, obgleich die Anzüge der Frauen und Mädchen fast auf eine höhere Stellung im bürgerlichen Leben schließen ließen.

Gruppen junger Leute drängten sich singend, oder vielmehr brüllend durch. Ihre rothen, erhitzten Gesichter, — ihre heiseren Stimmen und rauhen Kehlen, —

ihr schwankender Gang, — die schiefe Richtung ihrer Hüte und Mützen, so wie ihr rohes Benehmen bewiesen nur allzudeutlich, daß sie den Wein oder das Bier im Kopfe spürten. Der Anblick war widerlich, auf Adrian und seinen Begleiter machte er aber in diesem Augenblicke, und in der Stimmung, in der sich beide befanden, einen doppelt unangenehmen Eindruck.

Beide schwiegen, bis der Alte Denis den Vorschlag machte, auf einem Fußpfade der Landstraße auszuweichen. Adrian nickte bejahend und so tönte bald nur noch aus der Ferne der wilde Gesang zu ihnen herüber.

„Wir wurden unterbrochen," — fuhr sodann der Greis fort, — „wissen Sie, mein junger Freund, wie es sonst war? Vordem schlossen sich in fast allen größeren Städten Deutschlands theils die Meister eines und desselben Handwerkes, wie in Colmar die Schuhmacher, in Ulm die Weber, theils aber und in den meisten Städten, die gesanglustigen und gesangkundigen Meister aus verschiedenen Handwerken zu einer Sängerzunft aneinander. Ehrbar, sittlich, streng und fromm übten diese Meister ihre Kunst. Wenn das Webschifflein in Ruhe gestellt, der Hammer niedergelegt, die Nadel aufgesteckt, oder die Scheere an den Wandhaken gehängt war, dann übte sich der Handwerksmei-

ster in der einsamen Stille seines Kämmerleins in der Nachbildung oder Erfindung künstlicher Gesänge, und kam dann der Sonntag heran, so wurde die mit bunten Schildereien gezierte „Schultafel" ausgehängt, zur Ankündigung, daß Sonntags Nachmittags nach den Gottesdiensten „Schule gesungen" werden solle, auf dem Rathhause oder — wie zumal späterhin gewöhnlich war — in der Kirche. Es versammelten sich alsdann die Meister der Sängergesellschaft, die „Singer" und Dichter, die Schulfreunde und Schüler derselben, und ein großer Kreis von Bürgern und Bürgerinnen. Die Meister, um ihre neu erfundenen „Töne", neue Gedichte in neuer künstlicher Reimverschlingung, — die „Singer" und Dichter, um die Nachdichtungen fremder berühmter „Weisen", — die Schulfreunde und Schüler, um die Gesänge der Meister zu eigener Uebung hören zu lassen, und tiefes, ehrerbietiges Schweigen herrschte dann in der oft ungemein zahlreichen Versammlung. Obenan saß der Vorstand der Gesellschaft, das sogenannte „Gemerk": der Büchsenmeister (Kassierer), der Schlüsselmeister (Verwalter), der Merkmeister und der Kronenmeister. Neben dem Merkmeister standen die Merker, d. h. die Richter, welche jeden Fehler sorgfältig „aufmerkten" und am Schlusse des Ge-

sanges das Urtheil über die Sänger sprachen. Der vorzüglichste Sänger oder Dichter wurde alsdann von dem Kronenmeister mit einem, oft recht kostbar gezierten Kranze, gekrönt, ihm auch wohl ein sogenanntes Kleinod an einer Kette um den Hals gehängt. In manchen Städten hatten die Meistersängergesellschaften einen sehr ansehnlichen Schatz solcher Pretiosen, so daß Diejenigen, welche früher schon gekrönt worden waren, in jeder Singschule mit ihren Zierden ausgestattet erschienen. Gekrönt und mit dem Kleinod versehen zu werden, war für den Gekrönten selbst, für Gattin und Kinder, für die ganze zahlreiche Verwandtschaft und für die Zunft selbst, welcher der gekrönte Meister angehörte, die höchste Ehre und Freude. Die vorzüglichsten Gedichte wurden dann in ein großes Buch zusammengeschrieben und dieses von dem Schlüsselmeister sorgfältig aufbewahrt. Das waren die Feierabend- und Feiertagsbeschäftigungen, die Sonnabend- und Sonntagsvergnügungen der Handwerker der Vorzeit, das waren die Erholungen und Freuden unserer Väter, — der Väter des bescheidenen Handwerks. Wie glücklich waren sie in ihrer beschränkten Häuslichkeit und bescheidenen Ehrbarkeit!"

Der Alte schwieg. Er hatte sich ganz warm geredet

und schien im Eifer die Gegenwart vergessen und sich im Geiste so tief in die alten Zeiten hineingelebt zu haben, daß er sich jetzt, — als sie nahe bei der Donaubrücke in den Strudel der heimziehenden Spaziergänger geriethen, — wie aus einem langen Traume erwachend, verwundert umsah.

„Ja, ja!" — setzte er dann hinzu, indem er zugleich mit der Hand über die Augen fuhr, als wolle er ein Bild verwischen, das ihm für die profane Umgebung zu heilig däuchte, — „jetzt ist es freilich anders!"

„Ich gestehe," — erwiderte Adrian, ergriffen von der wunderbaren Erregtheit und der Gefühlswärme, die aus des Alten Worten ausströmten, — „ich gestehe, daß das feste Zusammenhalten, das stille häusliche Wesen, die Genügsamkeit und Zufriedenheit des Bürgerstandes der alten Zeiten, gepaart mit einem frommen, kindlichen und poetischen Sinn, etwas unendlich Ergreifendes und Rührendes haben; auch steht dies Alles in einem sehr vortheilhaften Gegensatze zu der Genußsucht und Prachtliebe des jetzigen Bürgerstandes. Allein andere Zeiten, andere Formen! Auch die Gegenwart hat ihr Gutes. In jenen Zeiten glich das deutsche Volksleben noch einer verschlossenen Blüthenknospe, in deren Kelch der süße Duft geheimnißvoll lebte und webte; es war eine Innig-

keit und Innerlichkeit, die uns jetzt märchenhaft aus der Vergangenheit anlächelt. Aber die Sonne ist weiter gerückt und die Blüthe des Völkerlebens beginnt ihren prachtvollen Kelch der ganzen weiten Welt, dem frischen Leben der Natur zu öffnen. Der köstliche Duft wird Allgemeingut und hat ihn früher nur der in der Knospe schlummernde Genius der Blume selbst geschlürft, so athmen ihn nun entzückt Tausende von Wesen ein und erfreuen sich seiner."

Der Alte lächelte freundlich und sagte: „Ich habe mich in Ihnen doch nicht getäuscht; Sie sind in der That Dichter."

„Also zweifeln Sie an der Wahrheit dessen, was ich gesagt?" frug der Jüngling.

„So war es nicht gemeint!" entschuldigte der Alte. „Ich bin keineswegs blind für das Gute, welches uns unsere Zeit bietet; das wäre Undankbarkeit, und die kenne ich nicht. Nein! mein junger Freund, es hat mich wirklich gefreut, in der, wenigstens an Poesie so armen Zeit, einen Jüngling zu finden, der würdig wäre ..."

„Nun?" frug Adrian lächelnd, als der Greis anhielt, — „der würdig wäre, in eine der altehrwürdigen Schulen der Meistersänger zu treten? — Nur

schade, daß wir nicht zweihundert Jahre früher lebten. Jetzt sind diese Sachen nur noch eine fromme Tradition!"

Der Greis blieb bei diesen Worten Adrian's stehen. Es war bereits finster geworden, trotzdem funkelten seine Augen in jener wunderbaren Gluth durch die Nacht. Es schien, als wachse seine Gestalt, — als richte er sich stolz empor.

„Schauen Sie dorthin!" sagte er dann mit tiefem, feierlichem Tone, indem er eine Hand des jungen Mannes erfaßte und mit seiner anderen auf den freien Platz deutete, der sich eben vor ihnen geöffnet.

Es war ein eigenthümliches Bild, welches sich hier dem Auge Adrian's darstellte.

Mitten aus dem Kreise der meist freundlichen Häuser der Neuzeit, deren Umrisse jedoch in dem Dunkel der hereinbrechenden Nacht wunderbar in einander verschwammen, hob sich still, feierlich und ernst der Steinkoloß des Münsters. Wie ein finsterer Riese schaute das prachtvolle Werk gothischer Baukunst mit seinem breiten Thurme und seinen himmelanstrebenden Wölbungen auf die Zwerggestalten der ihn umgebenden Häuser herab. Er stand da, ein versteinerter Gedanke der Vorzeit! Es schien ihm fast unheimlich zu sein, in dem ihm fremd gewordenen Getriebe der Menschen. Es

war, als reichten mit ihm die längst verblichenen und zu Grabe gegangenen Jahrhunderte in die Gegenwart herüber.

„Sehen Sie!“ — fuhr nach einigen Minuten, in welchen Adrian, in Anschauen verloren, geschwiegen hatte, der Greis fort, — „sehen Sie, wie sich hier Gegenwart und Vergangenheit berühren, so geschieht es auch heute noch in dem ehrwürdigen Institut der Meistersänger. Die Welt ahnt es nicht, und doch ist es wahr! Noch besteht eine Sängerzunft; — leider! nachdem vor 60 Jahren die letzte zu Nürnberg erlosch, — nur noch eine einzige — und zwar hier, in Ulm. Aber auch diese,“ — setzte der Greis mit wehmüthiger Stimme hinzu, — „wird bald nicht mehr sein, ihre Trümmer sind alt und morsch, und wenn sie zum letzten Male „Schule gesungen,“ dann wird freilich die Erinnerung an die goldenen Zeiten des deutschen Bürgerthumes nur noch eine schöne Sage sein!“

Die Stimme des alten Mannes hatte bei den letzten Worten merklich gezittert; sein Auge aber ruhte auf den Riesenmauern des Münsters und es däuchte Adrian, als winke der breite, stumpfe Thurm dem Alten vertraulich zu.

Der junge Mann achtete die Gefühle seines ergrauten

Begleiters zu hoch, um nicht ihren Wellenschlägen Zeit zu gönnen, sich zu legen. Beide Männer gingen daher eine kurze Zeit lang schweigend neben einander her. Endlich hub der Alte wieder an:

„Ich habe Ihnen, mein junger Freund, mehr vertraut, als ich selbst eigentlich gewollt. Zwar kenne ich Sie erst seit wenigen Stunden, aber, ich weiß nicht, was mich zu Ihnen hinzog. Das Gespräch riß mich unwillkürlich fort, und nun sind Sie einmal mein Vertrauter geworden, — was stehe ich an, Sie noch weiter einzuweihen. Offen gesagt, Sie scheinen mir es zu verdienen. Gehören Sie einem Sängerbunde an?"

„Ich bin ein sehr thätiges Mitglied des Ulmer Liederkranzes!" entgegnete Adrian gespannt.

„Und haben Sinn für Poesie!" setzte der Alte hinzu. „Können Sie auch schweigen?"

„Ja!"

„Nun denn, wenn es Sie interessirt, heute Abend ist „Schule." Ich will Sie einführen."

Adrian hätte nicht angenehmer überrascht werden können. Er drückte seinem ergrauten Freunde herzlich die Hand und dankte ihm auf das Innigste. Es wurde nun unter beiden Männern verabredet, sich Schlag acht Uhr

am Portal des Münsters wiederzutreffen, worauf sie sich trennten und alsbald im Dunkel der Straßen verschwanden.

Clemens Brentano sagte einst: Für die Kunst ist immer nach ihrem Untergang ein wohlthätiger, wenn gleich armer, doch allein würdiger Träger jene ernste, strenge, oft auch pedantische Periode gewesen, die wir Schule nennen. Wenn die freie, geniale Produktion, das sterbliche Kind der Unsterblichkeit, seinen schönen blühenden Leib dem Scheiterhaufen des ewigen Geschickes hingegeben, dann sammeln fromme und gerechte Menschen das blos Rechte, Nothwendige und Gesetzliche, ich möchte sagen, Mathematische aus ihrem Andenken und stellen uns das Gerippe des Untergegangenen in seiner gesetzlichen Schönheit vor Augen, das, mit Verstand drappirt, oft lange noch bewunderungsvoll fortblüht, wenn wir es auch nicht verstehen. Manche Völker haben nur der Schule zu verdanken, daß sie noch eine Ahnung der Künste besitzen. Diese Worte enthalten eine ewige Wahrheit.

Auf den alten urkräftigen und ureigenthümlichen Heldengesang, der die Thaten eines ganzen Volkes aus

dem Munde des ganzen Volkes besingt, und der bei uns Deutschen die Epoche der jugendlichen Kraftentwickelung bezeichnet, folgte im Mittelalter der romantische Aufschwung des Minnegesanges. Die deutsche Nation war, so zu sagen, in ihr Jünglingsalter getreten, sie schwärmte in frommer, seliger Liebe. Es war das Aufjauchzen des heiteren Frühlings unseres Dichterlebens — um mit Vilmar zu sprechen, — welches in jener reichen, glücklichen Jugendzeit, wie der Nachtigallensang in einem jungbelaubten Maienwalde, in allen Hainen und auf allen Haiden, auf allen Burgen und in allen Städten unseres Vaterlandes aus tausend fröhlichen, tausend sehnenden Herzen seine anmuthigen Lieder erschallen ließ. Esist die Minne, von der die Poesie mit Recht, als ihrem Hauptgegenstande, den Namen führt, — die Liebe der glücklichen Jugendzeit, die aus den Liedern der Minnesänger spricht: die deutsche Minne, das heißt, das stille, sehnende Denken an die Geliebte, das süße Erinnern an die Holde, deren Namen man nicht auszusprechen wagt. Und wie wir bei allen Völkern der Erde umsonst nach einem Ausdrucke suchen, welcher dem Worte „Minne" entspräche, so haben wir auch das jugendlich „Träumerische,

das Zarte und Innige, das Tiefe und insbesondere das Reine, was in diesem Worte ausgesprochen ist, unter allen Nationen allein als unser Eigenthum. Es ist die uralte, in den Vorzeiten zum Mythus gestaltete Naturpoesie unseres Volkes, die zu seinen tiefsten und darum edelsten Anlagen gehört.

Wer diesen genialen Aufschwung seines Volkes verkennen kann, beweist nur, daß sein eigenes Natur-Gefühl sich abgestumpft hat; — beweist, daß er nicht in den Geist der Geschichte des Mittelalters eingedrungen ist, — des Mittelalters, das mit allen seinen Großthaten und allen seinen verderblichen Auswüchsen nur eine Blüthe, hervorgelockt von diesem poetischen Hauche, ist.

Aber dieser geniale Aufschwung des deutschen Volkes verrauschte, wie die goldenen Jugendträume an jedem Einzelnen von uns vorübergezogen sind; an ihre Stelle tritt die nüchterne Wirklichkeit, — an die Stelle des Minnegesanges trat der Meistergesang, der nach festen Regeln schulmäßig gelernt und schulmäßig geübt wurde.

Dennoch behält der Meistergesang in der Entwickelungsgeschichte unseres Volkes eine wichtige Stelle, indem er die Dichtkunst, welche bisher nur von den höheren Ständen geübt worden war, der Masse des Volkes zugänglich zu machen und

zu befreunden wußte, Bürgersinn und Vaterlandsliebe beförderte, und nicht wenig zur Milderung und Veredlung der Sitten beitrug. Außerdem blieb er für die Dichtkunst eine Schule im Sinne des oben angeführten Ausspruches.

Adrian, der viel seiner geistigen Ausbildung oblag, war in der vaterländischen Literaturgeschichte bewandert genug, um dies Alles zu wissen, nur hatte er nicht im Entferntesten ahnen können, daß sich noch Reste der alten Sängerzunft bis in das 19. Jahrhundert erhalten. Es klang ihm wie ein Märchen, und als er gegen acht Uhr dem Münster zuschritt, kam es ihm vor, als habe er Geister des Mittelalters heraufbeschworen, die ihn hinabführen sollten in das dumpfe Grab versunkener Jahrhunderte. Und wahrlich! die Stelle, an der er seinen alten Freund erwarten sollte, war ganz geeignet, diese Gedanken zu nähren.

Wie eine senkrecht aufsteigende Felsenwand erhob sich jetzt, als er unter das großartig-schöne Portal getreten war, das, mit seltsamen, schwer zu entziffernden Bildwerken gezierte Gebäude.

Und diese ernsten Mauern, sie hatten beinahe fünf Jahrhunderte an sich vorübergehen sehen, — fünf Jahrhunderte! mit all' ihren Stürmen und Kriegen, mit

den wenigen Freuden und den zahllosen Leiden des Volkes!

Es war Adrian, da ihn diese Gedanken bestürmten, als höre er die Millionen Seufzer, die in diesen Gewölben sich im Lauf der Zeiten aus all' den geängsteten und gequälten Herzen zitternd hervorgestohlen; es bedünkte ihn, als vernehme er einen leisen, geisterartigen Gesang, der aus dem Innern des Münsters komme, und in wehmüthigen, langgezogenen Accorden verhalle. Und es öffneten sich die schweren Pforten und in dem weiten Schiffe da kniete eine unabsehbare Menge: ehrsame Bürger und Bürgerinnen, in die schlichten, aber malerischen Gewänder und Trachten des Mittelalters gehüllt, — Ritter und Edle mit blanker Waffe, — sittsame Jungfrauen in Andacht still versunken, — Geistliche und Mönche in bunter Abwechselung.

Adrian wunderte sich daher gar nicht, als in der That eine Gestalt zu ihm herantrat, die, — als sich der Mantel, der sie umhüllte, etwas verschob, — eine mittelalterliche Tracht trug. Soviel wenigstens hatte der Jüngling bei der Dunkelheit erkannt, daß sein Freund von heute Nachmittag in einen Wamms mit Puffenärmeln gehüllt war. Schweigend, träumerisch, dem bunten

Spiele seiner Phantasie nachgebend folgte er dem greisen Führer.

So schritten sie durch mehrere enge Straßen und nahten sich schon dem Ende der Stadt, als der Greis mit leiser Stimme, aber in etwas bitterem Tone anhob:

„Wir müssen etwas weit gehen, was sonst freilich nicht nöthig gewesen. Aber man hat uns erst aus unserer „Schaustube" auf dem Rathhause und später selbst aus einem anderen städtischen Lokale ausgetrieben. Die hochweisen Herren meinten damals, so alter, unnützer Schnack entwürdige die Hallen, in welchen die Gerechtigkeit und Weisheit ihren Sitz habe. Nun freilich, was eben in die neuen Ideen nicht hineinpaßt, und nicht baaren, klingenden Nutzen bringt, gilt heut zu Tage nichts mehr. Darum hat sich die ehrbare „Sängerzunft" der alten Reichsstadt Ulm schon seit zwei und fünfzig Jahren in ein kleines, unscheinbares Haus vor der Stadt flüchten müssen. Aber," — setzte er in einem Tone hinzu, der von freudigem Selbstbewußtsein zeugte, — „wenn nur die kleine „Schaustube des Herzens" licht und rein und warm ist, und der Geist der Poesie uns beseelt, da klingen auch dort „die Töne"

so frisch und so fröhlich, so begeistert und so fromm, wie weiland zu Meister Frauenlob's Zeiten!"

In der That stand auch noch bis zu der Zeit, in welcher der neue Festungsbau von Ulm begann, unweit des Hofes vom Kloster Reichenau, dicht vor der Stadt ein kleines, von außen unansehnliches Haus. Es war rings von einem Garten umgeben und stand völlig unbewohnt. Die Fensterladen blieben „Jahr aus, Jahr ein" geschlossen und nur alle drei Monate öffnete sich einmal die Thüre desselben; aber selbst dann nur des Nachts, und schon der kommende Tag fand die Wohnung wieder einsam, stumm und leer. Jetzt ist selbst dieses letzte Asyl der letzten Meistersänger von der Erde vertilgt.

Nur mit Mühe vermochte Adrian in der Dunkelheit seinem Führer durch alle die engen, verschlungenen Wege zu folgen und als sie endlich an dem ebenerwähnten Hause stille standen und der Alte nun mit einer mächtigen Eisenklinke dreimal an die Thüre pochte, da kam es dem Jünglinge vor, als stehe er vor Merlin's Zauberschloß zu Bradsay und er hörte das Rauschen der Drachenflügel.

Diesmal aber war es kein Drache, der ihm entgegenkam, sondern ein steinalter, griesgrämlicher Mann. Er trug einen alten, ziemlich schmutzigen Lederwamms

aus Gustav Adolph's Zeiten und Hosen von schwarzem Manchester. Um den Hals hing ihm ein verblichenes — einstmals aller Wahrscheinlichkeit nach hochroth gewesenes — Band, das auf die Brust herabfiel und an dem eine Art Orden hing. Seine vor Alter zitternde Hand trug einen schweren und unförmlichen messingernen Leuchter, auf dem eine dicke Wachskerze flammte.

Wäre diese Erscheinung Adrian an einem anderen Tage und in einer anderen Stimmung begegnet, er hätte laut aufgelacht; — heute schien es ihm ganz natürlich. Hatte er doch schon lange vergessen, daß er ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts sei. Sein Kopf brannte. Es kam ihm fast vor, als liege er in Fieberträumen und als sein alter Freund nun den Mantel zurückschlug, und gleichfalls in der Tracht des Mittelalters dastund, mit seinem blühenden Greisengesicht ernst und offen sich umschauend, da gab es der Jüngling auf, sich Rechenschaft über das abzulegen, was um ihn vorging, damit er dem poetischen Traume den bunten Staub nicht von den leichten Schwingen wische.

„Sind die Meister versammelt?" frug jetzt Adrian's Begleiter, indem er seinen Mantel über einen Stuhl warf und seine „Kleinodien" ordnete, deren nicht weniger als sieben seine Brust schmückten.

„Nicht doch!“ entgegnete der Pförtner, mit einem finsteren Gesichte, und seine Blicke musterten argwöhnisch den jungen Mann, — „der ehrwürdige Kronmeister fehlt noch. Aber ich weiß nicht . . . .“

„Gebt mir den Leuchter!“ sagte mit mildem wohlwollendem Tone Adrian's Freund, und nahm dem Anderen das Licht ab — „der, lieber Büchsenmeister, ist für Eure Vierundachtzig zu schwer. Laßt nur, — bei mir geht's noch besser! Aber Ihr wißt nicht, was Ihr zu dem Gaste sagen sollt? Nun, er ist auch Dichter und Sänger, und noch dazu ein Herr, der sich für uns interessirt. Er hat mir versprochen, zu schweigen, und so mag er immer unserem heutigen „Schule singen“ beiwohnen.“

Der Büchsenmacher schüttelte ärgerlich den Kopf, doch wagte er nicht seinem Collegen zu widersprechen, brummte aber bei dem Hinaufsteigen der Treppe mit der Rücksichtslosigkeit des Alters wenigstens sechsmal vor sich hin: „Schweigen? kennen's schon! — heißt sich lustig über uns machen! Brauchen keine Gäste!“

„Ei! ei!“ lachte Adrian's Begleiter begütigend. „Lieber Bruder, warum so unfreundlich gegen Gäste? Vergessen wir Grauköpfe nicht, daß auch wir nur noch

Gäste da draußen in dem jungen Leben der Gegenwart sind!"

„Und überall verhöhnt und hinausgeworfen werden!" brummte der Büchsenmeister fort. „Begreift denn das junge Volk mit seinem „Klirr! Klarr!" und „Sing! Sang!" etwas von Gesätzen, Stollen, klingenden und stumpfen Reimen, Weisen und Tönen, Abgesang und Sequenz? Nichts weiß man mehr von dem guten, alten, regelfesten Bau! Nein! das schnurrt und pfeift nur, Jedes, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, — und das nennen sie dichten und singen!"

„Verehrter Herr!" sagte Adrian bescheiden. „Ich habe mich nicht aufgedrängt und will auch Niemanden stören. Sollte Letzteres der Fall sein, so werde ich wieder gehen, von wannen ich gekommen. Da ich indessen ein großer Verehrer der edlen Dichtkunst bin, und — wie es der Jugend ziemt, — gerne etwas von dem Alter lerne, so folgte ich mit Freuden der Einladung meines würdigen Begleiters!"

Diese Worte, ohne jeden Anflug von Spott gesprochen, schienen auf den Pförtner einen günstigen Eindruck zu machen; er hörte wenigstens auf zu brummen.

Sie waren indessen in dem ersten Geschoß des Hauses angekommen. Adrian's Begleiter öffnete eine Thüre

und bat den jungen Mann, einzutreten. Dann stellte er den Leuchter auf einen alten Tisch und sagte:

„Unsern Gesetzen nach gehört die Einwilligung eines jeden Gliedes der Zunft dazu, einen Fremden einzuführen. Ich bitte Sie daher, mein junger Freund, hier einige Minuten zu verweilen."

Adrian nickte und der Alte verschwand.

Es ist in der That sehr sonderbar, auf welch' mannigfach verschlungene Weise sich fast durch jedes Menschenleben der rothe Faden göttlicher Fügung zieht. In der Jugend freilich erblicken wir ihn selten; aber in späteren Jahren erkennen wir dann, wie diese und jene anscheinende Kleinigkeit für uns von den wichtigsten Folgen war. Adrian ahnte nicht, daß das Gespräch, welches er jetzt ganz unwillkürlich durch die dünne Bretterwand mit anhören mußte, einen Gegenstand berührte, von welchem einst das Wohl und das Weh seines ganzen Lebens abhängen sollte. Unsichtbar zog in dieser Minute der Genius seines Lebens seine mächtigen Zauberkreise um ihn.

„Warum läßt wohl Meister Hellkraft heute so lange auf sich warten?" frug eine Stimme, die Adrian sogleich für die seines Begleiters erkannte.

„Wie, Meister Wenzel," — entgegnete eine

andere, — „denkt Ihr denn nicht daran, daß heute Pankratius und demnach morgen Servatius ist?"

„Pankratius und Servatius? nun ja! da rückt der Gärtner den welschen Garten an das Licht. Was aber hat das mit dem Kronmeister zu schaffen?"

„Viel, sehr viel! Nun, Ihr wißt doch wahrlich, daß Meister Hellkraft, so sehr er von der ganzen Bürgerschaft geachtet wird, ein eigener Mann ist."

„Ja freilich! er ist herzensgut, aber unzugänglich und voll Sonderbarkeiten!"

„Nun seht, Meister Wenzel, eine solche Sonderbarkeit besteht auch darin, daß er jedes Jahr gegen den Frühling hin immer ernster, verschlossener und finsterer wird. Nähert sich aber Pankratius und Servatius, dann ist es gar nicht mehr mit ihm auszuhalten, — dann schließt er sich ein und seine eigene Familie sieht ihn nur selten, — am Servatiustage aber verschwindet er mit Sonnenaufgang und Niemand weiß, wohin er kommt, bis man ihn zwei Tage darauf Morgens wieder zu Hause im Bette findet. Aber was erzähle ich Euch, Meister Wenzel! Ihr seid Ulmer und müßt das Alles ja längst wissen."

„Wohl! ich erinnere mich dunkel, es gehört zu haben; böse Zungen zischelten viel darüber — da ich

aber fast jedes Frühjahr in Geschäften auf der Reise bin . . . . . "

In diesem Augenblick wurde so stark mit der Eisenklinke dreimal an die Hausthüre gepocht, daß Adrian erschrocken zusammenfuhr. Er wußte nicht, warum es ihn auf einmal mit einer eigenthümlichen Beklommenheit überfiel. Es dünkte ihm gewitterschwül in dem kleinen, finstern Zimmer. Schon wollte er die Thüre öffnen, als er Tritte auf der Treppe vernahm, und um nicht als unbescheiden zu erscheinen, ruhig verharrte.

Er horchte und vernahm, daß sein Begleiter, Meister Wenzel, dem eben gekommenen Kronmeister Nachricht davon gab, daß er einen Gast mitgebracht. Hellkraft schien noch weniger darüber erfreut, als früher der Büchsenmeister und selbst wie die Sprechenden in die Hauptstube eingetreten waren, hörte ihn der junge Mann noch lange mit Bitterkeit über die Jugend, die jetzt so verdorbene Welt, die keinen Sinn für Häuslichkeit, Ehrbarkeit und Sittsamkeit habe, — über die jetzige Obrigkeit, — über das jetzige Volk, — kurz über alle Erscheinungen der Gegenwart schmähen. Als der Strom endlich verbraust war, frug er nach dem Namen; Meister Wenzel kam und erkundigte sich. Der junge Mann hörte ihn drüben nennen.

„Adrian?!“ wiederholte Hellkraft mit bebender Stimme. „Ich habe nichts dagegen“ — setzte er dann so leise hinzu, daß dieser es kaum durch die Wand hören konnte, — „er mag kommen!“

Später erfuhr Denis von seinem älteren Freunde, daß Hellkraft, als er diesen Namen vernommen, erblaßt sei. Auch blieb er wie umgewandelt.

Nach einer Viertelstunde wurde Adrian eingeführt. Es war ein eigenthümlicher, merkwürdiger Anblick, der sich ihm hier darbot. Das Zimmer, in dem er sich nun befand, war sehr geräumig. Fußboden, Wände und Decke waren von dunklem Holzwerk, mit alten aber trefflich gearbeiteten Schnitzereien reich versehen. An der Hauptwand hing die großmächtige, mit bunten Schildereien gezierte „Schultafel“ der Ulmer Meistersängerzunft. Ein Werk, das wenigstens seine zweihundert Jahre alt war. In ihrer Krone konnte man in altdeutscher goldener Schrift die Worte lesen:

„Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz,
Ulmer Geld
Behält den Preis in der weiten Welt!“

Rechts und links zu Seiten dieses Meisterwerkes alter Kunst, waren in den Holzfüllungen der Wände eine Masse von Namen mit weißen Buchstaben angeschrieben. Sie gehörten einst lebenden und thätigen Mitgliedern der ehrenwerthen Meistersängerzunft zu Ulm an. Jetzt stand hinter allen ein kleines weißes Kreuzchen, bis auf die vier Letzten, die dieses vielbedeutsamen Zeichens noch zu harren schienen, um mit ihren vorausgegangenen Freunden in einer neuen großen Lebensschule neue, höhere „Weisen" zu dichten.

An der entgegengesetzten Wand waren in gleicher Weise einzelne Namen wiederholt angebracht, doch schlangen sich um diese Namen künstlich gefertigte Kränze. Es waren die Namen der, im Laufe von Jahrhunderten gekrönten Sänger und Dichter Ulms.

Lebende Wesen befanden sich, außer Adrian, nur vier im Zimmer. Sie saßen an dem oberen Ende einer langen Tafel, um welche jedoch noch wenigstens zwanzig leere Stühle standen. Es waren Hellkraft, der Kronenmeister, — Wenzel, der Schlüsselmeister; — der vierundachtzigjährige Greis, der Adrian und seinem Begleiter geöffnet, und der das Amt eines Büchsenmeisters versah, und endlich ein vierter Mann mit schneeweißem Kopf, der Merkmeister.

Diese Vier waren die noch lebenden Trümmer der einst so mächtigen Ulmer Sängerzunft.

Der Anblick der alten Männer mit ihrer wunderbaren verblichenen Tracht, Schemen vergangener Jahrhunderte nicht unähnlich; — das Zimmer, mit seinem mittelalterlichen Charakter; — die leeren Stühle, auf die sich jeden Augenblick dem Grabe entstiegene Schatten niederzulassen drohten; — der Geruch der Wachskerzen, der hier unwillkürlich an ein Todtenamt erinnerte — — alles dies erfaßte Adrian mit wunderbarer Allgewalt. Da flogen plötzlich die Töne einer feierlichen, frommen Weise auf. Die ergrauten Meistersänger hatten begonnen. Ein heiliger Eifer flammte in ihren Augen und röthete die Wangen. Die Stimmen aber, wenn auch nicht mehr voll und frisch, waren doch noch kräftiger, als man hätte erwarten sollen; — ja, das unwillkürlich hie und da eintretende Tremolando gab dem Gesange einen eigenen, wehmüthigen Charakter. Adrian hörte den Schwanengesang einer schönen poetischen Zeit voll Innigkeit und frommem Aufschwung; — und was den Eindruck dieses Grabliedes noch mächtiger machte, war, daß die ganze Umgebung die Illusion nicht störte. Schon war Alles hier Ruine, — schon war Alles hier erblaßt! Fast dünkte es dem Jüngling, als müsse der

Glockenschlag der Mitternacht das ganze Bild verwischen, daß es hinuntersänke, wohin es gehörte, in das große, unermeßliche Grab eines längst verschwundenen Jahrhunderts.

Als das Lied verklungen, kündete der Kronenmeister an, daß nun die Meister ihr „Werk" zu beginnen hätten. Jeder der Viere brachte demnach vor, was er seit der letzen Zusammenkunft gedichtet. Um Adrian — der sich bescheiden in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen — bekümmerte man sich dabei nichts, wohl aber schien es diesem fast, als richteten die Meister ihre Worte oft an jene Plätze, die auch einst besetzt waren, deren Inhaber nun aber heimgegangen waren.

Als die Reihe zuletzt an den Kronenmeister kam, saß dieser einige Minuten lautlos da; seine sonst finsteren Züge waren mild geworden, ja sie drückten sogar Wehmuth aus. Unwillkürlich füllten sich seine Augen mit Thränen, und seine Stimme zitterte merklich, als er anhub folgende Zeilen nach einer Melodie zu singen, die so recht der Ausdruck einer tiefen Sehnsucht, — eines tiefen Schmerzes waren:

Warum bin ich denn so traurig?
Bin so aller Qualen voll?

Nun! — ich kann sie nicht vergessen,
Sie gefiel mir gar zu wohl.
Laub und Gras das mag verwelken,
Aber treue Liebe nicht;
Kamst mir zwar aus meinen Augen,
Aber aus dem Herzen nicht!

Diese Worte, — diese Melodie, — so ungekünstelt und doch so tief gefühlt, und dabei aus dem Munde eines Greisen kommend, waren erschütternd und wirkten auch so auf die Anwesenden. Adrian hatten sich beide wunderbar schnell eingeprägt und es war ihm, als gehörten sie ihm, — als habe er sie selbst erfunden, — als seien sie ein Theil seines Lebens. Er versank in Träumereien. Sein Herz suchte mit einer Art Bangigkeit, wie heute Morgen, nach Liebe und doch ahnte ihm, er werde vielleicht auch einstens singen müssen:

Laub und Gras das mag verwelken,
Aber treue Liebe nicht;
Kamst mir zwar aus meinen Augen,
Aber aus dem Herzen nicht!

So hörte er nichts von dem strengen Kritisiren des Merkmeisters — nichts von den künstlichen Reimereien, die später der Büchsenmeister noch vortrug. Ja! Adrian wußte kaum, wie er heimgekommen. Aber das konnte er sich den nächsten Morgen erinnern, daß er, einschla-

send, noch die Töne jenes Liedes vernommen — daß es wiederholt in seiner Seele nachgeklungen habe:

Laub und Gras das mag verwelken,
Aber treue Liebe nicht;
Kamst mir zwar aus meinen Augen,
Aber aus dem Herzen nicht!

II.

Pankratius und Servatius.

„Seit die Liebste war entfernt,
Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich sie verloren hab',
Schaffr' ich auch das Weinen ab;
Fast vor Weh' das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht!"

H. Heine.

Es war spät in der Nacht, als sich die Meistersänger getrennt; und zwar war es, wie wir wissen, in der Nacht des 12. Mai, also in der Nacht, die auf den Tag folgt, welcher dem heiligen Pankratius, einem Märtyrer, der unter Diocletian hingerichtet wurde, gewidmet ist. Bekannter Weise lebt der Name dieses Heiligen in dem Munde des Volkes, weil man als Regel

annimmt, daß nach diesem Tage die Nachtfröste ausbleiben.

In der That war es denn auch sehr kühl geworden, als die alten Herren, in ihre Mäntel gehüllt, wie Gespenster aus der Thüre des einsamen, unheimlichen Gartenhauses schlüpften und sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen, auf verschiedenen Wegen verloren.

Der letzte, der das Haus verließ und auch das Verschließen desselben übernommen hatte, war der Kronenmeister Hellkraft. Seit er jenes Lied gesungen, das auf Alle, namentlich aber auf Adrian, einen so tiefen Eindruck gemacht, war auch von ihm die Wehmuth nicht mehr gewichen, und mehr als einmal noch im Laufe des Abends mußte sich der, sonst als finster bekannte Mann, der selbst in seinem häuslichen Kreise ein Tyrann sein sollte, die Thränen aus den Augen wischen.

Jetzt, da die Anderen längst gegangen, und er so ganz allein in dem öden, gespensterischen Gebäude war, durch dessen Fensterladen und Gänge der Nachtwind unheimlich pfiff, — jetzt gingen seine wehmüthigen Gefühle allmählig in eine tiefe Traurigkeit über.

Schweigend verriegelte er die Hausthüre und ging in das Zimmer zurück, welches seine Freunde so eben verlassen. Ein einziges Licht erleuchtete es matt

und unsicher. Er sah auf die Uhr, es war 11 Uhr vorüber.

„Es ist Zeit!" murmelte er dann zwischen den Zähnen, öffnete einen verborgenen Wandschrank, nahm gewöhnliche Kleider aus demselben, zog die wunderlichen Reste verblichener Zeiten aus, und stand in wenigen Minuten in der Tracht da, die — wenn gleichfalls sehr veraltet und den Sonderling verkündend — doch wenigstens erst einige vierzig Jahre aus der Mode sein mochte.

Als dies geschehen, löschte er das Licht und öffnete geräuschlos einen der Fensterladen. Alles war in Nacht versunken und still wie das Grab. Hellkraft aber betete. Die kalten Winde nahmen ihm manches: „ach vergieb!" und manchen Seufzer vom Munde.

Da schlug es auf dem Münster Mitternacht. Als der dumpfe Ton des letzten Glockenschlages verhallt war, schlupfte der Greis aus dem Hause, ging mit ungewöhnlicher Hast mehrere Wege außerhalb der Stadt die Kreuz und die Quer und blieb endlich an einem breiten Fahrwege stehen, da wo noch heute unter einer einsam stehenden mächtigen Linde ein frisches Brünnlein dem Schooße der Erde entspringt.

Fest in den Mantel gehüllt wartete er hier wohl

eine Viertelstunde, da hörte man das Rasseln eines Wagens. Bald darauf hielt das Fuhrwerk, Hellkraft stieg ein und fort ging es, Blaubeuern zu.

Die genannte Stadt war übrigens nicht das Ziel dieser wunderlichen Reise; ehe man sie erreichte, bog der Wagen von der Hauptstraße ab und fuhr landeinwärts. Gegen fünf Uhr Morgens befahl endlich der alte Herr dem Kutscher zu halten. Es war im freien Feld. Hellkraft stieg aus und ging, ohne ein Wort zu sagen oder den Kutscher auch nur eines Blickes zu würdigen, weiter. Letzterer sah ihm lange nach, dann schüttelte er den Kopf und sagte, indem er die Pferde ausschirrte und ihnen Futter vorwarf: — „Der alte Narr! Ein Jahr wie's andere. Nun fahr ich ihn schon zum zwölften Mal daher, und der alte Hans, der's Genick gebrochen, weil er ein Esel war und mir nicht folgte, hat ihn wenigstens auch schon zwanzig Jahre an jedem Pankratius hierhergefahren. Und nun muß ich hier auf dem freien Felde mit den Pferden bis zur Nacht warten und das Alles im tiefsten Geheimniß. Wahrhaftig! wenn der Alte nicht so flott zahlte, ich würde den Teufel thun, ihm den Narren zu machen. So aber — zehn Gulden für den Tag — und gut zu essen und zu trinken ...." hier zog er eine Flasche aus dem Wagen und that trotz der Frühe

des Morgens einen Ulmer Schluck .... „das ist doch auch Etwas. Dabei aber bleib ich, der Pankratius und Servatius verrückt ihm den Kopf. Aber was geht's mich an, hätt' ich nur sein Geld, seine Narrheit dürft' er für sich behalten!"

Ein hübsches Bauernmädchen ging hier vorüber, hoch aufgeschürzt ob des Morgenthaues, den Spaten auf der Achsel. Der muntere Kutscher, gestärkt durch des Alten guten Wein, grüßte sie lustig und umschlang mit kräftigem Arm die Dirne; diese wehrte sich wenig, und hätte Hellkraft noch einmal umgeschaut, ehe er jetzt hinter einem Hügel verschwand, er hätte gar gesehen, wie sie sich wacker von seinem Wagenlenker küssen ließ. Aber Hellkraft sah sich nicht um. Schweigend und von der alten Schwermuth beherrscht, schritt er durch Gottes lachende Welt, den göttlichen Morgen nicht bemerkend, der über der dampfenden Erde lag.

So mochte er eine Stunde gegangen sein, als er sich einem Dörfchen nahte. Aber statt in dasselbe zu gehen, schritt er der Kirche zu, die ziemlich hoch über demselben lag. Um die Kirche breitete der Friedhof sein vom Tod gefurchtes Feld aus, das der Mai mit frischem, saftigem Grün überzogen hatte, aus dem eine Menge duftender Veilchen bescheiden hervorlugten.

Es war unendlich still und feierlich unter den Gräbern! Der Himmel so blau, — die Erde so grün, — die Luft so weich, — die Sonne so warm! und dabei der Lerche süßes, schmetterndes Lied, und der Menschenbrust heißes Sehnen. Ach! hier mußte jedes fühlende Herz weinen, — sei es nun weil es von Wonne oder von Schmerz hier überwältigt werden mußte!

Hellkraft weinte auch, zumal da er an einen Hügel an der östlichen Mauer trat. Der Hügel zeichnete sich durch Nichts von den anderen aus. Nicht einmal ein Kreuz trug er und kein Buchstabe verrieth, was unter dieser Hand voll Erde schlummere.

Der Alte schaute sich um, ob er allein sei, und als er sich dessen versichert, sank er auf die Knie und stöhnte: „Adriane, vergib Deinem Mörder!"

Aus dem Dorf herauf aber erschallte eine fromme Weise, und von zarten Stimmen gesungen ertönte der Choral:

„Aus tiefer Noth ruf' ich zu dir,
O Gott, erhör' mein Flehen!
Entzieh' nicht dein Erbarmen mir,
Laß Gnad' für Recht ergehen!
Ach! siehest du als Richter an,
Was wir nicht Recht vor dir gethan,
Wer kann, o Herr, bestehen!"

Es war die Schuljugend, die seit langer Zeit, laut der Stiftung eines unbekannten reichen Gönners, jedes Jahr auf Servatius Morgens um 6 Uhr dieses Lied im Freien abzusingen hatte.

An demselben Morgen, an welchem sich dies Alles mit dem alten Hellkraft zutrug — am Morgen des Servatius — erwachte Denis erst spät. Es kam ihm, als er seines Selbstbewußtseins Herr geworden und er nun an den gestrigen Sonntag dachte, beinahe vor, als habe er ihn in einem schweren Traume zugebracht. Waren doch alle diese abenteuerlichen Gestalten der Vorzeit verschwunden, rauschte doch der Strom der Gegenwart mit dem alten betäubenden Wogenschlage wieder an ihm vorüber.

Es ist etwas ganz Eigenes um die Gemüthsstimmung. Man kann sie sich nicht geben und nicht nehmen, und aus dem Farbenton, den sie eben trägt, malt sich der Sterbliche seine Welt. Die Welt von gestern war für Adrian eine „romantische" gewesen, die Welt von heute war eine „nüchterne," wie es eben das nüchterne Alltags- und Geschäftsleben mit sich brachte, und so blieb sie auch längere Zeit.

Denis hatte zwar Meister Wenzel, der ihn an jenem Abend nach Hause begleitet, versprochen, ihn wieder zu besuchen; allein dies Versprechen kam vor der Hand nicht zur Ausführung; einmal, weil vermehrte Geschäfte den jungen Mann in Anspruch nahmen, und dann, weil ihn ein sonderbares Etwas — ein Gefühl, über das er sich nicht Rechenschaft geben konnte — davon abhielt. Hiezu kam noch, daß ihm für die nächsten Tage ein Vergnügen winkte, welches lebenskräftige Leutchen in seinem Alter nie ausschlagen, — ein Vergnügen, das für Jünglinge und Mädchen stets als in ihrem Leben Epoche machend betrachtet wird, — und dies Vergnügen war ein Ball, der das, diesmal etwas durch die Witterung verzögerte, Maifest krönen sollte.

Nun wohnte Adrian in Ulm in dem Hause einer Familie, die mehrere Töchter zählte, von welchen einige sehr geschickt im Sticken waren. Denis wußte dies, und als er daher eines Abends in einer Gesellschaft vernahm, daß die Damen seines Hauses als Brautgeschenk für eine Freundin einen wundervollen Schellenzug gestickt hätten, trieb ihn den anderen Tag sein Kunstsinn, sich diese Arbeit zeigen zu lassen. Sie war in der That reizend! Ein ganzer Frühling lachte ihm hier

entgegen; denn auf zehn kleinen Quadraten prangten eben so viel allerliebste Blumenbouquets in den herrlichsten Farben auf weißem Perlengrunde, und diese zehn Schildchen waren durch ganz leichte Kettchen von Perlen zusammengehalten. Eine schwere Perlenquaste schloß das Ganze.

Adrian ergoß sich in Lobeserhebungen, dachte aber nicht im Entferntesten daran, daß dieser Schellenzug dazu berufen sei, eine Wendung in seinem Leben herbeizuführen.

Indem er nämlich noch mit den Damen plauderte, kam — wie sehr natürlich bei jungen Leuten — das Gespräch auch auf das Maifest und den damit zusammenhängenden Ball.

„Ich gehe nicht auf den Ball!“ sagte Adrian unter anderen scherzend.

„Sie?! nicht auf den Ball?“ entgegnete lächelnd eine der Damen. „Da möcht' ich denn doch die Ursache wissen, die Sie davon abhalten sollte!“

„Sie ist allerdings sehr gewichtig!“ fuhr Denis scherzend fort. „Ich habe mir einen neuen Frack bestellt und nun läßt mich der Schneider sitzen!“

„Ich hätte Sie nicht für so eitel gehalten!“ — rief die ältere Schwester. — „Sie, Philosoph und Dichter!

wollen wegen einem etwas weniger modernen Kleidungsstücke dem schönen poetischen Maifest entsagen?"

„O Eitelkeit!" — lachte die Jüngere — „dein Name ist „„Mann!"" Uebrigens rathe ich Ihnen, trotz dem mit dem alten Frack auf den Ball zu gehen. Sie können Ihr Glück dort machen!"

„In der That" — versetzte Adrian — „ich werde glücklich sein, wenn ich mit Ihnen tanzen kann!"

„Zu gütig" — fuhr das Mädchen fort — „dieses Glück versagt Ihnen ein hartes Schicksal, denn wir gehen nicht hin. Aber die „„schöne Ida"" wird zum ersten Male einem solchen Vergnügen beiwohnen."

„Die „„schöne Ida?"" wer ist dies?"

„Nun, mein Gott! Sie werden doch schon von der „„schönen Ida"" gehört haben? Ein Mädchen, lieblich wie eine Grazie, sechszehn Jahr alt und — — achtzigtausend Thaler reich!"

„Herr Gott, die heirathe ich!" rief hier Adrian in einem solch' komischen Pathos aus, daß Mutter und Töchter laut auflachen mußten.

„Sie haben recht, Fräulein Emilie," setzte er dann mit scheinbarem Ernst hinzu — „der alte Frack muß heraus! Aber ihren Namen, — Sie haben mir

ja den Namen dieser Achtzigtausend-Thaler-Blüthe noch gar nicht gesagt?"

„Nun, Ida Hellkraft!"

„Hellkraft?!" wiederholte der junge Mann höchst erstaunt. „Doch nicht die Tochter des alten, wunderlichen Hellkraft .... des Kronen ....?"

„Nicht die Tochter, aber die Enkelin!" betheuerte Emilie. „Der alte Tyrann hat das arme liebe Kind bisher wie einen Edelstein unter Schloß und Riegel gehalten. Gott weiß, was ihn zu dieser Erlaubniß bewogen hat. Kurz, Ida, die bisher wie eine Gefangene mit ihrer Mutter — Hellkraft's Schwiegertochter — im Hause des Alten gelebt und namenlos viel erduldet hat, — Ida, die von der Welt fast nichts kennt, als was sie durch uns, ihre weitläufigen Verwandten, von Zeit zu Zeit erfährt, — geht auf den Mai-Ball."

„O, Maien-Rose!" jubelte Adrian — „das Ding wird ganz dichterisch und romantisch! Ich bin, weiß Gott! schon jetzt in sie verliebt. Aber wie soll ich sie finden, denn der alte Sonderling wird wohl schwerlich mit auf den Ball gehen!"

„Nein, der geht nicht hin!" — entgegnete eine der Schwestern. — „Aber Sie werden Ida an einem

Kranz von Vergißmeinnicht erkennen, den sie im Haare trägt."

Adrian war still geworden. Er sann einige Sekunden nach, dann sagte er ernst:

„Es ist sonderbar, wir haben da einen Scherz gemacht, — und mich packt er wie tiefer Ernst des Lebens. Nicht weil das Mädchen reich ist, obwohl ich gern gestehe, daß mir eine derartige Mitgift sehr angenehm erscheint; — aber ich weiß nicht, was mich mit einem Mal so wunderbar erfaßt, und zu jenem, mir doch noch unbekannten, Wesen hinzieht. Ist es das Romantische, was die kleine Gefangene umgibt? — ist es der Wunsch, sie ihrem alten Drachen zu entreißen? — ist es wirklich eine Ahnung der Liebe? ich weiß es nicht; aber darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, meine Damen, — sehen, kennen lernen muß ich sie! Gibt's eine Hochzeit, sind Sie Alle im Voraus eingeladen."

Man lachte noch längere Zeit über den Scherz, und als man sich trennte, war Jedes auf den Ausgang des Abenteuers höchst gespannt.

III.

Sonnenschein und Regen.

„Meine Liebe, lange wie die Taube
Von dem Falken hin und her gescheucht,
Wähnte froh, sie hab' ihr Nest erreicht
In den Zweigen einer Götterlaube.

Armes Täubchen! Hart getäuschter Glaube!
Herbes Schicksal, dem kein and'res gleicht!
Ihre Heimath, kaum dem Blick gezeigt,
Wurde schnell dem Wetterstrahl zum Raube.

Ach, nun irrt sie wieder hin und her!
Zwischen Erd' und Himmel schwebt die Arme,
Sonder Ziel für ihres Flugs Beschwer.

Denn ein Herz, das ihrer sich erbarme,
Wo sie noch einmal, wie einst, erwarme,
Schlägt für sie auf Erden nirgends mehr."

G. A. Bürger.

Der ersehnte Ball kam. Adrian zog sich mit Sorgfalt an und da auch der Schneider noch Wort hielt und den neuen Frack zur rechten Zeit lieferte, so war Adrian's Erscheinung eine in jeder Beziehung sehr

angenehme und vortheilhafte. Empfehlender jedoch, als diese Aeußerlichkeit, — die in den Augen denkender Menschen wenig Werth hat und auf die auch Denis sonst wenig Werth legte, — war der Ausdruck seines blühenden Gesichtes.

Verrieth doch sein Auge auf den ersten Blick, daß er nicht zu jenen traurigen Alltagsmenschen gehöre, die nur schaffen und raffen, und ringen und streben, um eben zu leben, und die nur leben, um stumpfsinnig von einem faden Genuß zum anderen zu taumeln. Sein Auge, sein Blick zeigten, daß er sich auch da innen im eigenen Geiste eine Welt geschaffen; — nicht zwar eine Welt, wie sie der Genius mit schöpferischer Kraft aus sich selbst gebiert, um, geistiges Leben athmend, solches auch auszuströmen über Zeitgenossen und kommende Geschlechter; aber doch eine Welt, die ihm selbst genügte, und die, in ihrer Wechselwirkung zu dem nüchternen Leben, diesem erhöhten Reiz, Werth und Bedeutung gab. Eben hierdurch hatte aber auch sein Blick, im Vergleich mit andern jungen Männern, etwas ganz eigenthümlich Zwingendes, — übte sein Auge eine wunderbare Gewalt über alle Menschen aus, die ihm nicht mit gleich kräftigem oder überwiegendem Geiste entgegen traten.

Es gibt nichts bei jungen Männern, was den Mädchen gefährlicher wäre, als solche Augen, und wenn es Don Juan's und Zampa's gegeben hat, so liegt das Räthsel ihrer Siege in der Zaubermacht ihrer Blicke. Adrian wußte hiervon nichts, noch weniger wäre es ihm je in den Sinn gekommen, sich selbst eine solche Gewalt zuzuschreiben. Eine Wahrheit, die ihre Bestätigung darin fand, daß er noch nie mit Wissen und Willen Nutzen von dieser Gewalt gezogen. Dafür hatte er zuviel natürliche Herzensgüte und Gemüthlichkeit. Gehört doch eine Schlangennatur dazu, um es wie — nach der Sage — die Klapperschlange zu machen, die erst alle Wesen, die sie verderben will, mit ihren Blicken so bezaubert, daß sie ihr von selbst in den Rachen laufen.

Leider gibt es unter den jungen Männern unserer Zeit solcher Klapperschlangen genug.

Heute aber flammten diese Sterne unbewußt mit doppelter Kraft, gehoben durch jugendliche Lebenslust, poetischen Aufschwung, Neugierde, Sehnsucht und Erwartung. Suchten sie doch die schöne Ida, die Maien-Rose, das, dem großväterlichen Gefängnisse auf Augenblicke entschlüpfte liebliche Wesen!

Aber freilich! suchen mußten sie; denn der Saal prangte wie ein Zaubergarten voll lebendiger Blumen, von welchen immer Eine die Andere an Schönheit, Luxus oder Ueppigkeit überstrahlte.

Adrian fand bekannte und unbekannte Gesichter genug; aber seine Maien-Rose — seine Liane mit dem Vergißmeinnichtkranze im Haar fand er nicht.

Schon rief die Musik zum ersten Tanze, — schon stellten sich die Paare an, — als er in einer Ecke des Saales zwei weibliche Wesen erblickte, die sich wie schüchterne Rehe hinter eine Schaar alter Tanten geflüchtet hatten.

Forschend trat er näher. Sie waren es! Die Mutter blaß und leidend, die Tochter so ängstlich, so schön, so sanft, so reizend, daß jetzt die Reihe des Verwirrtseins an Adrian war. Er hielt inne, — er sah sie an — und — in ihm schrie es jubelnd auf: „Geliebte!“ und ein ganzer Frühling mit all' seinen Blüthen und Düften, mit all' seinem Auferstehungsjubel und seinem Lerchensang, mit seinem Himmelblau und Sonnengold sank beseligend in sein Herz.

Aber auch Ida hatte ihn bemerkt und senkte in süßer Verwirrung die Augen vor den Flammenblicken des hübschen jungen Mannes.

Es war gut, daß der Walzer anfing. Seine Töne weckten Adrian. Er trat zu Ida, und wenige Minuten später schwebte das schöne Pärchen, leicht wie der Zephyr, dahin.

Adrian tanzte diesen Abend noch mehrere Male mit Ida; denn zu seinem Glück, war es in Ulm wenig bekannt geworden, daß heute Hellkraft's reiche Enkelin zum ersten Male auf dem Ball sei. Die Achtzigtausend Thaler hätten sonst fürchterlich angezogen. Sprechen konnte er freilich nur wenig mit dem Mädchen. Aber was bedurfte es denn auch der Worte, seine Blicke hatten schon mehr als zuviel gesagt, und als er sich, nach dem letzten Tanze, den Damen empfahl, senkten sich zwei schöne junge Augen und ihre Herrin erröthete und zwei ältere glänzten fast in mütterlicher Liebe ihm nach.

So hatte der Zufall die regenbogenfarbige Seifenblase eines Scherzes aufgeworfen, — aber die Schaumblase war zur Perle, — der Scherz zur Wahrheit geworden. Adrian liebte!

Sind doch poetische Gemüther viel leichter eine Beute des schelmischen Gottes, als trockene, kalte, berechnende Seelen. So hatte Adrian seine Ida schon halb geliebt, ehe er sie nur gesehen, weil ihm ihr Bild in dichterischen Farben geschildert worden war. Seine erhitzte

Einbildungskraft hatte ihn dabei zum Befreier der sanften Dulderin gemacht, und als er nun das, in der That so liebliche Wesen wirklich sah, und bald erkannte, daß sie — was in unseren Tagen bei Mädchen im 16. Jahre so selten ist — noch ein unendlich kindliches Wesen, reich an Herzensgüte und unschuldiger Heiterkeit sei, konnte es natürlich nicht fehlen: sein Herz war ihr.

Hierüber also war er im Klaren; keineswegs aber darüber, — wie es mit Ida stehe. Hätte er freilich zu den Laffen gehört, wie sie zu Hunderten auf unseren Bällen herumfahren, so würde er nicht einen Augenblick an seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und daher an seinem Sieg über Ida's Herz gezweifelt haben. Menschen indessen von innerem Gehalt, und zu diesen gehörte Denis, werden sich stets durch Bescheidenheit auszeichnen. Er zweifelte daher noch sehr, ja, er hielt sich ohne Unterlaß alle nur erdenklichen Dinge vor, die ein solches Glück für ihn unwahrscheinlich machen konnten.

Wie sollte sich ein Mädchen — dachte er — so plötzlich, so Knall und Fall in Dich verlieben? So bezaubernd ist doch wahrlich Dein Aeußeres nicht, und Dein Inneres ist ihr ja noch unbekannt! — Und dann, sie ist noch so ganz Kind — ob sie überhaupt nur die Liebe schon

kennt? — Wird sie nicht eher alle Männer fürchten und als Tyrannen hassen, da sie dieselben durch ihren Großvater in so schlechtem Lichte hingestellt sieht?

Aber so geht es oft im Leben, gerade was Adrian für ein Hinderniß ansah, war bei Ida einer der mächtigsten Beweggründe, ihm ihre Neigung unbedingt zu schenken. Die grausame Weise, mit welcher sie der alte Hellkraft — gerade weil er sie wie seinen Augapfel liebte — vor aller Welt verschloß und aus allzugroßer Vorsicht tyrannisirte, hatte das arme Kind längst zu dem Entschlusse getrieben, so bald als sich ihr ein braver Mann zeige, diesem für den Preis der Freiheit, Herz und Hand zu schenken.

In den vielen stillen und einsamen Stunden, die sie aber in ihrem Kerker verlebt, hatte sich diese Idee zu einem ganz artigen Romane ausgesponnen, und da ihre Mutter, — die mit dem alten eigensinnigen Mann noch mehr als die Tochter litt, — auch ihre Befreiung auf diese Hoffnung baute, und im Geheimen daher auch Ida's Träume unterstützte, so ist es sehr natürlich, daß Adrian, der außerdem hübsch, galant und liebenswürdig war, wie ein Triumphator in ein Herz einzog, das gleichsam seine Pforten schon im Voraus für ihn

geöffnet und mit den duftenden Blüthen der Sehnsucht und Hoffnung geschmückt.

Dennoch besaß Ida zu viel Takt und weibliches Zartgefühl, um Adrian hiervon etwas merken zu lassen; auch hatten seine Blicke ihr Herz in der That so mächtig berührt, daß — ihr selbst unbewußt — ein ganz neues seliges Leben in ihrem Innern aufgegangen war. Auch sie liebte, und ihre Liebe gewann noch durch den Gedanken der ihr dadurch zu erwachsenden Rettung einen gewaltigen Aufschwung. Sie sollte dem Manne ihres Herzens auch das köstlichste Gut des Lebens, ihre Freiheit, verdanken.

Welch' ein Aufjauchzen des Lebens bist du doch, gottvolle Zeit der ersten Liebe! wer dich in seinem langen Leben nicht gekannt, der hat nie gelebt; — wer dich durch Frivolität verscherzt, hat seines Lebens schönstes Glück mit eigener Hand gemordet; — wer dich aber mit reinem Herzen so recht voll und selig genossen, der hat doppelt, dreifach, hundertfach gelebt, denn selbst dann noch, wenn seine Haare ergraut und seine Stirne gefurcht ist, darf er sich nur in die Erinnerung an jene Zeit versenken und er wird sich jung und feurig und lebensfrisch erheben, wie aus den Wellen eines verjüngenden See's.

Man kann sich denken, wie peinigend indessen für Adrian die Ungewißheit war, in der er schwebte. Doch hätte er selbst diese noch ertragen mögen, wenn ihn nicht ein anderer Gedanke Tag und Nacht verfolgt und ihm, wie ein Vampyr, alles Blut ausgesogen hätte. Es war der Gedanke an Hellkraft und die achtzigtausend Thaler seiner Enkelin. Wie durfte Adrian, der nur ein kleines Vermögen aufweisen konnte, selbst für den Fall der Gegenliebe, auch nur im Allergeringsten hoffen, daß ihm der alte, wunderliche und geizige Kauz seine kostbare Perle jemals schenken werde?

Das Glück des jungen Mannes verwandelte sich daher sehr bald in eine schmerzliche Unruhe, die ihn ruhelos, wie von finstern Geistern gepeitscht, hin- und herjagte. Erst nach längerer Zeit gewann ruhigeres Nachdenken die Herrschaft über ihn und ließ ihn neuerdings Vertrauen und Hoffnung schöpfen. Sein Kummer über Hellkraft's, des alten Meistersängers, starre Hartherzigkeit verschwand vor dem Bewußtsein des eigenen Werthes und dem Gefühl der frischen Thatkraft, die in ihm ruhte. Er war entschlossen, das Mädchen am Ende auch ohne Vermögen zu nehmen, wenn sie ihn nur liebe.

Ja, wenn sie ihn nur liebe! dies war jetzt die große

Lebensfrage für ihn, — um so wichtiger, als ihn Geschäfte nach wenigen Tagen auf eine weitere Reise führen sollten. Aber wie das erfahren? Umsonst bemühte sich Adrian der Angebeteten an irgend einem öffentlichen Orte zu begegnen; umsonst lief er des Tages, so oft er konnte, an dem alten großen Hellkraft'schen Hause vorbei, das so finster in die Welt hineinblickte, wie sein wunderlicher Herr, — Ida war nirgends zu finden, noch zu sehen, und selbst die Damen, durch welche Denis auf das Mädchen aufmerksam gemacht worden war, mußten gestehen, daß sie sich trotz der Verwandtschaft jetzt nicht in das Hellkraft'sche Haus wagen dürften, da der alte Herr große Reue darüber verspüre, Ida auf den Ball gelassen zu haben, und sie nun tyrannischer behandele, als je.

Adrian wollte verzweifeln. Er machte tausend Pläne — immer einen abenteuerlicher, aber auch unausführbarer, als den anderen — und blieb endlich auf der öden Sandbank der Melancholie, — ein armer, schiffbrüchiger Robinson im Meere des Lebens, — sitzen.

Längst hatten seine Freunde errathen, wo es fehle, aber wer ihm fehle, dies sagte er nicht; denn wahre, aufrichtige Liebe ist verschwiegen wie das Grab und ihr

Zauber liegt gerade darin, daß Glück und Unglück in ihr Seligkeit bleibt, so lange es ihr Geheimniß ist.

So stand er eines Abends an dem Fenster eines Hauses, das unweit des Münsters gelegen war. Er hatte hier einen Freund besucht und starrte eben schweigsam in die Dämmerung, als die Glocken des ehrwürdigen Gebäudes anhuben, die Trost und Aufschwung bedürftigen Herzen zu einer Betstunde einzuladen.

Adrian hörte es kaum, noch weniger beachtete er die Kirchengänger; er dachte nur daran, daß so manches Menschenleben wie ein voller, kräftiger und lauter Glockenton anhebe, um wie dieser, nach einem einzigen Aufjauchzen, schnell zu verklingen, spurlos zu verhauchen! O du, der Liebe goldne Zeit! .... stöhnte er, — siehe, da hatte sein Genius eine lang verstimmte Saite seines Inneren berührt, und in wunderbaren Accorden zog das schöne Lied durch seine Seele:

Die goldne Zeit ist nicht entschwunden,
Denn sie ist ewig neu und jung;
Noch wird ja Gold genug gefunden,
Habt ihr dazu nur Lust genung.

Am Himmel stehn die goldnen Sterne,
Und tönen all die Nacht entlang,
Damit der Mensch von ihnen lerne
Der goldnen Zitter goldnen Klang.

Es schäumt aus voller Brust der Erde
Der Wein auf, der euch golden winkt!
Den ihr, damit er goldner werde,
Beim Fest aus goldnen Bechern trinkt.

Doch zu dem goldensten der Bande
Webt sich der Liebsten goldnes Haar,
Und zwischen durch mit goldnem Brande
Glüht ihrer Augen Sonnenpaar.

So laßt das Weh', das euch betroffen,
Und seid zu neuer Lust bereit;
Erbauet aus den goldnen Stoffen
Sich jeder seine goldne Zeit!

Er war plötzlich ein ganz anderer Mensch. Es war ihm wunderbar froh zu Muthe, ohne daß er wußte, warum. So muß es, dachte er, in den Zeiten der Feen einem verirrten Wanderer gewesen sein, wenn er sich unbewußt einem solchen holden Zauberwesen genaht. Er dachte es und schaute auf. Herr Gott in deinem Reich! da schwebte ja die Fee an ihm vorüber. Ida, das Gesangbuch in der Hand, war an der Seite ihrer Mutter in den Dom getreten.

Adrian fuhr auf nach Stock und Hut. Sein Herz klopfte, daß er die Hand darauf drücken mußte. Er stieß irgend eine flüchtige Entschuldigung aus und war schon auf der Straße, ehe der Freund nur fragen konnte, was denn eigentlich so urplötzlich in ihn gefahren.

Während dessen aber hatte die Betstunde begonnen. Adrian war daher genöthigt, ihren Ausgang abzuwarten. Von des Pfarrers Rede hörte er freilich nichts. Er dachte nur, wie er es machen sollte, um Ida beim Herausgehen nicht zu verfehlen.

Endlich, endlich! sagte der Geistliche „Amen!" das letzte Lied verhallte und die Andächtigen verließen die Kirche. Es war schon ziemlich düster geworden und was noch schlimmer war, die große Kirche hatte verschiedene Ausgänge. In der That verfehlte denn auch Denis die Gesuchte.

Er war außer sich! Er fluchte wie ein Türke! — Umsonst! — Bekanntlich hilft in ähnlichen Lagen das Fluchen sehr wenig und es bleibt dem Sterblichen nichts übrig, als sich in Geduld zu fügen. Adrian konnte es auch nicht anders machen; aber dafür konnte er auch nichts, daß seine Stimmung eine sehr finstere und gereizte blieb. Eben wollte er um ein Eck biegen, — das ihn ärgerte, weil es ein Eck war, — als er fast Stirne gegen Stirne wider ein Frauenzimmer rannte. Beide prallten zurück und standen wie versteinert, denn es waren ja Adrian und Ida, und .... o ihr himmlischen Heerschaaren! Ida war auch noch dazu allein.

Adrian faßte sich schnell, erzählte sein Abenteuer

von heute, frug, wo sie aus der Kirche hingekommen sei, — erfuhr, daß sie noch bei einer kranken Verwandten ihres Großvaters gewesen, der selbst unwohl sei und zu Bett liege, — und empfing endlich die Erlaubniß, Ida zu begleiten.

Da es jetzt galt, die Zeit zu benutzen, so trat Adrian schon nach wenigen Minuten offen und ehrlich, aber eben so bescheiden mit seiner Herzensangelegenheit heraus, und wenn auch Ida zurückhaltender war, so besaß sie doch zu wenig Verstellungskunst, um Adrian täuschen zu können. Es ist wahr, sie gestand ihm ihre Gegenliebe noch nicht, aber er fühlte, er wußte nun, daß er geliebt sei.

Adrian schwelgte in Seligkeit und diese steigerte sich noch, als er am Abend vor seiner Abreise ein kleines, sehr nett gearbeitetes Pappkästchen erhielt, in welchem das getrocknete Sträußchen lag, welches Ida seiner Zeit auf dem Ball getragen und seinen Bitten an jenem Abend verweigert hatte.

Adrian reiste ab, den Himmel im Herzen, ein Eldorado der Zukunft vor Augen.

Die Reise hielt Denis beinahe ein Jahr von Ulm entfernt. Während dieser ganzen Zeit empfing er nur hie und da auf sein dringendes Bitten, durch die Damen

des Hauses, in dem er wohnte, einzelne flüchtige Nachrichten von Ida. An sie zu schreiben hätte er nicht wagen dürfen.

Endlich, Ende April, näherte er sich Würtemberg wieder. Je näher er Ulm rückte, desto mächtiger wirkte der Magnet, den für ihn die Stadt enthielt, und so kam es, daß er sich im schönen Stuttgart nur gerade so lange aufhielt, als es seine Geschäfte erforderten. Er eilte weiter, — siehe, da trat ihm schon in Eßlingen ein unerwartetes Hinderniß entgegen.

Als er dort ankam, fand er nämlich die ganze Stadt festlich geschmückt und in ungewöhnlicher Bewegung. Die schwäbischen Liederkränze feierten daselbst ein großes Liederfest.

Im ersten Augenblick ärgerte sich Adrian darüber; denn an Geschäfte zu machen, war dabei nicht zu denken, und so gab es wenigstens abermals einen Tag Aufenthalt — — ach! und doch war es bis nach Ulm nur noch wenige Stunden.

Indeß, was war zu machen! Wenigstens durfte Adrian doch hoffen, einige Ulmer hier zu treffen und vor allen Dingen den Liederkranz jener Stadt, dessen Mitglied er ja war, und unter welchem er viele Freunde zählte.

Eßlingen, die alte freie Reichsstadt mit ihren hochoben liegenden Trümmern der ehemaligen Kaiserburg und ihrer herrlichen gothischen Liebfrauenkirche, deren achteckiger durchbrochener Thurm seit 1440 in Gottes blauen Himmel schaut, — Eßlingen, die ächt würtembergische, gewerbsame Stadt mit ihren Champagner- und sonstigen Fabriken, Eßlingen war geschmückt wie eine Braut.

Alle Häuser waren verziert, und selbst der ärmste Mann hatte irgend etwas gethan, zu dem allgemeinen Schmucke beizutragen. Hier hatte ein Färber sein ganzes Haus mit Guirlanden von buntgefärbtem Garn geschmückt, dort fielen aus allen Fenstern schöne Teppiche; — hier hatte ein Kupferschmied aus den Kuchenformen, die seine kunstgerechte Hand geschaffen, und welche nach Außen roth angestrichen, nach Innen blank wie Silber verzinnt waren, die zierlichsten Arabesken an seinem Hause angebracht, indem sie die Vorübergehenden bald mit der bunten, bald mit der glänzenden Seite anlachten; dort wieder hatte selbst ein armer Töpfer aus seinen Geschirren ganz artige Guirlanden hergezaubert, und zwischen dem Allen prangte ein ganzer Tannenwald und Fahnen wehten frisch und munter statt der noch seltenen Blumen darein.

Am schönsten nahm sich die Stadt in der Gegend der Brücke aus, die über den Neckar führt. Hier befindet sich auch die Maille, ein schöner weiter Raum, als Garten angelegt und mit uralten Bäumen bepflanzt. In dieser reizenden Anlage hatte das Fest statt.

Wie das wimmelte und lärmte, — wie das kam und ging und schwärmte, — wie das jubelte und sang!

Hier und dort und da Liederkränze von weit und breit, die an den Tischen, an welchen sie saßen, ihre Fahnen aufgepflanzt hatten. Und dazwischen schöne Mädchen, reizende Frauen und Gezelte und Buden mit frischem Bier und köstlichem Wein und Allem, was sonst Gaumen und Magen labt, und über das Ganze ausgespannt des Himmels reines, azurblaues Zelt, an dem die Sonne, wie eine lichte Königin, stolz und langsam vorüberzog.

Es war ein Fest, so schön man es sich nur denken konnte, und bewahrheitete recht anschaulich, was einst Th. Creuznach von der neueren Musik in geselliger Beziehung sagte: daß nämlich im Verlauf der neueren Geschichte keine Kunst oder Wissenschaft ihre Stellung zur Völkerbildung so auffallend verändert habe, als die Musik. Während Poesie und bildende Kunst zu jeder Zeit als die höchsten Ausströmungen des menschlichen

Geistes erkannt wurden, glaubten früher viele ernste, gedankenvolle Männer, das luftige Reich der Töne könne kein würdiges Gebiet einer höheren Thätigkeit sein.

In einer Zeit, in welcher schon Gluck mit seiner Iphigenie hervorgetreten war, äußerte noch der große Lessing, die Musik sei eine nichtssagende Kunst. Ja, sein Freund Nikolai sprach die Hoffnung aus, nach fünfzig Jahren werde der Unsinn des Gespensterglaubens, des Magnetismus, und namentlich der Oper, ganz aus der gebildeten Welt verschwunden sein.

Was würden diese Männer in unserem Jahrhundert sagen, wo die Musik ihre demüthige Stellung so ganz verlassen hat, wo sie in alle Räume des öffentlichen Lebens, in alle Kreise der Geselligkeit eingedrungen ist, und das Interesse für ihre Schwesterkünste siegreich zu überwältigen droht! Die Redekunst tritt schüchtern vor ihr zurück und mancher Dichter grollt darüber, daß ihm der gebührende Kranz selbst von untergeordneten Componisten und Virtuosen mit Leichtigkeit entrissen wird.

Hier könnte sich freilich der Bessere mit dem Ausspruche trösten:

Was frommt's dem Schwachen, einen Kranz zu tragen,
Und wenn ihr brächtet ihn auf seid'nem Kissen?
Im Innern muß ihn stets die Sorge nagen,
Ein so geringes Haupt bekrönt zu wissen.

Aber nicht wollen wir den Werth der holden Kunst verkleinern, welche, die ätherischste von allen, an jedes Gefühl sich anschmiegt, die Begeisterung beflügelt und selbst den Schmerz harmonisch auflöst. Wer könnte gegen Musik sprechen, ohne ganz auf alles feinere Gefühl zu verzichten? Shakespeare sagt: Wer nicht Musik hat in sich selbst, — wer der Töne Macht nicht anerkennt — trau keinem Solchen!

Aber eben jenes leichte Anschmiegen, jene Schmeichelei der Töne, wird nicht ihr Uebergenuß einzelne Menschen und ganze Zeitalter weichlich machen, die Thätigkeit des Gedankens lähmen und die Energie der That auflösen? Wenigstens dachten die alten Gesetzgeber so, und aus mancher griechischen Stadt würde Bellini wegen seiner süßen und lockenden Töne als Staatsverbrecher entfernt worden sein.

Freilich hatte zu allen Zeiten die Musik ihre Koryphäen, die, ernst und streng, nur dem höchsten Schönen ihre Begeisterung zuwandten, und kein Dichter, kein Philosoph wird sich weigern, einen Mozart und Beethoven als Genien der Cultur, und insofern als Heroen der Menschheit anzuerkennen.

„Nicht blos in Wort und Farben sprießt
Des Geistes Blüthenhauch;

Der Quell der ew'gen Schönheit fließt
Im Reich der Töne auch.
O tauchte alles nur umher
In ihren reinsten Born!
Dann fände wohl kein Stoff sich mehr
Für eines Dichters Zorn.

Ueberhaupt sollten freilich die Dichter nicht zürnen, wenn sie bedenken, wie viel ihre Werke der befreundeten Kunst zu danken haben. Ein armes beschriebenes Blatt wird übersehen und spricht nur wenigen zur Seele; wenn aber ein Lied durch die Melodie beflügelt wird, dann weht es im Sturme weiter und jede Aeolsharfe im Lande tönt es nach.

Man denke nur an Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland?" u. s. w. Ein großer Gedanke braucht oft lange Zeit, um in das Volk zu dringen; aber schnell wie der göttliche Funke wirkt die Macht des Klanges!

So haben denn auch die zahllosen Gesangvereine und Liederkränze der neueren Zeit einen gewaltigen und sehr günstigen Einfluß auf das germanische Volksleben ausgeübt. Und wie seiner Zeit die Meistersänger durch ihre Kunst ein tiefes Gemüthsleben in der deutschen Nation weckten, so bildeten die Gesangvereine und Liederkränze der Neuzeit die Deutschen zu einem freieren religiösen und politischen Leben,

überhaupt zu einer höheren und freieren Lebens-Anschauung vor. Sie läuterten, erhoben und trugen unsere Sitten und unsere Denkungs- und Anschauungsweise. Sie riefen dem deutschen Volke seine schöpferische Kraft in das Bewußtsein und knüpften mit ebenso zarten, als festen Banden den Einzelnen an die Gesammtheit. Zugleich aber führten sie die Blicke der Nation in die unendlichen Gebiete des freien Geistes hinüber! Kurz, und mit einem Wort, sie waren die Wiege neuerwachter Nationalität, und sind vielleicht die Wurzel einer großen, herrlichen Zukunft.

Das Alles fühlte denn auch Adrian heute, mitten in diesem heiteren Treiben und Leben, und doch zog die Erinnerung an jenen Abend, den er unter den letzten Meistersängern verlebt, wie ein wehmüthiger Accord durch seine Seele. Er sah eine Sonne müd und bleich und still hinabsinken, und eine andere sich jung und strahlend unter dem Jubelrufe der Schöpfung erheben.

Noch stand dies Bild vor seiner Seele, als sein Name — von vielen bekannten Stimmen gerufen — ihn aus seinen Träumereien aufweckte.

Er schaute auf und stand vor den Tischen, die der Ulmer Liederkranz inne hatte.

Welch ein heiteres Wiedersehen folgte nun! Die Stunden verflogen in Lust. Adrian gestand sich zu, daß er kaum noch einen schönern Tag verlebt habe, als diesen, und dennoch sollte der Abend den Tag noch an Schönheit übertreffen.

Um sich das lustige Getreibe noch näher anzusehen, war Adrian gegen Abend von den Tischen des Ulmer Liederkranzes aufgestanden und hatte sich neuerdings in das Gedränge gemischt.

Es war seitdem eine solche Masse von Besuchen aus der Umgegend zugeströmt, daß Denis sich fast willenlos von dem Menschenstrome mußte fortschieben lassen. Eine kurze Zeit machte ihm dies Treiben denn auch Vergnügen; dann aber suchte er ihm doch zu entgehen, indem er sich aus einem der Hauptwege auf einen Nebenweg herausarbeitete.

Er athmete frei auf, ging einige Schritte weiter und stand — wer beschreibt seine Ueberraschung! — vor Ida und ihrer Mutter.

Eine flammende Röthe überflog beide junge Leute, und es war gut, daß die Mutter dabei war, und die

Ueberraschten durch eine freundliche Begrüßung Adrian's mit Gewandtheit sogleich aus einer Verlegenheit zog, die sonst Jedermann bemerkt haben würde, namentlich aber Freund Wenzel, der ehrwürdige Schlüsselmeister, durch welchen Adrian einstens in die „Schaustube" der Meistersänger eingeführt worden war.

Mütter haben, was die Liebe ihrer Töchter betrifft, gewöhnlich ein scharfes Auge; ja nicht selten weckt die erste Liebe der Tochter das Gefühl ihrer eigenen längst zu Grabe getragenen Liebe wieder so mächtig auf, daß sie, so zu sagen, den zukünftigen Schwiegersohn mit der Tochter zugleich und um die Wette lieben. So ging es auch hier. Ida hatte ja längst der guten Mutter, die, um dem Kinde das Vermögen des Großvaters zu erhalten, so viel litt, Alles entdeckt.

Die gute Frau theilte daher auch jetzt nicht nur das Glück des Wiedersehens mit den Liebenden, nein! sie war auch sogleich entschlossen, diesen Gelegenheit zu geben, dasselbe im vollen Maße zu genießen, so weit es die Schicklichkeit erlaube. Aber nicht nur Herzensgüte bestimmte sie hierzu, sondern auch höhere Rücksichten. Däuchte es ihr doch in ihrem frommen Gemüthe, als habe Gott selbst Adrian in diesem Augenblicke gesandt,

das Lebensglück ihres Kindes zu retten, das auf dem Punkte stand, auf ewig zu zerschellen.

Mit weiblichem Takte wußte sie es daher bald so einzurichten, daß ihr der alte Wenzel — indem sie alle Viere dem Seitenwege entlang gingen — den Arm reichte und so in ein Gespräch vertieft wurde, daß er der jungen Leute ganz vergaß. Diese aber kamen langsam nach und vergaßen noch mehr, als der Schlüsselmeister, denn für sie war die ganze Welt nicht mehr da!

Aber was mußte der junge Mann nicht Alles hören! Vor allen Dingen erfuhr er zu seinem Entsetzen, warum Hellkraft — denn der Alte war auch in Eßlingen — so ganz gegen seine Gewohnheit mit Ida und ihrer Mutter und in Wenzel's Begleitung auf das Sängerfest gekommen sei. Die Ursache war keine andere, als mit dem Sohne eines alten Freundes, der zwanzig Jahre älter als Ida, aber ein steinreicher Fabrikbesitzer aus Eßlingen war, über den Heirathscontrakt einig zu werden, der dem armen Kinde die alten Fesseln abnehmen und es in noch verhaßtere schlagen sollte.

Adrian blieb bei dieser Nachricht wie vom Donner gerührt stehen. Jetzt aber auch bemerkte er erst Ida's Bläße und welkes Aussehen; — aber — o süßer

Triumph mitten in Schmerz und Todesangst! — er verstand auch den Blick, der ihn dabei traf und die Thränen, die Ida's Augen netzten.

Hier war keine Zeit zu verlieren. Offen und entschieden, wie es einem ehrlichen Manne geziemt, trat er daher auf. Mußte da Ida nicht auch ihr Herz ausschütten? Und sie that es auch, — und mit Entzücken vernahm er, daß sie ihn und nur ihn liebe und fest entschlossen sei, selbst mit Aufopferung des großväterlichen Vermögens, den reichen Fabrikherrn auszuschlagen.

Welche glückliche Stunde folgte nun! Sie waren an die Ufer des Neckars, weit vor der Stadt gekommen, dort, wo der muntere Strom an den jenseitigen Bergwänden lautrauschend dahinbraust und Arthur Schott, der geniale Dichter, ihm kräftig zuruft:

Gegrüßt seist Du, mein alter Neck,
Herzmunterer Geselle,
Bei Deinem Anblick jagt mir keck
Durch's Herz die rothe Welle!

Hier hatten sie sich an einem schweigsamen Plätzchen niedergesetzt, das nur von einem großen Fabrikgebäude aus noch bemerkt werden konnte, sonst waren Stadt und

Sängerfest und Menschen verschwunden. Und hier sanken sich denn auch die Liebenden zum ersten Male in die Arme und wechselten die ersten Schwüre und die ersten Küsse.

Ach! warum kam die Mutter mit Freund Wenzel so bald zurück? Doch auch dies war gut und gab Adrian sogleich Gelegenheit, derselben zu entdecken, was geschehen sei und um ihre Einwilligung zu bitten.

Die gute Frau, Thränen der Freude und des Schmerzes im Auge, gab ihre Einwilligung gern, aber sie gestand, daß sie ihrem Mann auf dem Sterbebette versprochen habe, Ida nur im Einvernehmen mit dem Großvater zu verheirathen. Das war nun freilich schlimm, denn von dem alten, eigensinnigen und wunderlichen Hellkraft war nie und nimmer zu erwarten, daß er die Parthie mit dem reichen Fabrikanten zu Gunsten Adrian's, der nur ein sehr bescheidenes Vermögen besaß, aufgeben werde. Und dann — wer konnte wissen, ob der Contrakt nicht jetzt schon geschlossen sei?! —

Jedenfalls blieb nichts Anderes zu thun, als Adrian mußte, so bald er in Ulm angekommen, förmlich bei

Hellkraft anhalten. Wenzel versprach, wenn es nöthig sei, nach Kräften mitzuwirken.

So nahm er Abschied, Gott und der Liebe vertrauend.

Hellkraft hatte aber in der That den Contrakt nach Wunsch abgeschlossen, was er zwar auf der Heimreise nicht sagte, was aber die Seinen mit Entsetzen aus der Milde erriethen, die ihn so ganz gegen alle Gewohnheit überkommen war.

Wenige Tage darauf warb Adrian bei ihm um Ida und bekam — — ein trockenes „Nein!" zur Antwort.

Die Liebenden waren untröstlich. Ida zerfloß in Thränen und da sie mit der größten Entschiedenheit erklärte, daß sie den Eßlinger, der ja ihr Vater sein könnte und den sie hasse, niemals nehmen werde, so hatte sie und ihre Mutter die tyrannischste Behandlung zu erdulden. Hellkraft aber war entschlossen, sie zu zwingen, und was das Traurigste für Ida war, selbst die eigene Mutter konnte, — durch jenes Gelöbniß am Sterbebette des Vaters gezwungen, — nicht mit jener Energie für ihre Tochter auftreten, als sie sonst gethan haben würde.

Da sich indessen für Adrian die Gelegenheit gefunden hatte, als Associé in ein Geschäft einzutreten, welches zwar bescheiden war, aber doch so viel abwarf, ihm und seiner Familie den Unterhalt zu sichern, so wandte er sich noch einmal in einem sehr schön und edel gehaltenen Schreiben an den alten Hellkraft und in einem zweiten an Ida.

In letzterem beschwor er die Geliebte, nochmals Alles aufzubieten, um den Großvater zu erweichen. Auch er habe es in seinem Briefe gethan. Für den Fall aber, daß ihm ihre Hand abermals abgeschlagen werde, nahm er mit den herzlichsten, aber zugleich Verzweiflung verkündenden Worten von ihr Abschied, da er entschlossen sei, alsdann nach Amerika zu gehen.

Die Antwort auf seinen Brief an Hellkraft ließ nicht warten. Es war abermals ein kaltes „Nein!"

Adrian stand erstarrt. Er wußte, dieses „Nein!" koste zwei Menschen das Lebensglück — vielleicht selbst das Leben.

„Meine Liebe, lange wie die Taube
Von dem Falken hin- und hergescheucht,
Wähnte froh, sie hab' ihr Nest erreicht
In den Zweigen einer Götterlaube.

Armes Täubchen! Hart getäuschter Glaube!
Herbes Schicksal, dem kein and'res gleicht!

Ihre Heimath, kaum dem Blick gezeigt,
Wurde schnell dem Wetterstrahl zum Raube.

Ach! nun irrt sie wieder hin und her!
Zwischen Erd' und Himmel schwebt die Arme,
Sonder Ziel für ihres Flugs Beschwer.

Denn ein Herz, das ihrer sich erbarme,
Wo sie noch einmal, wie einst, erwarme,
Schlägt für sie auf Erden nirgends mehr!

IV.

Pankratius und Servatius.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat sich in's Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
Du sollst nun meine Perle sein,
Du sollst nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen.
O du mein Schmerz, du meine Lust,
Du Himmelsthrän' in meiner Brust!
Gib, Himmel, daß ich in reinem Gemüthe
Den reinsten deiner Tropfen hüte.

Fr. Rückert.

Noch an demselben Nachmittage, an welchem der alte Hellkraft mit seinem zukünftigen Schwiegersohne, dem Eßlinger Fabrikherrn, über die verschiedenen Punkte des Heirathsvertrages einig geworden war, ereignete sich mit Ida's nunmehr bestimmtem Bräutigam Folgendes:

Als der alte Herr weggegangen war, warf sich der Bräutigam gähnend auf das Sopha und überschlug im

Geiste, wie er die achtzigtausend Thaler am Besten in seinem Geschäfte verwenden wolle. Nun war es aber schon lange sein Lieblingsgedanke, ein neues Fabrikgebäude zu bauen und zwar weiter vor der Stadt, dem Neckar zu. Oft hatte er sich schon den Ort dazu angesehen, und um nicht immer selbst hingehen zu müssen, wenn er über seinen Lieblingswunsch brütete, war an dem einen Fenster seines Wohnzimmers ein Tubus angebracht, der mit der größten Deutlichkeit fast jedes Steinchen jener Gegend zeigte.

Im Augenblick stand nun in seiner Phantasie das Gebäude schon vollendet vor ihm. Er musterte hier, er besserte da, war aber mit seinem Plane sonst sehr zufrieden, bis auf ein großes Triebrad, das er noch immer nicht recht anzubringen wußte. Es mußte sich dabei namentlich nach der Oertlichkeit gerichtet werden. Rasch stand er daher auf, richtete den Tubus und schaute durch das Frauenhofer'sche Glas.

Aber in demselben Moment bekamen seine Gedanken eine sehr veränderte Richtung. Gerade da, wo das Triebrad hinkommen sollte, war bis jetzt noch eine Bank angebracht und auf der Bank — der Fabrikherr putzte hier dreimal die Gläser, ehe er weiter beobachtete — saß eine Dame, und die Dame — der Fabrikherr putzte aber-

mals den Frauenhofer — — — die Dame war Ida Hellkraft, seine Braut, die er erst heute Morgen hatte kennen lernen, — und neben seiner Braut saß ein schöner feingekleideter junger Herr — und der junge Herr küßte seine Braut und seine Braut küßte ihn wieder und — der Fabrikherr stellte hier seinen Tubus so scharf er konnte — und sie lagen sich selig in den Armen.

Hier schob der Eßlinger mit ungeheurer Ruhe den Tubus in einander, schloß das Fenster, nahm aus einem herrlich gearbeiteten Cigarrenkästchen eine ächte Havanna, zündete sie an und sagte: Das Triebrad wird noch nicht angelegt.

Zwei Tage darauf erhielt Hellkraft von seinem verhofften Schwiegersohn in Eßlingen einen Brief, worin dieser in äußerst artigen kaufmännischen Ausdrücken erklärte, daß er nach nochmaliger reiflicher Ueberlegung auf die projectirte eheliche Verbindung nicht mehr entriren könne.

Man kann sich denken, in welche Stimmung dies Schreiben den Kronenmeister versetzte, der ohnedem finster genug herumging, da heute wiederum Pankratius war.

Ida zitterte daher, so oft sie nur den Versuch machte,

sich, wie es Adrian gewünscht und wie sie ihre eigene Verzweiflung dazu drängte, dem Großvater zu Füßen zu werfen, um ihn zum letzten Male bei Allem, was ihm heilig sei und bei ihrem Lebensglück um Mitleid, und um seine Einwilligung zu beschwören. Schon war sie mehrere Male auf dem Wege nach des Alten Zimmer gewesen, aber immer trieb sie die Angst zurück. Wenzel aber, der auf den Kronenmeister besänftigend einwirken wollte, ward gar nicht zugelassen.

So dämmerte schon der Abend und es war noch nichts geschehen. Adrian aber machte in der That Vorkehrungen zur Abreise, da er wenigstens nicht mehr in Ulm bleiben wollte. Sein Entschluß, so bald er sich mit seinem Hause geordnet habe, nach Amerika zu gehen, blieb fest.

Er konnte indessen Ulm nicht verlassen, ohne wenigstens, — es möge kosten was es wolle, — Ida noch einmal gesehen zu haben. Mit diesem Vorsatze und im Bewußtsein, daß ihn die Mutter wenigstens nicht zurückstoßen werde, schlich er sich an die hintere Seite des Hellkraft'schen Hauses, überstieg unbemerkt die niedere Gartenmauer und stand nun unter Ida's Fenstern. Aber alle Zeichen, die er von sich gab, halfen nichts.

Kein Fensterflügel öffnete sich, — kein Laut ertönte, — Ida war wie verschwunden.

Ach! sie hatte es ja endlich über sich gewonnen und war eben in des Großvaters Zimmer getreten. Hier erfolgte nun eine Scene, die Steine hätte erweichen können. Liebe und Verzweiflung hatten bei Ida alle Schleußen ihres Herzens geöffnet. Unter heißen Thränen blickte ihr kindliches Antlitz flehend empor und händeringend beschwor sie den alten Mann, sie nicht unsäglich unglücklich zu machen.

In der That, — er blieb nicht ganz unbewegt, besonders als Ida den Namen Adrian aussprach. Dennoch kämpfte es sichtlich in ihm. Die Arme aber hatte sich erschöpft und war weinend zusammengebrochen. Da plötzlich drangen sanfte Töne zu ihnen herauf und eine schöne männliche Stimme sang mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes jenes Lied, das der Kronenmeister selbst gedichtet und das ihn einst so tief erschüttert:

Warum bin ich denn so traurig?
Bin so aller Qualen voll?
Nun! — ich kann sie nicht vergessen,
Sie gefiel mir gar zu wohl.
Laub und Gras das mag verwelken,
Aber treue Liebe nicht;
Kamst mir zwar aus meinen Augen,
Aber aus dem Herzen nicht!

Hellkraft erblaßte, Ida aber, die des Geliebten Stimme erkannt, schrie laut auf und warf sich dem Alten mit den Worten an den Hals: „Vater! wenn Sie unsere Liebe trennen, sterbe ich und mein Tod kommt auf Sie!“

Da war es, als ob ein falber Blitz durch die Luft zuckte. Hellkraft glich einer Leiche; — er gedachte, daß es Pankratius sei, — er gedachte, daß auch er in seiner Jugend geliebt, — daß er aber aus Eigennutz die Theure verlassen und dadurch gemordet habe. Der Wurm, der seit jener Zeit sein Inneres zernagte, war zum Drachen geworden und in seiner Seele donnerte es ihm entgegen: Heute ist der Jahrestag, daß Adriane starb, willst du ihr ein zweites Opfer nachsenden?!

Und als ob der ewige Richter diese Frage an ihn gestellt, rief Hellkraft: „Nein! nein! ich will Dein Herz nicht brechen, — ich will nicht Dein Mörder sein! Es ist ja so schrecklich, gemordet zu haben, — nimm Deinen Adrian!“

„O Gott!“ rief Ida entzückt, sank auf die Knie, umfaßte den Alten und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

Aus der Ferne tönte es aber noch einmal wie ein dahinsterbender Seufzer:

Warum bin ich denn so traurig?
Bin so aller Qualen voll?
Nun! — ich kann sie nicht vergessen,
Sie gefiel mir gar zu wohl.
Laub und Gras das mag verwelken,
Aber treue Liebe nicht;
Kamst mir zwar aus meinen Augen,
Aber aus dem Herzen nicht!

V.

Ein Sonnenunter- und ein Sonnenaufgang.

Hoffe, du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt,
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang.
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Weh'n!
Ohne Kummer schlaf ich ein,
Ohne Hoffnung aufzusteh'n.

Fr. Rückert.

Adrian wußte von der glücklichen Wendung seines Schicksals noch nichts. Als er vergeblich unter Ida's Fenster alle nur erdenklichen Zeichen gegeben hatte, und sie dennoch nicht gekommen war, schied er ohne Hoffnung sie jemals wiederzusehen.

Schon war er an der Gartenmauer, — schon wollte er dieselbe übersteigen — als es ihn mit unbeschreiblicher

Sehnsucht noch einmal zurückzog. Zugleich aber fiel ihm wunderbarer Weise jenes Liedchen ein, das er einst von dem gehört, der jetzt sein und Ida's Lebensglück zertrat und das damals auf ihn und den Alten einen so mächtigen Eindruck gemacht.

Wunderbarer Weise fiel es ihm jetzt ein; während er sich doch im Laufe eines ganzen Jahres wohl hundertmal vergeblich auf Worte und Melodie desselben besonnen hatte. Und wie es so in seiner Erinnerung auftauchte, und so recht seiner eigenen Wehmuth Ausdruck wurde, da konnte er sich nicht halten. Er mußte es singen — und welchen Erfolg dieser Gesang hatte, ist uns bekannt.

Ihm war er es nicht. Traurig, entmuthigt, in sich selbst zusammengebrochen schlich er nach Hause, um zu packen und den anderen Morgen abzureisen. Aber selbst das Einpacken vergaß er auf seinem Zimmer. Er mußte seinem Schmerz durch Thränen Luft machen. Als dies geschehen, war es ihm leichter. Er war entschlossen, sich als Mann dem Schicksal zu fügen, und ging nun mit Ruhe an die vorgenommene Arbeit. Da pochte es, ein Dienstmädchen trat ein und überreichte ihm ein Briefchen. Adrian, nicht im Entferntesten seinen Inhalt ahnend, öffnete es und las:

„In dem Stübchen, in welchem ich so manche traurige Stunde um deinetwillen verweint habe, schlägt jetzt die glücklichste meines Lebens. Komm, lieber Adrian, und empfange den Segen meines Pflegevaters!

Deine Ida."

Adrian wußte nicht, ob er wache oder träume. Dreimal las er diese einfachen Zeilen; aber es war Ida's Hand. Welch ein Gott hatte dieses Wunder bewirkt!

Indeß er frug nicht viel, sondern rief dem Mädchen zu: „ich komme!" war aber selbst um eine Viertelstunde eher im Hellkraft'schen Hause, als dieses.

Die jetzt folgende Scene zwischen Adrian, Ida und der Mutter war eine ergreifende. Die Seligkeit der Liebenden kannte keine Grenzen.

Endlich erinnerte die Mutter, daß sie der alte Herr mit Ungeduld erwarte, da er noch den Abend — als am Pankratius — wie alljährlich weggehen und für den Servatius verschwinden werde. Alle drei begaben sich daher nicht ohne Herzklopfen auf Hellkraft's Zimmer.

In diesem aber war eine merkliche Veränderung vorgegangen. Statt wie gewöhnlich um diese Zeit im höchsten Grade finster und unzugänglich zu sein, kam er

den Eintretenden mit einer, durch eine gewisse fromme Wehmuth gemilderten Heiterkeit und Seelenruhe entgegen. Das Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, hatte die finsteren Nebelbilder eines belasteten Gewissens zerstreut. Ja es war ihm fast, als könne er durch diese Heirath Adrianens Geist versöhnen.

Mit einer tiefen, aber nur ihm erklärlichen Ergriffenheit, legte er daher die Hände der Liebenden in einander und gab ihnen seinen Segen mit den Worten: „Seid glücklicher in der Liebe, als ich es war!“

Hierauf gab er einen Wink und die drei Anderen entfernten sich. Adrian und Ida verlebten, an der Seite der überglücklichen Mutter, einen Abend, den sie in ihrem ganzen Leben nicht vergaßen. Als Adrian zu Hause gekommen endlich einschlief, umgaukelten ihn noch Amoretten und lispelten ihm mit dem Dichter zu:

„Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein;
Die Lilie soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.
Das Lied soll schauern und beben,
Wie der Kuß von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbarer Stund'!“

Während aber die Liebenden sich glücklich schwelgten, bestatteten Andere eine Leiche.

Als es dunkel geworden, hatten sich die vier letzten Meistersänger wieder in ihrer Schaustube versammelt. Da saßen sie denn, wie vor einem Jahre, auf demselben Platze, in dieselbe abenteuerliche Kleidung gehüllt, nur lag ein tieferer Ernst, eine unverkennbare Wehmuth in ihren Zügen, nur hatte die ganze Umgebung einen düstereren Ausdruck; denn die Wände bekleideten schwarze Behänge, schwarz war der Tisch bedeckt, und selbst die „Schultafel" umhüllte ein Trauerflor.

Die vier letzten Meistersänger hielten ihr letztes „Schulesingen" ab! Fühlte doch jeder von ihnen, daß auch er bald heimgehen werde, zu den längst vorausgegangenen Brüdern; dorthin, wo der Ewige dem wahren Verdienste unverwelkliche Kronen zuerkennt! Auch wußten und fühlten sie recht gut, daß der Meistergesang längst zur Leiche geworden sei und nicht mehr in eine Zeit passe, deren freiheitliches Streben allem zünftigen Wesen, allem beengenden und steifen Regelzwang, allem todten Formenwesen laut und entschieden Hohn sprach. Aber indem sie dies fühlten, begriffen sie doch — außer Wenzel — das gewaltige Streben der neueren Zeit nicht. Sie begriffen nicht,

daß gerade in dem ewigen Ringen und Streben die Wahrheit liege und ein vollendetes Streben sich selbst und damit die Menschheit vernichten würde. Ist doch das Urgesetz der Schöpfung unendliche Fortentwickelung, und wo wir in der Religion, im Leben, im Wissen und in der Kunst einen Höhepunkt als letztes Absolut-Vollkommenes festzustellen wagen, da trübt sich unser Geist, da trüben sich Gefühl und Gedanke, da macht — denn jeder Stillstand ist ein Rückwärtsgehen — die Menschheit Rückschritte.

Im Leben der deutschen Nation bildete der Meistergesang nur eine Entwickelungsstufe, wie auch die Sängerbünde unserer Zeit eine solche — wenigstens nach einer Seite hin — charakterisiren. Niedere und höhere Entwickelungsstufe sind aber nothwendige Merkmale im Reich des unendlich vielfachen Daseins; wie könnte nun das Niedere oder das Höhere ein unveränderlich Festgestelltes bleiben? Deshalb sind eben Streben und Bewegung das Urgesetz der Schöpfung, und treiben das Einzelne, wie das Allleben zur unendlichen Entwickelung, zur unsterblichen Fortwandlung!

Darum mußte denn auch jetzt endlich fallen, was von zäher Liebe so unbegreiflich lang, vor den Augen der Welt verborgen, im Reiche des Daseins — wenig-

stens dem Scheine nach — gehalten worden war: der letzte Rest der Meistersängerzunft.

Aber dieses Hinabsenken der großen historischen Leiche in das unermeßliche Grab der Vergangenheit, war eine schwere Aufgabe, und riß fast die alten ehrwürdigen Leichenträger, die ja selbst schon so morsch von Knochen waren, mit hinab. Wer sie diesen Abend hätte beobachten können, wie sie mit eigenen Händen die umflorte „Schultafel" herabnahmen und ihre „Tabulatur" in die Lade packten, den hätte wohl eben so die Rührung übermannt, wie die vier Alten selbst, die, nach vollendetem Werk, sich weinend in die Arme sanken.

Aber noch stand ihnen ein Geschäft zu erledigen. Nach einem am heutigen Abend gefaßten Beschlusse, sollten die eben genannten Dinge zum ewigen Andenken an die erloschenen goldenen Zeiten der Väter dem Liederkranze zu Ulm übergeben werden. Die vier letzten Meistersänger setzten daher eine förmliche Urkunde auf, und beauftragten schließlich ihren „Kronenmeister," den alten Hellkraft, mit der Uebergabe.

Als auch dies geschehen, stimmten sie noch einmal eine Abschieds-Weise an, und verließen dann schweigend und tief bewegt das kleine stille Haus, wo sie so manche heitere und ernste Stunde mit einander zugebracht.

Nur Hellkraft blieb zurück. Schlag eilf Uhr kam sein alter vertrauter Diener, nahm „Schultafel“ und „Lade“ in Verwahrung und empfing einige geheimnißvolle Befehle. Hierauf entfernte sich der Kronenmeister, um erst nach Servatius wieder sichtbar zu werden.

Die aufgehende Sonne sah ihn an dem kleinen bekannten Hügel beten. Aber diesmal schien das Bewußtsein der Versöhnung seine Schmerzen zu lindern. Wunderbar gestärkt stand er auf, — er wußte, daß er das letzte Mal hier gewesen sei. Als er den letzten Blick auf den Hügel warf — es war, als die Schulkinder eben ihren Choral anstimmten — sagte er leise: „Bis die Schwalben wiederkehren, bin ich bei dir!“

Wer von den Ulmern an demselben Morgen an jenem Häuschen vorüberging, welches die Meistersänger bisher im Geheimen benutzt, der stand verwundert still. Das ganze Gebäude glich einer Ruine. Der Morgenwind pfiff durch die offenen Fenster und von der Einrichtung der Zimmer war keine Spur mehr vorhanden.

Aber auch über Hellkraft brachen wilde Stürme herein. Kurz nach Servatius wurde er, in Folge einer

Erkältung, krank und so fesselten ihn Leiden bis zum September an das Bett. Natürlich war während dieser Zeit von einer Verbindung zwischen Adrian und Ida nicht die Rede, und zwar um so weniger, als Hellkraft durch die Leiden gar oft wieder in seine finstere Laune zurückgeworfen wurde. Doch schon gegen den September hin ward er wieder sichtbar wohler und damit auch ruhiger und menschenfreundlicher.

Als er sich wieder ganz gesund fühlte, bestimmte er selbst den 21. October 1839 zum Hochzeitstage seiner Enkelin. Und in der That, der Tag wurde fürstlich gefeiert. Ganz Ulm verwunderte sich über den alten Herrn, der plötzlich freigebig und lebenslustig geworden schien. Abergläubische schüttelten bedächtig den Kopf und meinten, es werde bald eine Leiche im Hellkraft'schen Hause geben.

Adrian und Ida aber waren ganz selig. An dem Nachmittag hatte Hellkraft den ganzen Liederkranz eingeladen. Als Alles im Garten versammelt war, trat er mit Wenzel und den ehemaligen Merk- und Büchsenmeistern heran und überreichte seinem Schwiegersohne, dem damaligen Präsidenten des Ulmer Liederkranzes, die Urkunde, laut welcher der alte Meistergesang feierlich beschlossen und bestattet, und dem Ulmer Lieder-

kranz die Lade, die Schultafel mit den Gemälden, die Tabulatur, Sing- und Liederbücher der alten Meistersängerzunft übergeben wurden. Meister Wenzel sagte dabei mit feierlich erhobener Stimme: „Gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so mögen Jahrhunderte hinab die Banner der Liederkränze wehen und ihre Lieder spaten Enkeln tönen!"

Ein heiteres Fest schloß nun den Tag und Allen — Adrian und Ida wahrlich nicht ausgenommen — blieb der 21. October 1839 unvergeßlich. Ehe aber noch die Schwalben im kommenden Jahre wiederkehrten, sang der Liederkranz an Hellkraft's Grab.

Der Fluch der bösen That.

I.

Die Bestellung.

„Es steht im Testament, es sei alt oder neu,
Daß jeder Götzendienst ein Dienst des Teufels sei.
Warum denn streitet ihr? es bleibet sonder Zweifel,
So lang die „Liebe" ist, so lang ist auch der Teufel."

Im Sommer des Jahres 1841 erschütterte die Ruhe eines der kleineren deutschen Fürstenhöfe ein Ereigniß, das die ewige Rächerhand des verhüllten Schicksals einmal so recht deutlich aus dem Wolkenschleier hervorblicken ließ. Je seltener aber in unserem dunkeln, von Schmerzen und herben Erfahrungen überschatteten Erdenleben die ewige Gerechtigkeit — namentlich bei Großen, Reichen und Vornehmen — den Richterstuhl zu besteigen scheint, um so mehr ist es Pflicht, die einzelnen Fälle hervorzuheben, um dadurch weniger der gebeugten Menge

einen schlechten Trost, als den Zweifelnden ein Zeugniß zu geben, daß der alte, gerechte Gott noch lebe.

Darum auch legen wir in diesen Blättern die nachfolgende — dem Leben entnommene — Erzählung nieder. Von der Epoche, in welche sie fällt, können wir, gleich dem lachenden Philosophen, mit vollem Rechte sagen: Die Zeiten, wo große Fürsten kaum Kanzler und Räthe hatten, die Rechnungen selbst abhörten, und von gemeinem Wesen sprachen, waren mit der Einheit des Reiches längst dahin, es gab keine Fürstenhüte und Fürstenstühle mehr, sondern nur Kronen und Thronen, kein Gemeinwesen mehr, sondern Staat-, Kabinet-, Regierungs-, Justiz-, Kammer-, Forst-, Polizei-Departements, alle dreifach mit Vettern besetzt und überall fünf Räder am Wagen. Man sprach vom Volke, wohl gar von Völkern, denn nach Bartholus, machen zehn Menschen schon ein Volk, was der Zeitungsschreiber vielleicht wußte, der von einem kleinen Fürsten über 20,000 Seelen schrieb: il se rendra incessamment dans ses états. (Er wir dsich unverzüglich in „seine Staaten" begeben.) Ueberall herrschte übrigens, vorzüglich im Militärdepartement, die rühmlichste Nacheiferung, seit Brandenburg sich durch die Armee so hoch geschwungen hatte, und man sahe in der kleinsten reichsgräflichen Residenz

wenigstens ein Heer von 25 Mann, die mit dem löblichsten Eifer vom Regenten selbst im Schloßhofe exercirt und — geprügelt wurden. Aus dem Gemeinwesen aber war ein geheimes Wesen entstanden.

Begab sich nun auch unsere Erzählung an keinem dieser ganz kleinen deutschen Duodez-Höfe, so fällt sie doch noch in die Zeit des genugsam getheilten Reiches, — in die Zeit des Polizeistaates, des Adelsregimentes, der Ausnahmsgesetze, der Censur-Tyrannei und der ähnlichen schönen Einrichtungen, die unsere große und edle Nation um Jahrzehnte des Fortschrittes betrogen.

Gleichwohl muß zugestanden werden, daß gerade an demjenigen Hofe, von welchem wir sprechen, der Druck von Oben minder fühlbar war, da der regierende Herzog, — wenn ihn nicht seine Sinnlichkeit überrumpelte, oder seine Eitelkeit in Gefahr war, verletzt zu werden, — menschenfreundlich dachte. Zudem stand ihm ein allgemein hochgeachteter Mann, Oberst, Graf von Wernig, als Rath an der Seite; ein Mann, der, — wenn auch erst seit dreißig Jahren im Lande — doch den entschiedensten Einfluß auf die Regierung übte, und in der That bei dem Höchstseligen und jetzt regierenden Fürsten die rechte Hand war.

Wernig war übrigens ein Mann von strenger

Rechtlichkeit, dabei fest und gerade, und wenn Ehrgeiz und Stolz die Schattenseiten seines Charakters bildeten, so übersah man im Volke diese mißliebigen Eigenschaften über seine Tugenden. Was aber gerade jetzt die Residenz besonders freudig erregte, war die Nachricht, daß der junge Graf Wernig zum Geheimsekretär des Fürsten ernannt sei.

Die Fama hatte nun freilich wie gewöhnlich hier vorgegriffen, denn Wilhelm von Wernig war zwar zu jenem Posten in Vorschlag, aber keineswegs schon in dessen Besitz. So geht es ja aber so häufig; was wir lebhaft wünschen, setzen wir gern als schon eingetroffen voraus, und daß man jenen jungen Mann in der nächsten Nähe des Herzogs angestellt zu sehen wünschte, war sehr natürlich, da er als ein vortrefflicher Mensch, von großem Wissen, freisinnigen Ideen und mildem, menschenfreundlichem Charakter galt. Auch sein glückliches Aeußere kam ihm dabei zu Hülfe, denn die Mädchen und Frauen der Hauptstadt behaupteten, was schon die Mädchen und Weiber der Universität behauptet hatten, nämlich: daß Wilhelm von Wernig ein bildschöner Mensch, — ja, daß er der schönste Mann in der Stadt sei. Daß diese Behauptung aber richtig, dafür bürgt uns zweierlei. Einmal, daß die ganze weibliche Macht, und noch dazu

in zwei Städten, in dieser Behauptung übereinstimmte, was gewiß eine Seltenheit, zumal, da es ein Lob galt — — und dann, weil ja das schöne Geschlecht doch überall Recht hat.

Aber so viele Lobrednerinnen der junge Graf von Wernig unter den Damen des Adels und den Frauen und Jungfrauen des Bürgerstandes hatte, gab es in der Residenz doch nur Eine, die so recht in tiefster Seele fühlte, wie er auch die Liebe der Welt verdiene.

Mit einem Wort: war Wilhelm von Wernig auch als Mann von Welt gegen alle Menschen, demnach auch gegen sämmtliche, mit ihm in Berührung kommende, Schöne und Nichtschöne, fein und zuvorkommend, so blieb er doch stets kühl und selbst gegen die feurigsten Blicke und die geschicktesten Versuche der Gefallsucht unempfindlich. Der Zauberring und das Schild, die ihn gegen alle die Pfeile und Flammen schützten, waren aber nichts anders, als gerade die Liebe selbst, denn Wilhelm's Herz hatte bereits, — ohne daß es die Welt wußte — das gefunden, was er suchte. Wilhelm liebte Ottilie Weiß, ein armes, aber in der That liebenswürdiges Mädchen.

Es gibt Menschen, die, wenn wir sie nur einmal gesehen, einen unverwischbaren Eindruck in uns zurück-

lassen. Was diesen Eindruck gemacht, können wir alsdann zumeist nicht mit Bestimmtheit angeben, da gerade diese Menschen fast immer nicht zu den hervorleuchtenden Schönheiten zu rechnen sind. Mehr als in der Schönheit möchte daher jene zauberhafte Allgewalt in der harmonischen Vollendung des Körpers an sich und dem Einklange liegen, in welchem wiederum Seele und Körper bei diesen glücklichen Wesen stehen.

Bei Ottilien wenigstens war dies der Fall. Sie war keineswegs eine blendende Schönheit; aber ihre kleine, zartgebaute Figur, die unendliche Milde und Freundlichkeit, die auf ihrem reizenden, lieben Gesichtchen thronten, die schönen, lebendigen und seelenvollen Augen, machten, daß Jeder, der sie sah, wie in einem zauberischen Traume glauben mußte, dies lebendige regsame und warme Wesen sei in ihn verliebt und er dürfe nun auch in sie verliebt sein. War man doch in Ottilien's Nähe so schnell heimisch, daß man sie auf der Stelle und ohne Besinnen mit der festen Gewißheit der glücklichsten Zukunft hätte heirathen können. Die Sanfte war eben wie zu einer kleinen Hausfrau geschaffen.

Und dennoch! wie sehr sie, ohne es zu wissen und zu wollen, anzog, ebenso allgewaltig hielt auch wieder

jene stille Frauenwürde, — jener zauberhafte Heiligenschein eines reinen weiblichen Gemüthes, jeden Nahenden ganz unwillkürlich in den Schranken der Bescheidenheit, so daß es schien, als habe man in ihrer Nähe einen Zauberkreis überschritten, und werde nun von unsichtbaren Mächten selig angezogen und doch wieder von heiliger Scheu ferne von dem süßen Bilde zurückgehalten.

Bei Gott! der Mensch ist ein Glückskind, der eine solche Perle findet; — aber — er darf mit trunkener Seligkeit auf die ganze Welt herabsehen, wenn er von einem solchen Wesen geliebt wird.

Beides war bei Wilhelm von Wernig der Fall, aber Wilhelm verdiente auch dies Glück, da er es erkannte und zu schätzen wußte.

Anfangs war freilich Ottilie vor dem Standesunterschiede zurückgebebt, der sich zwischen ihr und dem jungen Grafen wie eine unübersteigliche Kluft dehnte; aber Letzterer füllte den gähnenden Schlund nicht etwa mit vagen Versprechungen, romantischen Schwärmereien oder falschen Schwüren aus, sondern durch seine redliche, offene und entschiedene Erklärung, daß er nur in ihrer Liebe und in einer ehelichen Verbindung mit ihr

sein Lebensglück zu finden wisse und er daher auch alle Schwierigkeiten überwinden werde.

Um aber gegen den Ehrgeiz des Vaters und den Adelstolz der Mutter fest auftreten zu können, mußte Wilhelm die Zeit erwarten, die ihn durch eine Anstellung selbstständig machte.

Bis dahin sollte ihre Liebe den Aeltern des Grafen und der Welt verborgen bleiben, und lange Zeit hatte auch wirklich keine Seele um dies schöne Herzensbündniß gewußt, als Frau Weiß, die Tante Ottilien's, bei der das Mädchen auch wohnte.

Da, mit einem Male wollte es das Schicksal, daß eine hämische Gestalt wie ein finsterer Dämon in den stillen Kreis dieser reinen Liebe trat und wunderbarerweise seinen Schatten zugleich tief und unheilverkündend über die ganze Familie des Grafen von Wernig warf.

Dieser finstere Dämon war Philipp Weiß, ein Verwandter der Tante Ottilien's, jetzt Unteroffizier in Oberst Wernig's Regiment.

Philipp war ein Mensch von sehr gewöhnlichem Aeußeren, nicht schön und nicht häßlich; aber 48 Jahre eines wild und unstät vergeudeten Lebens, hatten seinen rohen Zügen jenen Stempel des Gemeinen aufgedrückt,

der unverkennbar ist. Dabei gaben die hervorstehenden Backenknochen und die dicken wulstigen Lippen dem Gesichte einen widerlichen Ausdruck von Sinnlichkeit, während sein scheuer Blick und ein spöttischer Zug um den Mund, die ganze Erscheinung zu einer unheimlichen machten.

Er war erst seit Kurzem in die herzoglichen Dienste getreten. Seit jener Zeit kam er oft in das kleine Gartenhaus, welches Frau Weiß und Ottilie bewohnten, wozu ihm seine Verwandtschaft mit Frau Weiß das Recht gab. Ottilien aber schnitt sein Besuch tief in die Seele. Sie konnte den Menschen nicht ausstehen, zumal da er wie besessen darauf ausging, ihr zu beweisen, daß die Bande der Verwandtschaft sie aneinander fesselten.

Ottilie war hier weit von jedem Hochmuth entfernt. Mit Freuden hätte sie den ärmsten Menschen als einen Verwandten begrüßt, weil sie ihn durch Theilnahme und Mildthätigkeit hätte beglücken können; aber so oft dieser Mensch in das Zimmer trat, fielen ihr die Worte Gretchen's in Göthe's „Faust" ein, mit welchen diese dem Geliebten das Gefühl beschreibt, welches sie unbewußt in Mephisto's Gegenwart erfaßt:

„Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut,
Aber, wie ich mich sehne, Dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich Unrecht thu'!"

Auch jetzt war der lästige Besuch wieder in das kleine Stübchen gedrungen, das bis dahin ein stiller, unentweihter Tempel der reinsten und edelsten Liebe gewesen.

Ottilie saß mißmuthig am Fenster, um dessen eiserne, rund hinaus gebogene Stäbe ein Weinstock seine vielen grünen Arme schlang und so eine lebendige grüne Jalousie bildete, die zwischen den grün durchsichtigen Blättern Sonnengold und Luft genügend durchließ. Sie war mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, bei welcher ihr der lichtgelbe Kanarienvogel, — der dicht vor ihr in dem Käfig saß, welcher an dem Kreuzstock des Fensters hing, — mit auf die Seite gebogenem Köpfchen zusah.

Wollte er von Zeit zu Zeit den Fleiß seiner hübschen Pflegerin loben, oder die Verwandtschaftsdemonstrationen des leidigen Unteroffiziers manchmal unterbrechen, wer weiß es? — aber so viel ist gewiß, unaufgefordert hob er oft plötzlich das Köpfchen und schmetterte so herrliche und volle Töne aus der kleinen Kehle, daß

Ottilie ihr tiefes, sinniges Auge dankbar zu ihm erhob, ihm freundlich zulächelte, ja sogar hie und da dem kleinen befiederten Schmeichler und Nascher ein Stückchen Zucker hinreichte.

So oft Ottilie dies that, zuckte ein hämisches und boshaftes Lächeln um Philipp's Mund, als wolle er, — der mit Frau Weiß an einem runden Tischchen Kaffee trank, — sagen: Hätt' ich Dich verfluchten Spitzbuben nur, ich wollt' Dir den Hals umdrehen!

So wenig aber das Mädchen nach dem „Vetter" blickte, so wohl schien sich Frau Weiß in seiner Nähe zu befinden. Sie trank, die gefüllte Untertasse in der linken Hand, den Ellbogen desselben Armes auf die rechte Hand gestützt, ihren Kaffee mit einer klassischen Ruhe und Behaglichkeit, während ihre Blicke mit Wohlgefallen bald auf der schönen Pflegetochter, bald mit einem gewissen Stolz auf dem neben ihr sitzenden bärtigen Unteroffizier ruhten. Eine Haube mit breiter Garnirung hob dabei den Strahlenglanz des noch immer rothwangigen und ziemlich gut erhaltenen Gesichtes, unterdessen zu ihren Füßen die schwarze Hauskatze — nebst Ottilie und Philipp ihr dritter Liebling — possirlich mit den Falten des großgeblumten Kattunkleides spielte.

Dabei hörte sie Philipp so andächtig zu, als wäre er ein Pastor, und erläutere eben von dem Sinai einer Kanzel herab das heilige Evangelium. Dieser aber schloß seine Verwandtschaftsbeweise mit einer Recapitulirung der Gründe, indem er, zu Ottilien gewandt, sagte:

„Kurz und gut! wir sind verwandt. Die Sache ist doch wahrlich einfach genug! Ich bin mit der Muhme verwandt, die Muhme ist Ihrer Mutter Schwester, — folglich sind auch wir Beide mit einander verwandt!"

Ottilie arbeitete schweigend fort, und der Kanarienvogel schmetterte so eifrig drein, als wolle er dem bärtigen Krieger sagen: Schweig' still und ärgere meine Freundin nicht!

„Bomben und Granaten!" platzte jetzt der Unteroffizier mit verbissenem Grimm heraus, — „hören Sie mich nicht?"

„Doch," entgegnete Ottilie sanft, „aber ich sehe nicht ein, warum ich das tausend Mal Gesagte immer wiederholen soll?"

„Und das wäre?" frug Philipp spöttisch.

„Daß ich gar nicht darum verlegen bin, mit Ihnen verwandt zu sein!"

Philipp biß sich auf die Lippen. Dann sagte er in malitiösem Tone:

„Etwa, weil ich nur Unteroffizier und nicht von Adel bin!"

Ottilie fühlte die ganze Bitterkeit dieser Worte, dennoch fuhr sie gelassen fort:

„Nein, dies ist der Grund nicht. Bin ich denn von Adel?"

„Noch nicht!" — entgegnete Philipp boshaft lachend, — „aber es ist doch sehr viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Sie es werden. — Sonderbar, Ihre Familie scheint eine ganz besondere Anhänglichkeit an die der Wernig's zu haben. Schon Ihre Mutter hatte einen Hauptmann von Wernig zum Geliebten, — und siehe, — nun ist der zärtliche Adonis der Tochter auch ein Wernig. Aber hüten Sie sich, daß es dem Kinde nicht wie der Mutter geht; der vornehme Herr Hauptmann ließ Ihre Mutter sitzen, die dann später, um nicht Hungers zu sterben, Dresden verlassen mußte, und hier einen ehrlichen Handwerker heirathete, welcher indessen auch bald starb, und Sie Ihrer Mutter als Erbe hinterließ.

Eine dunkele Röthe war bei diesen Worten über Ottilien's Angesicht gelaufen; das entheiligte Andenken an ihre arme Mutter preßte ihr eine Thräne aus, während sie mit Ernst und Würde sagte:

„Herr Weiß, wenn Sie doch einmal den Grund wissen wollen, warum ich Sie nicht leiden mag, so will ich Ihnen denselben angeben. Ich verabscheue Ihr lauerndes, boshaftes Wesen, mit welchem Sie stets Alles begeifern, was mir theuer ist. Das Elend, welches meine gute Mutter ihrer Liebe wegen ertrug, möge Gott dem Treulosen verzeihen, der sie in dasselbe gestürzt. Meine Mutter aber war eine vortreffliche Frau, deren heiliges Andenken eine Schwäche ihrer Jugend nicht trüben kann. Ein tadelfreies Leben, Jahre der Reue, Millionen Leiden haben die ewige Liebe versöhnt, und gewiß, ihre Thränen löschten die Züge aus, mit welchen ihr Name einst in dem großen Buche der irrenden Menschheit stand. — Was aber die Familie des Herrn Grafen Wernig, Ihres Obersten, betrifft, so finde ich Ihr Sticheln, Schmähen und Ihre Bemerkungen um so weniger am Platze, da der Oberst nicht allein von Jedermann als ein vorzüglicher, rechtlicher und braver Mann geschätzt und geachtet wird, sondern auch Ihr Vorgesetzter — Ihr Wohlthäter ist."

„Mein Wohlthäter?" lachte Philipp frech auf. — „Wo stecken denn die Wohlthaten, die er bis jetzt auf mich gehäuft?"

„Ja, was wahr ist, muß wahr bleiben!" — fiel

hier Frau Weiß mit salbungsreichem Tone ein. — „Allen Respekt vor dem Herrn Oberst, er ist ein Exempel von einem braven Mann — aber unsern Philipp den vernachlässigt er, der sollte schon lange Hauptmann sein. Sieh nur den prächtigen Schnauzbart."

„Was Schnauzbart!" — brummte Philipp — „hab' ich nicht gedient? Nicht vor dreißig Jahren schon gedient?"

„Das meine ich ja!" — verbesserte rasch Ottilien's Tante, — „der Schnauzbart, der im Pulverdampf ergraut ist."

„Sie haben gedient," fuhr Ottilie fort, — „aber unter anderen Fahnen. Erst seit einem Jahre sind Sie hier; konnte man in dieser kurzen Zeit mehr für Sie thun?"

„Na — — was nicht ist, kann noch werden!" — meinte schmunzelnd die Alte. „Das wär' 'ne Freude: Vetter Hauptmann! — Und wie ich mich des Sonntags beim Spazierengehen an seinem Arm spreizen wollte ....."

Das Gespräch stockte einen Augenblick; aber in Philipp's finsterem Geiste stiegen schwarze, längst gefaßte, selbstsüchtige Pläne auf und er dachte bei sich:

Ich habe lange genug gewartet — mit Sorgfalt

geprüft, geforscht. — In den letzten Tagen ward ich meiner Sache gewiß, nun will ich aber auch meine Gewalt benutzen. — Dann setzte er laut hinzu: „Ja, meine schöne Verwandte, ich denke Ihrem hochstrebenden Geiste bald Ehre zu machen. Bis *jetzt* war der Oberst mein Wohlthäter noch *nicht*, aber, beim Himmel, er soll es binnen vierundzwanzig Stunden sein!"

„Wenn es in seiner Macht steht, Ihnen irgend einen Dienst zu leisten," sagte *Ottilie*, „wird er es gewiß thun."

„Ist er nicht Oberst?" unterbrach sie *Philipp*. — „Ist er nicht der einflußreiche Freund des Herzogs? — Sind seine Vorschläge nicht schon gewährt, fast ehe er sie einreicht? Was könnte ihn hindern, mein Avancement zu bewirken?"

„Sie vergessen nur Eins!" — rief hier unwillig das Mädchen — „seine Pflicht. Er kann und darf Sie, der erst so kurz im Dienste unserer Armee steht, doch wohl alten, gedienten Männern nicht vorziehen?"

Der Unteroffizier lachte bitter und sagte: „Ei sieh doch, welche Pflichttreue bei dem bürgerlichen Manne! Hat vielleicht nur der Adel das Recht Sprünge zu machen?"

„Sie hatten wohl Zeit, sich zu überzeugen: daß in

unserer Armee das Wappen bei Beförderungen nicht zu Rathe gezogen wird."

„Aber die Protektion!"

„Auch diese nicht."

„Lassen Sie uns den Versuch machen."

„Uns? — Wie so?" frug Ottilie überrascht.

Philipp strich sich mit spöttischer Miene den Schnurrbart und sagte dann: „Ist nicht meine schöne Ottilie die Geliebte des jungen Grafen? — Und werden Sie dem Verwandten die Bitte um Fürsprache abschlagen?"

Ottilie ward abermals roth; aber schnell faßte sie sich wieder und sagte mit der Würde und Ruhe eines reinen Gewissens:

„Mein Herr! ich muß Sie ersuchen, in Ihren Ausdrücken vorsichtiger zu sein. Ich liebe den jungen Grafen, ja, — und Wilhelm liebt mich wieder. Unser Verhältniß aber ist rein; es hat sich vor den Augen meiner Tante entsponnen und erhalten. So ungleich unsere Lebensverhältnisse sind . . . . ." —

Philipp lächelt.

„Sie lachen?" rief Ottilie empört.

Aber Philipp ließ sich nicht stören. „Ich denke an des Schicksals launenhaftes Spiel," — sagte er

frech — „welches bald die Hohen niedrig, bald die Niedrigen hoch stellt!“

„Jetzt ward es dem Mädchen zu arg. „Sie sind unleidlich!“ rief sie. „Ich würde kein Wort an Sie weiter verlieren, wenn ich nicht meiner Ehre schuldig wäre, Ihnen zu bemerken: daß Herr von Wernig mich heute oder morgen öffentlich als seine Braut erklären wird.“

„Vorausgesetzt, daß der altadelige Herr Graf eine solche Mißheirath zugeben wird!“ bemerkte der Unleidliche.

„Für diesen Fall ist das Verhältniß so lange aufgehoben, bis es dem Sohne gelungen, den Vater zu überzeugen: daß unser beiderseitiges Lebensglück nur auf unserer Vereinigung beruht. Sie sehen also ein....“

„Daß Sie sich für mich nicht verwenden können. Hat nichts zu sagen! — Mein Kind, ich habe ein Wort — 's ist so eine Art Zauberwort — das ist die Parole zu meinem Glück. Ich spreche es aus, und die verschlossene Festung der Ehre öffnet weit ihre Pforte. Ich trete ein und — bin morgen Lieutenant.“

Das Gespräch war jetzt recht peinlich und drückend geworden, und Ottilie war eben bereit, aus dem Zimmer zu gehen, als Frau Weiß, welche bisher aus

dem Fenster gesehen hatte, zurücktrat und mit ehrerbietungsvollem Tone rief: „Der junge Herr Graf!“

Bei diesen Worten stand Philipp auf, indem er, nach seinem Tschacko greifend, sagte: „Will nicht stören!“

„Sie können bleiben,“ — entgegnete Ottilie kalt. „Es handelt sich von keinem Geheimniß.“ Philipp aber entfernte sich mit boshaftem Lächeln, indem er noch unter der Thüre rief:

„Während der Sohn bei Ihnen ist, will ich dem Herrn Vater meine Liebe erklären. Wer wird wohl glücklicher sein, Sie oder ich!?“

Damit grüßte er militärisch und entfernte sich rasch.

Es war Ottilien, als ob ihr mit seinem Verschwinden ein Stein vom Herzen falle. Unbemerkt wischte sie eine Thräne aus dem Auge, indem sie ihrer gepreßten Brust durch ein tief gefühltes: „Gott sei Dank!“ Luft machte.

Halb verwundert, halb ärgerlich sah die Alte das Mädchen bei diesem Stoßseufzer an. Sie begriff ihre Pflegetochter eben nicht. Darum sagte sie auch unwillig:

„Du bist ein sonderbares Mädchen. Was hast Du nur gegen den Vetter?“

Ottilie aber ergriff der Alten Hand, drückte sie warm und rief: „Tante, er ist kein guter Mensch! — Doch weg mit dem Gedanken an ihn — hier ist mein Wilhelm!“

O wie selig zerlief nun das graue, niederdrückende Gewölke der Unbehaglichkeit vor dem Sonnenblick der Liebe.

Ist doch die Liebe ein verjüngender See, in den wir, gleich den glücklichen Feen der Märchen, Körper und Geist tauchen, um neu geboren und verklärt, aus den stillen und tiefen Fluthen wieder aufzusteigen.

Ottilie vergaß die peinlich verlebte Stunde, die jetzt vor ihrem Glück zu einer matten, sekundenlangen Unbehaglichkeit zusammenschrumpfte, wie es einst mit unserm Erdenleben vor der aufgehenden Seligkeit eines höheren Daseins gehen wird.

Endlich, nach dem ersten Austausch der Gefühle, frug Wilhelm die Geliebte: ob sie auch errathe, was ihn heute schon so frühe zu ihr geführt.

„O wie wenig müßte ich Dich kennen,“ entgegnete Ottilie liebevoll, „wenn ich es nicht wüßte. Ist denn Deine und meine Seele nicht eins? Fließen unsere Gedanken, Gefühle, Handlungen nicht aus einer Quelle?

Sieh! — wenn ich erwache, bist Du mein erster Gedanke, — fast muß ich erröthen, es zu gestehen — noch vor Gott und meiner guten, seligen Mutter."

Dies kindliche Geständniß erfüllte Wilhelm mit Entzücken. Er zog daher das gute Mädchen sanft an sich und küßte sie mit stiller Ehrfurcht auf die Stirne. Mama Weiß aber wollte eine solche heidnische Liebe nicht in den Kopf. Sie schüttelte ihr edles Haupt, daß die breite Garnirung der Haube unwillig hin- und herwogte, und setzte sich, einen Gesangbuchsvers murmelnd und eine Handarbeit ergreifend, an den Tisch.

„Aber es stört mich nicht," fuhr Ottilie fort, das Haupt sanft zurückbiegend, „Dein freundliches Bild; nur wärmer, nur inniger kann ich dann beten, und wenn ich gebetet, und Deiner noch einmal so recht mit aller Gluth der Seele gedacht, wie froh hüpfe ich dann zur Arbeit, wie rasch geht mir Alles von den Händen. Und immer, immer Dein gedenkend, vollende ich fast spielend mein Tagewerk. Gewiß, so geht es auch Dir, nur daß Deine Arbeiten schwerer, umfassender — aber auch lohnender sind. Nicht wahr, ich habe es getroffen, Du hast heute etwas Großes vor, und willst Dich noch einmal in der begeisternden Fluth der Liebe baden?"

O Weltengeist! Du mußt die Liebe sein; wenn schon

hier die schwache, irdische so sehr zu edlen Thaten entflammt, so selig lohnen kann, — die irdische, die doch nur ein Versuch zu deiner heiligen, ewigen ist. Wilhelm fühlte dies tief und innig. Ach! und wie er Ottilien so in die kindlich blickenden Augen schaute, da sah er wieder seine kleine, liebe zukünftige Hausfrau vor sich, die ihm auf dem ganzen Lebensweg ein Sporn zum edelsten, zum höchsten Streben werden sollte. Mit doppelter Freude sagte er daher:

„Ja, Du hast es errathen, Ottilie, ich bin im Begriff einen großen Schritt zu wagen. Der Herzog, der meinem Vater die für mich erbetene Stelle eines Geheimsekretärs bei ihm fast schon bestimmt zugesagt hat, will mich vorher noch einmal in einer Privataudienz sprechen, um mein politisches Bekenntniß zu hören. Nun weißt Du, wie sehr ich mir diese Stelle wünsche, des ausgedehnten Wirkungskreises wegen, und — weil ich dann selbstständig, Dich als mein liebes Weib heimführen kann. Auf der andern Seite aber kennst Du meine Ansichten von der Welt und ihren Verhältnissen, meine Ideen über den Staat. Wie wird sie der Herzog aufnehmen? — Wird er, der von Schmeichlern umstellte, in Vorurtheilen groß gezogene, die Stimme der Wahrheit hören und ertragen können?“ —

„Ich bin kein Schwärmer, aber ich will auch einer einträglichen Stelle wegen nicht zum Heuchler, — der Fürstengunst zu Liebe nicht zum Verräther an meinem Vaterlande werden. Du siehst daher ein, daß dieser Schritt gewagt ist, daß er — wenn er verfehlt, mich stürzen, vielleicht unsere Verbindung auf lange hinausschieben kann. Wirst Du mir auch in diesem Falle nicht gram werden?"

„Sollte ich wünschen, mein Glück durch eine That von Dir erkauft zu sehen," versetzte die Geliebte, „die Dich ewig reuen würde? Nein, nein! des Mannes Wirken gehört der Welt und vorab seiner Nation, und es ist eine schöne Einrichtung der Natur, daß die Liebe des Weibes der Lohn der Thätigkeit des Mannes ist."

Der junge Wernig hatte diese Erklärung mit Freude und Stolz angehört, aber er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben; — etwas, das ihm ernstlich Sorge machte. Ottilie sah es und frug darnach; da gestand er denn die Hauptsache: daß er nämlich mit der Farbe herausgehen und noch am selben Tage seinen Aeltern die Liebe zu Ottilien entdecken, und um ihre Einwilligung zur Heirath anhalten wolle. — Ottilie erblaßte. Einmal weil sie voraussah, daß nun ihr

Freund harte Kämpfe durchzumachen haben werde, und dann, weil ihr Zartgefühl sie fürchten ließ, die stolzen Menschen würden vielleicht gar glauben, daß unlautere Absicht sie vermocht, den Blick auf einen so hochgestellten Jüngling zu werfen. Wilhelm hatte Mühe, das ängstliche Zartgefühl des lieben Kindes zu beruhigen.

„Mein Vater ist ein edler Mann," sagte er unter Anderem. „Seit beinahe 30 Jahren in seinem Amte, hat nur die strengste Rechtlichkeit seine Laufbahn bezeichnet. Nicht nur der verstorbene Herzog und sein Sohn, nein, Jeder, der ihn kennt, schätzt und verehrt ihn als gerecht und weise; warum sollte er plötzlich und noch dazu gegen seinen einzigen Sohn ungerecht und voll Vorurtheil sein?"

„Ach!" entgegnete Ottilie seufzend. — „Ich weiß dies Alles, ich hoffe, — aber ich glaube nicht daran! Und ewig peinigt mich dabei der Gedanke, er und Deine Mutter möchten Eitelkeit und Eigennutz in meiner Liebe sehen."

„Fürchte nichts," rief Wilhelm, „und vertraue meiner Entschlossenheit. Muß ich Dich denn mit Gewalt zum Schweigen bringen? — O wie freue ich mich auf den Augenblick, in welchem Du vor Gott und der Welt

mein liebes Weib sein wirst! Wie selig, wenn das Ziel unseres Hoffen, Sehnen, Lieben erreicht ist! Entsinne ich mich doch kaum mehr des Anfangs unserer Liebe."

„Vergessener!" schmälte lächelnd Ottilie. — „War es nicht am Huldigungsfeste?"

„Ja!" unterbrach die Liebende Frau Weiß. — „Eure Gnaden waren erst wenige Tage von der Universität zurück."

„Ja, ja!" rief Wilhelm sich entsinnend, „Du hattest eine Rose im dunklen Haare — noch sehe ich Dich!"

„Ich sah Dich," — fuhr Ottilie fort, „und ich wußte nicht, wie mir geschah — ich zitterte, es ward mir so wunderbar, so eng. Als ich nach Hause kam, mußte ich mir durch Thränen Luft machen."

„Du warst noch ein Kind," meinte die Alte. „Es sind nun schon fünf Jahre, damals zähltest Du fünfzehn."

„Fünf Jahre!" wiederholte Wilhelm — „so lange Zeit, und doch so schnell, so süß entflohen!"

„Aber," setzte Ottilie scherzhaft hinzu, „weißt Du, daß ich noch immer im Stande bin zu bezaubern?"

„Ich fühle es ja deutlich genug an mir."

„O, auch noch Andere können davon sagen."

„Andere? — Wie so?"

„Frage nur die Tante. Jeden Abend, wenn es dämmert, schleicht eine Gestalt an meinem Fenster vorüber, blickt unverwandt herauf, seufzt, — oh es ist zum Todtlachen — daß man es hier oben hört, und ...."

„Und Ottilie?"

„Deine Ottilie!" sagte hier das holde Kind, indem es einen unaussprechlichen Ton auf das Wörtchen „Deine" legte. Wilhelm zog sie selig an sich und rief:

„Meine Ottilie! O welche Seligkeit liegt in dem Wörtchen „mein" ...."

„Entbehrt dadurch der schönen Abende, die sie sonst so gerne am Fenster zubrachte." .

„Recht so," versetzte Wernig zufrieden. „Sieht er, daß er sich täuscht, wird er bald wegbleiben."

Indessen war die Zeit rasch verflogen. Der helle Glockenschlag der Standuhr, die Ottilien's Kommode zierte, rief dem jungen Mann endlich in's Gedächtniß zurück: daß er um diese Zeit bei dem Herzog anfragen müsse, ob es demselben beliebe, ihn zu einer vorläufigen

Kundgebung seiner Gesinnungen zu empfangen. Er nahm daher Abschied von seiner Geliebten. Beid ewaren heute in größerer Aufregung wie gewöhnlich, da sie wohl begriffen, daß dieser Tag sie zwar nicht trennen würde, daß er aber doch auch gewissermaßen für ihre Zukunft entscheidend sei. Stand doch so viel unter ihnen fest, daß, wenn die adelstolze Familie anstehen würde, das Band ihrer Liebe anzuerkennen, Wilhelm eher auf alle Rechte und Ansprüche seiner hohen Geburt verzichten und in den Bürgerstand herabsteigen würde, als Ottilie aufgeben.

Zwar hatte Ottilie in früheren Zeiten lange gegen diese Aufopferung von Seiten des Geliebten angekämpft, als ihr dieser indessen bewiesen, daß dies für ihn keineswegs ein Opfer sei, und er nur in der Vereinigung mit ihr sein Lebensglück finden könne, so mußte die Anspruchslose um so eher schweigen, als ihr die eigne Liebe sagte, daß Wilhelm Recht habe.

Ottilie wagte daher auch jetzt keinen Einwand mehr, als sie den Freund aber bis zur Gartenthür begleitete, war es ihr schwerer und banger um das Herz, wie sonst.

Tante Weiß hatte unterdessen mit sichtbarer Ungeduld auf die Entfernung der jungen Leute gewartet.

Kaum waren sie daher zur Thüre hinaus, als sie an ihre Kommode lief, die Sonntagshaube hervorholte, einen schönen Shawl überwarf und sich zum Ausgehen anschickte.

Während dieser Manipulationen unterhielt sich aber die gute Frau halblaut mit sich selbst; denn es ging ihr wie anderen alten Weibern, sie konnte ohne dreierlei nicht leben: ohne Kaffee, ohne zu sprechen und ohne sprechen zu hören.

Im Hin- und Herlaufen und Ankleiden sagte sie daher in Ermangelung einer zweiten Person zu sich selber:

„Jugend hat nicht Tugend! — An Vernunft ist bei dem jungen Volke nicht zu denken. Na! da müssen wir Alte hübsch den Kopf auf dem rechten Fleck haben. Hier ist ein Briefchen von dem unbekannten Liebhaber an mich. Er will mich heute Morgen am Apollotempel im Schloßgarten sprechen. Ich gehe jedenfalls hin. Wer bürgt mir dafür, daß der hochmüthige Graf seine Einwilligung gibt, und versagt er sie — da! da sitzt mein Ottilchen und kriegt keinen Mann. Habe ich aber einen Anderen am Schnürchen, dann ist geholfen, dann heißt es: willst Du nicht, auch gut, da ist ein Anderer. Nein, mein Ottilchen, das darf mir nicht

so verblühen. Ach! es ist gar zu traurig das Alleinleben in der Welt."

Und mit diesen Worten schlüpfte die Alte zur Thüre hinaus und suchte auf einem, dem Garten entgegengesetzten Wege die Straße.

II.

Der Dämon.

„Leicht verschwindet der Thaten Spur
Von der sonnebeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlitz die leichte Gebärde —
Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schooß aufnahmen.
Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und Alles ist Frucht, und Alles ist Samen."
Schiller.

Wenige Stunden später kehrte Oberst von Wernig von der Parade zurück. Er fand seine Familie, mit Ausnahme Wilhelm's, in seiner Gattin Zimmer.

Gräfin Lucie, in einem geschmackvollen Morgenanzug gekleidet, lag nachlässig auf einen kostbaren Sessel von dunkelrothem Sammet hingestreckt, während die Füße auf einem Kissen von gleichem Stoffe ruhten. Sie war eine schöne Dame von anziehendem Aeußeren,

bei welcher sich in jeder Miene, in jedem Blick, in jeder Bewegung eine sogenannte feine Erziehung kund gab. Daher zeigte aber auch ihr ganzes Wesen eine Abgemessenheit und eine solch' eisige Kälte, daß es Jedweden, der sich ihr — außer ihrer Familie — nahte, abstoßen mußte, und diese Kälte hob noch ein unerträglicher Adelstolz.

Konnte dies auch anders sein? Die gnädige Gräfin war ja die einzige Tochter des Premier-Ministers und der letzte Sprößling eines Stammbaums, der seine Wurzeln bis unweit des Paradieses trieb. In ihrem Kopfe spukten daher auch noch die aristokratischen Ideen von Natursclaven, d. h. nach ihrer Ansicht waren eigentlich nur die Adligen Menschen, — alles übrige Pack war von Gott schon zu Sclaven der Noblesse erschaffen, wie Pferde, Hunde und Viehheerden. Sie selbst war zwar eine rechtschaffene Frau und im Umgange mit Ihresgleichen und ihrer Familie sogar liebenswürdig und freundlich; dennoch hielt sie dafür, daß es in der Welt eher auf 32 Wappenschilder als auf eben so viel Cardinaltugenden ankomme.

Wie natürlich, hatten sich die Grundzüge dieses Charakters auch in den zwei Töchtern der Gräfin ausgeprägt. Emma war freilich noch Kind; aber

Sophie, die jetzt achtzehn Jahre zählte, würde ein getreues Bild der Mutter abgegeben haben, wenn sie so viel Geist als Jene besessen hätte. Sie war hübsch, aber etwas zu bleich und kränklich; dabei kühl und ohne Lebhaftigkeit. Nur der Tanz konnte sie in Bewegung setzen, und dann war es ihr einerlei, ob sie mit einem Adonis oder mit dem unbedeutendsten Menschen der Welt — vorausgesetzt daß er von Adel war — tanzte.

Aber die himmelstürmende Pappel, deren liebliche Zweige Geburts-, Ahnen-, Geld-, Amts-, Heiligen-, Genie-, Gelehrter- oder Bettel-Stolz sind, schließt eben doch nicht aus, daß man mit seines Gleichen nicht recht angenehm und glücklich in ihrem Schatten ruhen könnte. So war auch die Familie des Grafen von Wernig unter sich recht glücklich und des Obersten Heimkunft führte daher auch jetzt eine freundliche Familienscene herbei. Nach den ersten Begrüßungen frug die Gräfin, ob ihr Gatte den Herzog bei der Parade gesprochen? Der Oberst bejahte es und sagte:

„Der Herzog äußerte seine Zufriedenheit rücksichtlich der Truppen. Er ist ein gnädiger Fürst, der Jedermann wohl will, und namentlich mich mit Gnadenbezeugungen überhäuft."

„Und hast Du sie nicht verdient?" entgegnete die

Gräfin. „So lange ich Dich kenne, warst Du gleich thätig und rechtlich. Nichts konnte Dich abhalten, Deine Pflichten streng zu erfüllen.“

Der Oberst zuckte die Achseln: „That ich hierin mehr, als jeder brave Mann thun muß?“

„Und“ — fuhr Lucie fort — „in den stürmischen Zeiten, als das Staatsschiff auf den bewegten Wellen wild aufgeregter Meinungen schwankte, wer anders als Du erhielt es durch Entschlossenheit und Geistesgegenwart seinem Fürsten?

„Liebes Kind,“ antwortete der Oberst zu der Gräfin gewandt, „wenn wir streng mit uns abrechnen, so ist das traurige facit doch immer: wir thaten nur unsere Pflicht und hätten mehr thun können und sollen!“

Es war, als ob bei diesen Worten ein Schatten über die hohe Stirn des Kriegers laufe; aber die Falte glättete sich so schnell, als sie sich zusammengezogen, und der Oberst schaute wieder freundlicher drein. Lucie aber wollte von dieser, wie ihr schien, allzugroßen Bescheidenheit nichts wissen. Sie sagte daher in fast vorwurfsvollem Tone:

„Nicht doch! Du bist zu streng gegen Dich und ungerecht. Wir baden uns in Thränen der Reue, wenn

wir gefehlt, warum sollen wir nicht auch im Bewußtsein des Guten, was wir schafften, fröhlich sein?"

Es war sichtbar, daß dem Oberst dies Gespräch lästig wurde, er suchte daher eine Wendung, indem er mit einem unterdrückten Seufzer rief:

„Lassen wir das! Die Wage der Gerechtigkeit halten Unsterbliche! —— Kommt, Kinder! ich bin müde, setzt Euch zu mir."

Dieser Aufforderung folgten Gattin und Kinder mit Freude. Sie gruppirten sich auf einem Sopha und Emma schmeichelte so lange, bis sie der Vater auf sein Knie setzte.

„Wie glücklich ich mich so im Kreise meiner Familie fühle!" sagte der Oberst nach einer kleinen Pause. — „Wir sind gesund, unsere Kinder wohlgerathen. Ich selbst mit Ehren überhäuft. Dein Vater, liebe Frau, Premierminister; Wilhelm, wie ich fast mit Sicherheit sagen darf, Geheimsekretär des Fürsten — ——"

„Noch ist er es nicht!" unterbrach den Sprechenden hier die Gräfin. — „Und ich muß gestehen, daß ich für ihn fürchte."

„Wie so?" frug der Oberst. „Wilhelm hat Talent, Kopf ——— der Herzog mag ihn leiden, seine kühnen Ideen ...."

„Ja eben seine kühnen Ideen" — wiederholte die Dame — „das ist es, was ich fürchte. Seine Ideen schließen sich weder unseren, noch den Ansichten des Fürsten an. Wie in einem schön angelegten und sorgsam gepflegten Garten, mitten unter den sauber beschnittenen Hecken und Obstbäumen, sich eine junge Eiche keck und kühn erhebt, und ihre, von Saft strotzenden Aeste, über die schützende Mauer, frei in die Lüfte streckt, so dehnen sich unbewacht seine Gedanken über die nützlichen Schranken der Convenienz, und ich habe mit Sorgen bemerkt, daß er denselben eine Freiheit gewährt, die am Hofe schwerlich geduldet wird."

„Es ist die Kraft der Jugend," entgegnete der Oberst lächelnd, „die ihre Flügel entfalten will. Laß ihn nur seinen ersten Flug um die Sonne der Majestät, mit den kühn ausgespreizten bunten Faltern machen. Versengt, wird er sie bald bescheiden einziehen, sein himmelstürmendes Streben aufgeben, und gerne den Platz einnehmen, welchen die Verhältnisse ihm angewiesen."

Gräfin Lucie schüttelte besorgt und ungläubig das Haupt. „Wohl ihm und uns, wenn Deine Hoffnungen sich erfüllen!" sagte sie dann. — „Sprachst Du ihn heute noch nicht?"

„Ich erwarte ihn jeden Augenblick."

In der That öffnete sich hier die Thüre und Wilhelm trat ein. Er war nicht ganz heiter, so daß ihn der Vater nach der ersten Begrüßung frug: Ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sei?

„Ich hoffte den Herzog wegen meiner projektirten Anstellung zu sprechen!“ versetzte Wilhelm. „Als er aber von der Parade kam, begab er sich sogleich in den Schloßgarten und schlug den Weg nach dem Apollotempel ein. Ich wollte ihm folgen, aber der Kammerdiener bemerkte mir: seine Durchlaucht wünschten allein zu sein, um über das Wohl des Landes zu sinnen. Somit sind meine Hoffnungen für heute vereitelt.“

„So sprichst Du ihn morgen!“ tröstete der Vater — „die Stelle ist Dir gewiß.“

Wilhelm betrachtete unterdessen mit Wohlgefallen die Gruppe seiner Familie; seine Züge wurden allmählig freundlicher, und es sprach sich ein so räthselhaftes Etwas in denselben aus, daß der Oberst unwillkürlich fragen mußte:

„Nun? Was hast Du? Was schaust Du uns so sonderbar an?“

„Vater!“ — rief Wilhelm, und in seinen Augen wurde es feucht; „Sie müssen glücklich sein!“

„Ja!“ antwortete dieser, „Gott sei Dank, das bin

ich, und um so mehr, da ich einen so braven Sohn habe." Und mit diesen Worten reichte er Wilhelm herzlich die Hand, während seine Mutter verwundert frug:

„Bist Du es nicht? Ich sehe eine Thräne in Deinem Auge, mein Sohn."

Wilhelm war tief bewegt. „Es ist eine Perle der Freude," — entgegnete er, — „der Gottheit ein willkommenes Dankopfer."

Aber dem Oberst war der Moment willkommen, er lächelte fein und sagte dann nach einer kleinen Pause:

„Nur eines fehlt mir noch zu meinem vollkommenen Glücke."

Wilhelm traute kaum seinen Ohren. Wie? wenn ihm die Aeltern auf halbem Wege entgegenkämen? Wenn es auch ihr Wunsch wäre, ihn verheirathet zu sehen? Oder wenn sie gar seine Liebe erfahren hätten und sie billigten?

„Vater!" rief er daher freudig, — „wenn ich Sie errathen hätte?"

„Möglich!" sagte der Oberst ruhig. „Eine Schwiegertochter."

Es war, als ob Wilhelm ein Berg von der Brust

sinke. „Sie lesen in meinen Herzen!“ rief er. „Als ich eben eintrat und Sie so im Kreise der Ihrigen fand, die Alle mit Liebe an Ihnen hängen — ach, da griff es mir mit Sehnsucht in die Brust und ich fühlte, wie selig auch ich werden könnte.“

„Von Dir allein hängt die Erfüllung dieses Wunsches ab!“ versetzte der Vater.

„Ja!“ fuhr die Gräfin Lucie fort, „denn Deine Aeltern, — stets mit Deiner Zukunft beschäftigt, — sahen sich für Dich um.“

„Sie hätten ....“ rief hier Wilhelm, dem bei diesen Worten eine finstere Ahnung aufstieg.

Die Mutter nickte mit großer Selbstbefriedigung und sagte in einem Tone, als ob sie ihrer kleinen Emma ein Kleid ausgewählt: „Wir haben Dir eine Braut aufgefunden!“

Wilhelm stand erstarrt. Die Gräfin aber fuhr mit jener entsetzlichen Ruhe fort: „Schön und liebenswürdig, reich und aus einer der ersten und ältesten Familien des Landes!“

Hier hielt sie inne, augenscheinlich auf den Dank und die freudige Bewegung des Sohnes wartend. Aber zu ihrem Staunen mußte sie hören, wie Wilhelm in dem Tone sanften Vorwurfs rief:

„Mutter! — Und Sie haben Ihr Kind nicht gefragt, ob seine Augen sahen wie die Ihren; ob sein Herz da mitfühlt, wo Ihres schlug?“

„Was soll das heißen?“ frug der Oberst erstaunt, während seine Gattin ebenso überrascht hinzusetzte:

„Sollte Hermine, die allgemein angebetete Gräfin von Wellenrode Deinem Geschmack nicht entsprechen?“

„Meinem Geschmack,“ entgegnete Wilhelm so rasch als entschieden, „wohl! — meiner Liebe nicht. Sie ist schön, reich, liebenswürdig — — — aber — — — —“

Wilhelm stockte; — der Oberst aber stand auf, seine Haltung war nicht mehr die eines Vaters, sondern jene des Commandirenden, und sich gebieterisch zu seiner Gattin wendend sagte er:

„Wir sehen uns an der Tafel wieder!“

Der feine Takt der Gräfin gebot ihr, sofort dem Wunsch des Gatten zu entsprechen. Aber sie durchschaute auch mit weiblichem Scharfblick des Sohnes Gemüthszustand, und sich entfernend sagte sie daher:

„Wilhelm! — Sei vernünftig, stoße Dein Glück nicht muthwillig zurück, und zerknicke nicht damit die Hoffnungen Deiner Aeltern!“

Nach der Entfernung der Gräfin und der Kinder trat ein augenblickliches Schweigen ein. Es war, als ob sich zwei Kämpfer zu gegenseitigem Angriff rüsteten. Dennoch zeigte sich nicht das geringste Feindselige zwischen Vater und Sohn, nur war der Oberst kalt und ernst, Wilhelm ruhig und entschlossen.

„Ich erwarte Dein aber!“ hub endlich Graf Wernig an.

„Ich liebe bereits!“ entgegnete Wilhelm.

„Und wen?“

Wilhelm hielt inne, dann trat er auf seinen Vater zu, ergriff mit Wärme dessen Hand, und sprach im Ton kindlichen Vertrauens:

„Vater, Sie sind ein Mann von Verstand, gerecht, gütig, voll Liebe zu mir — Sie wünschen mein Glück — und so werden Sie meine Wahl nicht tadeln, wenn sie auch gegen die Gebräuche der Welt, gegen die Vorurtheile der Menschen liefe.“

Aber das kindliche Entgegenkommen Wilhelm's schien auf den Oberst wenig gewirkt zu haben. Seine Stirn wurde finster und finsterer, als er frug:

„Wen liebst Du — wen?“

„Ein armes, aber braves Mädchen.“

„Von Adel?“

„Bürgerlich."

„Gib den Gedanken auf!" versetzte hier der Oberst kalt und ruhig. „Ich will Dir die Wellenrode nicht aufzwingen, Du magst eine andere Dir Ebenbürtige nehmen, — nie aber willige ich in eine Verbindung mit einer Bürgerlichen."

Abermals folgte hier eine Pause. Wilhelm bedurfte der Sammlung, um das innere Gleichgewicht nicht zu verlieren und dem Vater mit Würde und Leidenschaftslosigkeit antworten zu können. Endlich sagte er:

„Es ist unmöglich, daß auch Sie an den abgeschmackten und veralteten Vorurtheilen der Zeit hängen. Sie haben unglückliche Ehen, sittenlose Gatten genug gesehen. Sie waren sicher Zeuge, wie die schönsten weiblichen Blüthen dahin welkten, weil ihnen die Seele des Lebens, die Liebe, fehlte. Sie sahen aus braven Männern Schurken werden, weil sie sich verrathen fanden. Unter Ihren Augen erstand, kränkelnd an Geist und Seele, ein mattes Geschlecht, von Aelternliebe entblößt, die Frucht berechneter Verbindungen. Aeltern rangen verzweifelnd ihre Hände an dem Grabe selbstgemordeter Kinder! — Kinder fluchten ihren Aeltern, die kalt ihr Glück gemordet! und all — all dies Elend, das wie eine Seuche über die weite Erde fährt, das

mit seinem tödtlichen Hauche das geträumte Glück vieler hoffender Seelen tödtete — es ist die Folge — erzwungener Ehen."

„Mein Sohn," — versetzte der Oberst fast feierlich, „nimm die Versicherung, daß ich Deine Begeisterung für das Wohl der Menschheit achte. Aber — ich habe für mein Verfahren Gründe, triftige Gründe! — Es handelt sich von Deinem Glücke in einer Beziehung, die Du nicht ahnst, nicht ahnen darfst. Du mußt eine Ebenbürtige als Gattin heimführen!"

„Als Graf Wernig muß ich es!" entgegnete Wilhelm ebenso feierlich. So könnte ich ja wohl als „„Wilhelm Wernig"" eine Bürgerliche heirathen?"

„Was? — Wie?" — rief der Oberst erblassend. — „Ich verstehe Dich nicht."

„Wenn ich als **Graf** Wernig nicht glücklich werden soll," wiederholte Wilhelm mit großer Ruhe, „steige ich herab, lege die Grafenkrone zu Ihren Füßen und erkaufe um diesen kleinen Preis mein Paradies!"

„Gerechtigkeit des Himmels!" murmelte hier der Oberst erschrocken für sich, und wiederum schien es,

als tauchten Erinnerungen in seiner Seele auf, die ihn finster und peinlich erfaßten; — Erinnerungen, die ihn das Widerstreben des Sohnes fast wie den Fluch einer bösen That ansehen ließen. Wilhelm aber trat seinem Vater vertraulich näher, nahm seine Hand und sprach:

„Vater! nicht die Minute entscheide über das Schicksal zweier Menschenleben. Erlauben Sie mir, daß ich Sie über diesen Gegenstand wieder sprechen darf?"

„Nein, nein!" — rief der Oberst. „Fordere Alles von mir — Alles — nur folge hier meinem Willen. Ich schwöre es bei dem ewigen Gott ...."

Hier unterbrach ein eintretender Diener das Gespräch, indem er den Feldwebel Weiß anmeldete.

„Soll warten!" rief der Oberst unwillig; — Wilhelm indessen kam die Unterbrechung wie gerufen. Er fühlte, daß sie Beide jetzt zu erregt seien, um über diesen wichtigen Gegenstand weiter sprechen zu können. Rasch ergriff er daher Hut und Stock und schied mit den Worten:

„Bei Ihrer Liebe zu mir, — heute kein Wort mehr hievon!"

Der Oberst war allein. Aufgeregt ging er mit großen Schritten im Zimmer hin und her. Es stürmte,

es kämpfte in seinem Innern. Endlich blieb er vor einem Tisch stehen, stützte die linke Hand auf denselben, strich sich mit der Rechten über Stirn und Augen und sagte halblaut für sich hin:

„Woher diese Aufregung? — Will das künstliche Gebäude, das Werk einer jahrelangen Arbeit plötzlich zusammenstürzen?! — Es sind beinahe dreißig Jahre verflossen, seitdem ich hierher kam; dreißig Jahre ehrenvoll, streng rechtlich verlebt; — dreißig Jahre, in welchen kein Flecken meinen Ruf verdunkelte. Ich war und bin geachtet, ich stehe fest gegen eine Welt. — Längst vergessen hatte ich selbst, was mich düster aus der Jugend angähnte, ich war ruhig und zufrieden — da rüttelt der eigene Sohn an den morschen Säulen, sie wanken und drohen zu stürzen. Ha! — und Feldwebel Weiß? — der Name ist mir fremd, und dennoch ruft mir, so oft ich ihn sehe, eine innere Stimme zu — Du kennst ihn! — kennst ihn von früher — **aus jenen Zeiten!** — Wie ein höllischer Dämon verfolgt mich oft sein Gesicht — — — und dennoch, was thatest Du denn? — Ist es ein Verbrechen, der todten Schlange ihr buntes Kleid zu rauben?"

Und bei diesen Worten richtete sich der Oberst kühn empor, seine Hand ergriff entschlossen die Schelle

und mit streng militärischem Tone herrschte er dem Diener zu:

„Feldwebel Weiß!“

Es war sonderbar; da stand der Graf, — der Günstling des Herzogs, — der Oberst, vor dem so viele Menschen in der sclavischen Unterwürfigkeit militärischen Gehorsams zu Nichts verschwommen; — da stand der Mann der Rechtlichkeit, des Geistes, des Verdienstes — da stand er hoch aufgerichtet wie ein siegreicher Feldherr, — — und doch brach in der Minute, die zwischen dem Weggehen des Dieners und dem Erscheinen des Feldwebels lag, die erzwungene Festigkeit, die erkünstelte Größe innerlich zusammen, wenn auch Haltung und Mienen so wenig schwankten und wechselten, wie an einer marmornen Bildsäule.

Was war es denn, das so vernichtend in diese starke Seele griff? — Nichts! nichts als eine Kleinigkeit für Staatsmänner und so manche „große Geister“ — es war das Erwachen eines unruhigen Gewissens, — es war „der Fluch der bösen That.“

Lagen auch Jahrzehnte hinter ihm, auf die er stolz sein durfte, — tief, tief aus der Nacht der Vergangenheit blickten Gestalten auf, die er fürchten mußte, und wie er sich auch bemühte, diese gespensterischen Gebilde

aus seinem Gedächtnisse zu wischen, immer kamen sie wieder, — und immer stand eine darunter mit den Zügen dieses unseligen Weiß.

Peinliches Spiel des Zufalls, dachte der Oberst, als in diesem Augenblick der Feldwebel eintrat und in einiger Entfernung, militärisch grüßend, stehen blieb.

Indessen bei den zahllosen Menschen, die dem Oberst vor Augen kamen, wie leicht mußten sich da wiederkehrende Aehnlichkeiten finden, und außerdem war es bei näherer Untersuchung Täuschung, denn jene verwitterten Züge, — jenes freche hämische Lächeln, paßte nicht zu den Larven in seiner Brust.

Alle diese flüchtigen Bemerkungen hatten eine Minute des Schweigens in Anspruch genommen, in welcher sich beide Männer unbeweglich gegenüber gestanden.

Endlich glaubte sich der Oberst sicher, er frug daher in kategorischer Weise des Commandos:

„Name?"

Aber plötzlich war es, als ob vor des Grafen Augen alle Gegenstände in einander verschwämmen, ein gelbes Licht, gleich einem höllischen Widerschein, — die Umgebung erhelle, — der Boden unter seinen Füßen wanke, und jene dämonischen Gestalten der Vergangenheit in

tollem Siegestanz um ihn schwebten, den Namen wiederholend, den der Feldwebel genannt.

„Lau.... Lau.... Lauer?“ stotterte der Oberst leichenblaß.

„August Lauer!“ sagte noch einmal mit teuflischem Lächeln der Unteroffizier. „Ja! August Lauer. Anno 1812 unter diesem angenommenen Namen mit dem jetzigen Grafen von Wernig in Diensten des todten. Seit einem Jahre unter meinem rechten Namen Feldwebel in herzoglichen Diensten.“

Es war geschehen! Der kaum möglich gedachte Schlag war gefallen. Alles! Alles! Ehre, Familie, Vermögen .... Alles stand auf dem Spiel. Hier galt es Entschiedenheit und Geistesgegenwart. „Und“ — sagte daher der Oberst mit erzwungener Würde, — „was ist Deine Absicht?“

„Die ist sehr einfach!“ entgegnete Lauer. — „Mein Glück will ich machen, wie Du!“

„Wie ich?“ wiederholte der Graf mit unsicherer Stimme, sich an der Lehne des Sopha's haltend. — „Warum das teuflische Lächeln bei diesem gedehnten „wie Du?!“ — O, ich verstehe Dich, Deine schwarze, boshafte Seele triumphirt, weil sie Verbrechen zu wittern glaubt, durch deren Enthüllung Du einen Deiner

Mitmenschen zu verderben denkst, wenn er nicht bereitwillig Deinen schmutzigen Leidenschaften dient. Aber Du irrst. Das Geheimniß, dessen Mitwisser Du bist, beruht auf ..."

„Ich will nicht wissen, auf was es beruht!" fiel hier Weiß ein. „Mir ist die Ueberzeugung genug: daß Dir Alles an meinem Schweigen gelegen sein muß. Als Gemeine dienten wir unter Graf Wernig; Du warst bürgerlich, wie ich es noch bin. Ein Duell hatte Dich angeblich damals von der hohen Schule vertrieben und genöthigt, Deine Weisheit und Bildung — trotz Deinem Widerwillen vor uns ordinären Menschen — unter gleich grober Uniform zu verbergen. Aber diese wenigen Kenntnisse vermochten nicht Dich in unseren Zeiten einem so glänzenden Ziele zuzuführen. Auch habe ich, als ich Dich hier wiederfand und erkannte, geforscht und erfahren: daß Du vor dreißig Jahren, also wenige Zeit, nach welcher wir uns getrennt, schon reich und als ein Graf von Wernig an diesen Hof kamst."

„Höre mich, Lauer! ...." sagte der Oberst, der den ungeheuren Seelenkampf nicht verbergen konnte, der in seiner Brust tobte.

„Ich will nichts hören!" — wiederholte Weiß gebieterisch. „Nicht Mitwisser um Deine Verbrechen

will ich sein. Aber benutzen will ich zu meinem Vortheil die Macht, die mir nun über Dich gegeben ist. Ich schweige — wenn Du meine Forderungen erfüllst."

„Und diese sind?" frug erleichtert der Oberst.

„Für den Augenblick nur das Patent als Lieutenant!" sagte mit kaltem, grinsendem Lächeln der Unteroffizier.

III.

Die Audienz.

„Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld; da ihr Disteln ausgesäet,
Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Cäsar ficht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es sattsam groß und weit.

Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben fahre in den Stein."

Wiener Poet.

Die Stunde, die für die Audienz festgesetzt war, welche der Herzog dem jungen Grafen von Wernig bewilligt, rückte immer näher heran. Der Gedanke an sie lastete schwer auf dem Herzen des jungen Mannes. Nicht, als ob er sich gefürchtet, Auge in Auge mit dem Regenten zu stehen, nein! darauf freute er sich, und er war ja gerade entschlossen, sie zu einer ganz freien Dar-

legung seiner Gesinnungen zu benutzen. Aber ein Anderes war es, ob der Fürst auch auf seine Ideen eingehen werde.

Ist es doch der Fluch der Fürsten und der ganzen Menschheit von jeher gewesen, daß sie, durch ihre Umgebung mißleitet, dem Volke entfremdet und über dessen wahren Willen und seine Bedürfnisse belogen wurden.

O daß die Großen das Wort nicht hören: „Willst Du ein großer Mann sein, so vergiß, daß Du Fürst bist!“ Aber sie sind Menschen, und gerade auf dem wichtigsten Posten lernen sie, verhindert durch ihre Lage und Umgebung, die Menschen — am wenigsten kennen.

Solche Gedanken beschäftigten Wilhelm in den Augenblicken, die jener entscheidenden Stunde vorangingen. Er dachte dabei unwillkürlich an den großen deutschen Cardinal, der einst zu Pius VI. sagte: „Sie sind nun Papst und hören zum letzten Male die Wahrheit. Schmeichler werden Sie zum großen Manne machen; erinnern Sie sich manchmal, daß Sie zuvor ein unwissender, eigensinniger Mensch waren, und nun leben Sie wohl, ich eile, Ew. Heiligkeit anzubeten!“

Hatte Wilhelm auch vor einen verdienstvolleren Fürsten zu treten, so wußte er doch, wie weit selbst dessen kühnste Schritte noch hinter den gerechten Forderungen

der Zeit zurückblieben. Er wußte, daß er, bei manchem Guten doch schwach und ehrgeizig sei, und gerade darum von dem Wenigen, was er für die Menschheit gethan, glaubte, er habe sich grenzenlose Verdienste erworben; — er wußte, daß weiblicher Einfluß das Land verderbe und daß seine Hoheit, als Erdengott, seiner Zeit sicher statt: „Adam, wo bist Du?" gerufen hätte: „Eva, wo bist Du?"

Aber Eines wußte Wilhelm nicht: die Geschichte mit dem Apollotempel.

Während nun der junge Mann hochklopfenden Herzens dem Palaste zuschritt, saß der Herzog in seinem Arbeitszimmer und ließ sich vom Geheimerath Fahnenberg Vortrag halten.

Die meisten Geschäfte waren bereits erledigt und Hoheit schienen in der That ermüdet, denn sie frugen:

„Sind wir zu Ende?"

„Nur noch Weniges, Durchlaucht!" entgegnete Fahnenberg mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, indem er dem Herzog eine Schrift überreichte. „Dies ist eine Eingabe des Ministeriums, in welcher es auf Antrag des Consistoriums die darin genannten drei Bücher verbietet. Es erwartet Eurer Durchlaucht Genehmigung."

„Enthalten denn diese Bücher so gar schlimme Sa-

chen?" frug der Fürst. „Ich will erst selbst hineinsehen. Tragen Sie Sorge, daß ich dieselben auf meinem Zimmer finde. Es hat das Verbieten der Bücher nicht nur so etwas Gehässiges — es ist auch wenig diplomatisch. Der größere Theil des Volkes würde jene Schriften oft gar nicht beachten, wenn wir nicht selbst Sorge trügen, sie durch unser ängstliches Verbieten zu empfehlen. — Weiter. — Was haben Sie noch?" —

„Unterthänige Bitte des Kriegsministeriums um Unterzeichnung eines Lieutenantpatents für Feldwebel Weiß."

„Ist einer meiner Offiziere gestorben?"

„Ich wüßte nicht."

„Warum alsdann die Beförderung!"

„Herr Oberst von Wernig hat hier in diesem Bogen die Gründe angegeben. Wollen sie Durchlaucht einsehen!"

„Bewahre!" entgegnete der Herzog. „Hat Oberst Wernig Gründe angegeben, so sind sie auch triftig. Ich wünschte, alle meine Staatsdiener erleichterten mir auf die Art Wernig's das Regierungsgeschäft. Von seiner Einsicht und Rechtlichkeit überzeugt, habe ich nicht nöthig, stets das langweilige Für und Wider durch-

zugehen und ich darf getrost seine Bitte gewähren, ohne daß ich Gefahr laufe, unrecht zu handeln."

Und dies sagend nahm der Herzog das Papier und unterzeichnete. Sobald Fahnenberg das Patent zurückerhalten, sagte er unter einer abermaligen Verbeugung:

„Durchlaucht sind nun zu Ende!"

„Schön, lieber Fahnenberg!" entgegnete der Fürst, indem er sich erhob, — „wenn noch Jemand im Vorzimmer ist, lassen Sie ihn eintreten, und daß namentlich der junge Graf Wernig sogleich vorgelassen wird."

Der Geheimerath verabschiedete sich hierauf und verließ, indem er mit kleinen Schritten und unter beständigen Bücklingen rückwärts bis zur Thüre schritt, das Arbeitszimmer des Herrn. Der Herzog, vom Sitzen ermüdet, ging einige Male auf und ab. Die Hände auf dem Rücken, sagte er dabei für sich hin:

„Ich freue mich auf den jungen Mann. Es soll ein offener Kopf sein!" — Aber in derselben Minute schien ihm Etwas einzufallen. — „Bald hätte ich vergessen, daß ich noch andere Staatsgeschäfte habe!" rief er, vergnügt lächelnd, und schellte dem Diener. „Dies Päckchen ist an seine Adresse zu befördern!" sagte er

dann und übergab dem Lakai ein kleines Etuis, mit welchem sich dieser sofort entfernte.

„Ich will sehen, welche Wirkung der Schmuck und mein Billet machen," fuhr er dann fort. „Hilft Beides nicht, versuche ich, was meine Person kann. Die Alte schien mir zugänglich, wenn nur Ottilie nicht die Spröde spielt. Jeder Gedanke an sie bringt mich in Aufregung. Ihr Bild begleitet mich unaufhörlich und ich fühle in meiner tiefsten Seele, daß ich sie heiß und glühend liebe. Ich werde Alles aufbieten und sollte ich Tausende verschwenden. — Tausende? Wenn aber Dein Geld verachtet würde?" Der Herzog hielt inne. Sichtbar verletzte ihn ein bitterer Gedanke und wirklich murmelte er zwischen den Zähnen:

„Verwünscht, daß der Wille des Herrschers oft dem kindischen Eigensinn eines Mädchens weichen muß."

Das Eintreten eines Dieners unterbrach sein Selbstgespräch. Als aber Graf Wernig, der Sohn, angemeldet wurde, sprangen seine Gedanken rasch über und er befahl mit wohlwollender Miene, den jungen Mann vorzulassen. Als Wilhelm eingetreten, ging ihm der Herzog freundlich einige Schritte entgegen und sagte:

„Sie sind mir willkommen, Herr Graf. Ich habe mich auf Ihren Besuch gefreut."

Eine leise Verbeugung verrieth zugleich des jungen Mannes Anstand und Selbstbewußtsein. Dann sagte er in bescheidenem, aber festem Tone: „Diese Stunde, Durchlaucht, ist eine der schönsten und wichtigsten in meinem Leben, denn ich stehe vor einem Regenten, welcher den Geist der Zeit aufgefaßt, der, mit klarem Auge vorwärts blickend, das Wohl seines Volkes in dessen fortschreitender Bildung findet."

Der Herzog lächelte zufrieden und sagte: „Ich bin mir wenigstens bewußt, das Gute zu wollen und suche mein Wohl nur in dem meines Volkes."

„Beglückender Standpunkt!" versetzte Wilhelm, „beseligender Beruf! O wie voll, wie groß muß Ihr Herz schlagen, wenn Sie dem Lande eine neue Wohlthat geschenkt; wenn Sie denken können: jetzt zollen Tausende mir ihre Freudenthränen, und spät bis in die fernsten Zeiten wird die Nachwelt mich segnen!"

Die Blicke des Herzogs ruhten bei diesen Worten mit Wohlgefallen auf der schönen Gestalt des Jünglings, dann setzte er seinen Gang fort und erwiderte:

„Nicht dem Fürsten allein blühen diese Freuden; oft, sehr oft, ist es seiner Umgebung, seinen Ministern vorbehalten, sie zu pflücken. — Auch Ihnen, junger Mann, ist eine Stelle zugedacht, welche einflußreich,

wichtig ist. Sie bindet Sie an mich und hält Sie in meiner nächsten Umgebung. Wir aber sind alle Menschen und auch Fürsten haben Schwächen, können irren, sich täuschen. Es wird daher Ihre Pflicht sein, mich stets strenge Wahrheit hören zu lassen und mich unter jeder Bedingung an das Wohl des Landes zu erinnern."

„Die Huld Eurer Durchlaucht," sagte Wilhelm freudestrahlend, „ gewährt mir durch diese Stellung den heißesten Wunsch meiner thatdurstigen Seele. Aber eben darum darf ich Ihr Vertrauen nicht täuschen; meine Ansichten von Völkerglück weichen vielleicht von den Meinungen anderer Staatsdiener ab, und da ich denselben in jeder Lage gleich bleiben werde, so halte ich es für meine Pflicht, sie Eurer Durchlaucht vor meiner Anstellung darzulegen."

Der Herzog nickte freundlich mit dem Kopfe, setzte sich nieder und Wilhelm fuhr fort:

„Kein Schwärmer, Durchlaucht, kein Demagoge, kein wüthender Republikaner steht vor Ihnen — nicht den Himmel möchte ich auf die Erde ziehen — aber pflanzen möcht' ich auf der Erde für den Himmel. Es ist der Menschheit hohes Ziel, die Bildung edlerer Natur, in stetem Streben nach der Gottheit Bild. Frei steigt der Geist, entfesselt von der Trägheit Banden, —

hinab, — Jahrhunderte hinab, — und dringt durch Nebel zu der Wahrheit Quelle, und aufwärts schwingt er sich, nichts fügt ihn Raum und Zeit, der Weisheit Fackel an dem ewigen Licht zu zünden. Da wird er sich bewußt, daß, unbegränzt und göttlich, im schrankenlosen Streben, es ihm gegönnt, die Ideale geist'ger Größe, irdischen Glücks sich selbst zu schaffen in der Wirklichkeit. Jetzt greift er freudig in des Lebens Treiben, er folgt dem Drange der Begeist'rung gern, schon sieht er gold'ne Früchte reichlich prangen, ein schöner Lohn für ihn und seine Zeit — — da greift mit des Gesetzes Macht und Strenge ein Herrscher ihm nach seiner Frucht und spricht: das Glück zu ahnen, sei Euch gern erlaubt, doch die Erkenntniß dürft Ihr nimmer pflücken."

„Sind Sie nicht ungerecht?" — unterbrach hier sanft der Herzog den begeistert Sprechenden. — „Wenn dies Verbieten nun väterliche Sorge wäre? — wenn man dem Kinde nur die Frucht, die unreif ist, entwände?"

„Mein Fürst!" entgegnete Wilhelm hier voll Wärme, „verkennen Sie mich nicht. Der reife Geist greift nur nach reifen Früchten. In unserem Deutschland, im schönen, paradiesisch schönen deutschen Reiche, hat sich die Masse selbst gebildet. Wir wissen es Dank

den vielen Höfen, daß sie vielseitige Bildung in das Volk gebracht; die Fürsten achten wir, die der Gesetze Macht vertreten. Ein Band umschlinge sie und ihre Völker und Deutschland zeige sich wieder groß, — groß, wie es nicht war, seit der Ottonen Zeiten. Es weht ein Geist durch unsere Gauen, der lange uns gefehlt; die gift'gen Nebel fliehen, das Ausland selbst tritt achtungsvoll zurück, denn die Nation der Deutschen ist erstanden."

„Es ist ein schöner Aufschwung, der das Volk ergriffen," bestätigte der Fürst. „Wir sahen ihn gerne, denn er zeugt für das Bewußtsein inn'rer Kraft."

„Und Bürgschaft ist er für der Fürsten Throne!" fuhr Wilhelm glühend fort, „Kronen — können Armeen nicht und nicht Kanonen schützen, — die Liebe nur, die Fürst und Volk umschlingt und jenes Hochgefühl der Nationalität vermögen Deutschland vor des Auslandes Uebermuth, vor seiner Herrschgier zu bewahren."

„Nicht täusch' ich mich hierin. Kein oberflächlicher Gedanke, kein dunkler Glaube ist's und kein Gebilde überreizter Phantasie. Es hat sich die Kultur gewaltig aufgeschwungen und rege wurde das Verlangen nach den Idealen der Menschenbrust: nach Geistesfreiheit

und Gerechtigkeit. Der Deutsche will nicht Anarchie, nur seine Rechte muß er gesichert wissen; sein Geist ist reif, drum mögen ihm die Fürsten der Kindheit Fesseln abnehmen und ihm freies Wort und freie Schrift gewähren."

Wilhelm hielt inne, sein Herz pochte allgewaltig; — er fühlte, daß er viel, — vielleicht zu viel für das Glück seiner Zukunft gesagt hatte. In der That stand auch der Herzog auf. Der Ausdruck seiner Züge blieb indessen derselbe und mit ernstem, aber mildem Tone sagte er:

„Es ist genug. Wir wollen es bedenken. Was ich aus Ihrem Munde hörte, junger Mann, hat mich erfreut. Ich mag es leiden, wenn die Jugend braust, wenn auch excentrisch, bringt sie Impulse doch für große Thaten. Wir sprechen weiter über diesen Stoff und werden schon die richt'ge Mitte finden. Zum Abschied die Gewißheit Ihrer Anstellung." Und dies sagend grüßte der Fürst den Jüngling mit einem leisen Neigen des Kopfes und verließ das Zimmer.

IV.

Leidenschaften.

„Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft,
Oft spricht Vernunft, weit öfter Leidenschaft,
So sind sie seit sechstausend Jahren!“

Als Wilhelm den Palast des Herzogs verlassen hatte, war es ihm wunderbar zu Muthe. Sein Herz war noch so voll und die Zeit, es auszuschütten, war so schnell vorübergerauscht. Indessen nahm er doch eine Beruhigung mit sich. Er war gewiß, daß ihn der Herzog nicht mißverstanden. Freilich mußte ja dem Ohr des Fürsten eine solche Sprache fremd klingen, doch hoffte er in seiner neuen Stellung Zeit und Gelegenheit zu finden, sie ihm vertrauter zu machen. Dann! dann! — so träumte seine jugendlich erregte Phantasie, — dann wollte er die Gluth für's Wohl des Vaterlandes in

seiner Seele schüren, bis sie begeistert an den Himmel schlage.

In solchen Gedanken verloren ging Wilhelm seiner Wohnung zu.

Aber in dem Hause des Grafen von Wernig schien in der nächsten Zeit Alles anders geworden zu sein. Der Oberst hatte seine sonstige Festigkeit ganz und gar verloren. Was er in diesem Augenblicke wollte, bestellte er im nächsten wieder ab; — seine Stimme, sonst so entschieden und befehlend, ward jetzt manchmal zitternd, ja sogar weich, — dann aber ward er wieder plötzlich leidenschaftlich, was sonst nie der Fall gewesen, und von einer außerordentlichen Gereiztheit seines innern Menschen zeugte. Dazu kam, daß er, der sonst keine Minute unthätig sein konnte, jetzt oft halbe Stunden lang regungslos dastand und, in tiefe Gedanken versenkt, starr vor sich hinblickte. In solchen Momenten schien es dann oft, als bewegten sich seine Lippen und er spreche mit unsichtbaren Wesen.

Eine solche gänzliche Umwandlung konnte der Gräfin nicht entgehen. Wenn sie aber besorgt nach der Ursache frug, schützte der Oberst unangenehme Geschäfte vor und brach das Gespräch rasch ab.

Wie natürlich übertrug sich nun die Mißstimmung

auch auf die Gräfin; während ihr andererseits nicht verborgen bleiben konnte, daß selbst ihre Tochter Sophie eine auffallende Unruhe und Verstimmung an den Tag legte.

Der Comtesse war nämlich etwas zugestoßen, was sie außer sich brachte. Seit einiger Zeit kam der neuernannte Lieutenant Weiß sehr häufig in das Hotel des Grafen von Wernig, und verweilte dann regelmäßig kurze Zeit bei dem Oberst, der sich jedes Mal mit diesem, für Sophie unausstehlichen Menschen einschloß.

War nun auch die Tochter des Grafen bemüht, den Lieutenant zu vermeiden, so konnte sie ihm doch nicht immer entgehen, und bei einer dieser Gelegenheiten hatte der Unverschämte die Frechheit gehabt, ihr eine Liebeserklärung zu machen. Zwar hatte Comtesse Sophie ihn nicht angehört, aber schon der Gedanke an diese ihr unerhört scheinende Kühnheit peitschte ihr hochadliges Blut zu schäumenden Wellen. Die Sache indignirte sie in der That so furchtbar, daß sie dies Vorkommniß aus Scham nicht einmal gegen die Mutter erwähnte.

Weiß indessen blieb beharrlich. Er war weit davon entfernt, zu lieben; aber er suchte ein Band, das ihn so recht eng und innig an das Schicksal seines alten Kame-

raden knüpfen könne. Nicht übel wäre es, dachte er dabei, wenn das Diamantschloß dieser gold'nen Kette ein so liebliches Mädchen würde. Soviel hatte er indessen eingesehen, daß er als Bürgerlicher nie an eine Verbindung der Art denken dürfe. Er brütete also über das „Wie" der Ausführung, dann trat er entschlossen vor den Oberst.

Hier sagte er nun, als bei der nächsten Gelegenheit der Oberst ihm vorhielt, daß er sein ganzes Glück, seine Ruhe und seinen Frieden zerstöre, mit der ihm eigenen grenzenlosen Frechheit:

„Was Deine Ruhe und Dein Glück betrifft, so ist weder das Eine, noch das Andere gefährdet, sobald Du vernünftig und gegen mich gerecht bist. Uns Beide hatte das Schicksal einst gleich gestellt. Nach einem Zeitraume von beinahe dreißig Jahren finde ich Dich wieder; — ich bin, von dem Unglück verfolgt, noch immer im Staube — Dich hat das Glück bis zu den Schwellen des Throns erhoben. Wie Du der Fortuna unter die Hände gegriffen, will ich nicht untersuchen. Ich weiß genug, um Dich und Deine ganze Familie mit einem Wort nicht nur zu stürzen — nein, zu zermalmen. Ich glaube übrigens ein Recht zu haben, mit Dir zu theilen, doch darfst Du für Dein Vermögen nichts

fürchten; ich werde mein Ziel auf legitimem Wege erreichen, wenn Du außerdem noch einige Gefälligkeiten, die Dir indessen nichts kosten, für mich gehabt haben wirst."

„Alles — nur keine Ungerechtigkeit!" entgegnete der Oberst in jener Unschlüssigkeit und Zerknirschung, die sich, diesem Menschen gegenüber, immer seiner bemächtigte. „Alles — nur keine Ungerechtigkeit!"

Weiß lachte laut auf und rief: „Ei, ei — seit wann so streng rechtlich?"

Das war zu viel. Der Oberst, in seiner Ehre angegriffen, erblaßte. In diesem Augenblick fühlte er mit einem Male seine ganze Würde, gegenüber einem Elenden. Zornflammend rief er daher im Tone militärischer Despotie:

„Lieutenant! vergessen Sie nicht — ich bin Ihr Oberst!"

„Und ich, Oberst!" entgegnete mit eisiger Kälte und einem furchtbaren Blick der Lieutenant, — „und ich bin Ihr Herr!"

Der Oberst stand vernichtet. Es fehlte in der That nicht viel und der Graf wäre in Thränen ausgebrochen, so furchtbar kränkte den sonst edlen Mann die Schmach, ein solches Joch tragen zu müssen, ohne es abschütteln

zu können. Endlich, nach einem langen, inneren Kampfe, sagte er gefaßt:

„Was verlangen Sie noch?"

„Eine Kleinigkeit," meinte Philipp, „die Dir sehr leicht wurde, zu erlangen, und Dich daher auch wenig Mühe kosten wird, für mich zu erhalten."

„Und die wäre?"

„Der Adel."

„Sind Sie von Sinnen? Bin ich der Herzog?"

„Sein Freund wenigstens."

„Was sollte der Fürst denken, wenn ich heute mit der Bitte kommen würde, den Mann in den Adelstand zu erheben, den ich erst jüngst zum Lieutenant avanciren ließ?"

„Was er denkt, ist mir gleich," entgegnete Philipp. „Ich muß den Adel haben, weil ich nur vermittelst des kostbaren Wörtchens „von" um meine schöne Angebetete werben kann. Uebrigens sollst Du ja ein bedeutender Diplomat geworden sein, und bei solchen Befähigungen kann Dir die Sache nicht schwer werden. Sage dem Fürsten, daß ich Dir einst das Leben gerettet, — dem Staate vor Jahren geheime, wichtige Dienste geleistet — mein Himmel! lüge Etwas ....."

„Lieutenant!" fuhr der Oberst abermals auf.

Philipp blieb kalt wie Eis. „Entschuldigen Sie, Herr Oberst, meine Offenheit," sagte er dann, diabolisch lächelnd; „aber so viel ich mich erinnere, heißen Sie nicht Graf von Wernig, — sondern . . . ."

„Um Gottes Willen, schweige!" rief hier der Oberst, sich ängstlich umsehend.

„Und der Adel?" wiederholte Philipp lauernd.

Graf Wernig ging einige Mal im Zimmer heftig auf und ab, alsdann blieb er dicht vor dem Lieutenant stehen und sagte mit so viel Ruhe, als er aufbieten konnte:

„Aber seien Sie doch vernünftig, Herr Lieutenant, fordern Sie nicht das Unmögliche. Ich will Ihnen gerne Alles geben, was in meiner Macht steht. Wollen Sie Geld — viel Geld?!"

Philipp schüttelte den Kopf. „Danke, Herr Oberst. Jetzt genügt mir noch meine Lieutenantsgage und ehe ich heirathe, werde ich mindestens Hauptmann sein."

Jetzt riß dem, bisher an unbedingten Gehorsam und Unterwürfigkeit gewöhnten Mann die Geduld. Die Gluth des Zornes deckte sein Gesicht und, auf den Boden stampfend, daß die Sporen klirrten, rief er: „Oder degradirt und aus dem Lande gejagt!"

„Hm!" brummte Weiß mit einer Ruhe und Kälte,

die den Oberst eben so schnell entwaffnete, als ihn der Zorn angeflogen. „Dann würden Philipp Lauer und Johann Kraut, der jetzige stolze Graf Wernig, die Gränze zugleich passiren. — Wähle, — entweder verschaffst Du mir binnen acht Tagen den Adel, oder ich bitte um eine geheime Audienz bei Seiner Durchlaucht. Damit empfohlen!" Und militärisch grüßend verschwand der Unverschämte in der Thüre.

Der Oberst aber brach zusammen und sich mit feuchten Augen in einen Sessel werfend, rief er, die geballten Hände vor die Stirne schlagend:

„O Gott! Du bist gerecht! Du hast als Geissel diesen Schurken mir gesandt. Ja! wehe dem, der auch nur einmal dem Bösen seine Hand gereicht, nicht söhnt er seine That durch tausend Opfer aus, ein blut'ger Faden zieht dämonisch sich durch's Leben und höllische Gestalten leiten ihn unsichtbar, sein Haupt umschwebend in immer engeren Kreisen, bis ihre kalte Hand ihn erst erfaßt und niederreißt in der Verdammniß Reich!" — —

Während auf solche Weise ein finsterer Dämon durch das Haus des Grafen zog, trübte sich auch über Wilhelm's Haupt der Himmel immer mehr. Die definitive Anstellung ließ auf sich warten, und auch des Vaters konnte er trotz aller Mühe nicht mehr habhaft werden.

Auch war die Stimmung des Obersten der Art, daß Wilhelm nicht wagen durfte, ein Gespräch wieder anzuknüpfen, das nur bei der besten Stimmung im Entfernten auf einen guten Erfolg rechnen konnte. Aber wäre dies nur das Einzige gewesen, was ihn bedroht. O! es hing ein viel schwereres Gewitter über seinem Haupte.

Es war ein schöner Abend, als Ottilie von dem Besuche bei einer Freundin zurückkam. Als sie ihrer Stube ganz nahe gekommen, so daß sie die Tante bemerkt, schloß diese die Thüre zum Nebenzimmer, indem sie unter unzähligen Verbeugungen sagte:

„Ich höre Ottilie kommen. Ich werde Alles nach Befehl einrichten. Gott! Gott! wo steht mir mein Kopf! wer hätte sich solche Ehre träumen lassen!“ —

In diesem Augenblick trat Ottilie ein.

„Guten Abend, Tante!“ sagte sie niedergeschlagen.

Frau Weiß, deren Verlegenheit jeder andere Mensch sogleich entdeckt haben würde, frug, um diese zu verbergen, nach der Ursache der Mißstimmung ihrer Pflegetochter.

„Hab' ich nicht Ursache genug dazu?“ frug Ottilie, sich eine Thräne aus den schönen Augen wischend.

„Wie so, mein Kind, wie so?“ stotterte die Alte.

Ottilie schwieg einige Minuten, dann sagte sie:

„Ich habe Wilhelm auf meinem Spaziergange getroffen — und — —“

„Nun?“

„Sein Vater hat sich ganz bestimmt gegen eine Vereinigung mit mir erklärt.“

„Gott sei Dank!“ platzte bei diesen Worten Tantchen Weiß heraus.

„Gott sei Dank?“ wiederholte Ottilie erstaunt. „Sie haben mich wohl nicht verstanden? Der Oberst ...“

„Doch, doch, mein Kind!“ rief die Alte, ängstlich nach der Thür blickend, „ich meine nur, Gott sei Dank, daß wir wissen, woran wir sind.“

„O ich dachte mir es wohl,“ seufzte Ottilie und weinte still nach.

„Ei was!“ meinte Frau Weiß, „wenn er nicht will, so läßt Du den Sohn laufen. Du bist schön, liebenswürdig .....“

„Tante!? — Ich kenne Sie nicht mehr,“ unterbrach, mit schmerzlichem Blick aufsehend, das Mädchen die Sprechende. — „Sonst waren Sie für Wilhelm so eingenommen.“

„Sonst und jetzt ist zweierlei. Damals hattest Du keine weiteren Anbeter, jetzt gibt es vielleicht einen Besseren, der Dich liebt.“

Ottilie staunte immer mehr. Dann stand sie ruhig auf und sagte entschieden:

„Gute Nacht, Tante!“

Frau Weiß erblaßte. „Wo willst Du hin, es ist erst sieben Uhr!“

„Wenn ich bleiben soll,“ bat Ottilie, „so verschonen Sie mich mit der Erwähnung jenes Unbekannten. Ich liebe Wilhelm, das wissen Sie, und werde ihn ewig und unter allen Verhältnissen lieben. Hätte übrigens der Unbekannte, — ich will hoffen, daß er dies auch für Sie ist, — keine schlechten Absichten, so würde er öffentlich auftreten, und nicht mit kostbaren Geschenken den Weg zu meinem Herzen bahnen wollen.“

„Er liebt Dich wahrhaft und heiß!“ fuhr die Alte in allzugroßem Eifer heraus.

Ottilie bebte erschrocken zusammen und stotterte: „Also kennen Sie ihn?“

Frau Weiß nickte. Ihr Gesicht war blutroth. „Er hat sich mir entdeckt und bittet Dich, ihn nur einmal zu sehen, zu sprechen.“

„Nimmermehr!“ rief Ottilie empört. „Auch wäre es ganz umsonst. Sein Geschenk sandten Sie doch durch den Ueberbringer zurück, wie ich Sie bat?“

„Aber so sprich ihn doch nur ein Mal, nur einen Augenblick . . . .“ bat in sichtbarer Angst die Tante.

„Sprich ihn?“ rief Ottilie und erblaßte. „Sprich ihn nur einen Augenblick? — „Tante, Sie haben doch nicht . . . .“

„Mir eine Bitte gewährt, von welcher das Glück meines Lebens abhing!“ vollendete in diesem Moment eine weiche und melodische männliche Stimme.

Ottilie wandte sich entsetzt um, aber sie wäre bald in die Kniee gebrochen, als sie den Fremden sah. Alles, was sie hervorbringen konnte, war: „Gerechter Gott, der Herzog!“

„Ja, der Herzog ist es!“ entgegnete der Fürst mit edlem Anstand. „Der Herzog ist es, der Sie anbetet. — An dem schönen Tage, an welchem das ganze Land mir den Schwur der Treue brachte, gelobte ich Ihnen ewige Liebe. Sie standen an dem Fenster eines, dem Schlosse nahegelegenen Hauses; als ich Sie gesehen, vergaß ich alles Andere, nur Sie, Sie nur fesselten meine Blicke. Mir zu Füßen lag ein Volk — ich sah es nicht — mein Haupt schmückte eine Krone — ich fühlte sie nicht — rauschender Jubel stieg donnernd um mich auf — ich hörte ihn nicht! — denn ich sah

Sie, ich fühlte ein seliges Entzücken, ich hörte mein Inneres jauchzen: ich liebe sie! — Ach — Jahre verstrichen und ich fand Sie trotz allem Suchen nirgends. Endlich, endlich bringt mich der Zufall neuerdings auf Ihre Spur. Ich schleiche unbekannt an ihrem Fenster vorüber; ich finde diese sanften Züge wieder, ich schwelge in dem neuen Glücke, — da haben Sie mich bemerkt. Die Abendstunden kommen, aber sie bringen mein Glück nicht zurück, das Fenster bleibt geschlossen. Jetzt entschloß ich mich zu einem entscheidenden Schritte. Er ist gethan, und ich erwarte das Urtheil über mein Lebensglück aus Ihrem schönen Munde."

„Mein Fürst!" stammelte Ottilie in tödtlicher Verlegenheit, „Sie lieben mich?"

„Mit der ganzen Gluth einer wilden Leidenschaft!" entgegnete der Herzog.

„Und könnten keine Andere lieben?"

„Keine, keine, bei meiner Fürstenehre!"

„Wohl denn, Durchlaucht!" sagte hier Ottilie mit einem Male fest und entschieden. „So bedarf es ja nur ein Wort zu unserer gegenseitigen Verständigung: Ich liebe ebenfalls!"

„Sie lieben?" rief der Herzog — „einen Andern?"

„So innig, Durchlaucht!" entgegnete Ottilie,

die ihre Kraft wiedergefunden, mit der Königswürde reinen weiblichen Bewußtseins. „So innig, daß ohne ihn mein Herz brechen würde.“

„Und wen? wen?“ frug stürmisch der Herzog. Da öffnete sich die Thüre, und Ottilie flog dem Eintretenden mit den Worten an den Hals: „O Gott! mein Wilhelm!“

V.

Die Katastrophe.

„Ja, wir sind dem Tod verwandt,
Reste ausgeglühter Schmerzen,
Sind im Leidenschaftenbrand
Früh verkohlte Feuerherzen.

Doch ich kann mit Geisterhand,
Einen Belsazar zu schrecken,
Manche weißgetünchte Wand
Noch mit Kohlenurnen decken."

Karl Gutzkow.

Wer kennt das peinliche Gefühl nicht, welches den Menschen, ja, wie es scheint, die ganze Natur erfaßt, wenn nach langen heißen Sommertagen Gewitter am Himmel heraufziehen? Wir sind alsdann matt und welk, niedergedrückt und beklommen; die äußerliche dumpfe Schwüle der Atmosphäre scheint sich auch dem Geiste mitzutheilen. Keine Arbeit will uns gelingen, zu Nichts haben wir Lust und Muth, eine peinliche

Mißstimmung erfaßt uns, und eine tödtliche Unruhe gibt uns das Gefühl, als müßten wir uns selbst entfliehen.

Eine solche geistige Gewitterschwüle lastete in den letzten Tagen auf der ganzen Wernig'schen Familie, ja sie steigerte sich von Tag zu Tag. Selbst das häusliche Leben und seine kleinen Verrichtungen, die sonst dem weiblichen Theile der Familie spielend unter den Händen hinwegglitten, stockten und wurden schwerfällig überwunden.

So saßen auch heute Gräfin Lucie und ihre Tochter Sophie sich gegenüber, wie sonst fast jeden Tag. Die Gräfin war mit einer Stickerei beschäftigt, Sophie las aus Jean Paul's unübertrefflichem Kampanerthal vor. Aber die Gräfin hörte nicht, was die Tochter las, und Comtesse Sophie wußte nicht, was sie der Mutter vortrug. Selbst jene großen Fragen des Lebens, die der edle Richter so zauberhaft schön, so genial und tief in diesem Werk behandelt, und die Mutter und Tochter bisher oft ernster beschäftigt, als dies gemeinhin bei Damen ihres Standes zu geschehen pflegt, — selbst diese großen Fragen berührten sie nicht.

„Wozu und woher" — klang es eben jetzt monoton aus dem schönen Munde der hübschen Leserin — „wur-

den Anlagen und Wünsche in uns gelegt, die blos wie verschluckte Diamanten unsere erdige Hülle langsam zerschneiden? Warum wurde auf den schmutzigen Erdenklos ein Geschöpf mit unnützen Lichtflügeln geklebt, wenn es in die Geburtsscholle zurückfallen sollte, ohne sich je mit den ätherischen Flügeln loszuwinden?"

Beide Damen hatten kein Wort von dem Gelesenen gehört, geschweige denn verstanden; aber Mama Lucie wollte dies nicht vor der Tochter Wort haben. Sie sagte daher in gezwungenem Tone, sich tiefer über die Stickerei beugend:

„Göttlich schön!"

Sophie fühlte aber recht gut, was dies „göttlich schön!" zu bedeuten habe. Sie erröthete leicht über die Nothlüge der Mutter, mit neuer Anstrengung des Geistes und der Lunge hob sie abermals an. Indeß die Buchstaben tanzten vor ihren Augen wie Mücken im Abendsonnenscheine. Sie versprach sich alle Augenblicke und endlich verstummte sie ganz, ließ die Hand mit dem Buch in den Schooß sinken, und strich sich mit der anderen über die Stirne, als habe sie Kopfschmerzen. Aber auch der Mutter war die Nadel aus der Hand geglitten. Sie legte daher schweigend die Arbeit weg und sagte:

„Laß gut sein, Kind. Es ist auch mir unmöglich, heute mehr zu hören. Selbst die Meisterwerke des unsterblichen Freundes vermögen die trüben Gedanken nicht zu zerstreuen, die mich quälen."

Sophie fühlte sich von dem Geständniß der Mutter erleichtert; sie konnte nun eher sagen, wie es ihr um's Herz sei. Doch folgte sie in ihrer ersten Regung der kindlichen Theilnahme an der Mutter Mißbehagen und frug:

„Was fehlt Ihnen, liebe Mutter? — Sind Sie unwohl? — Soll ich zu dem Arzte schicken?" —

„Nein, liebes Kind!" entgegnete Lucie, „unwohl bin ich nicht. Aber ich quäle mich schon seit einigen Tagen mit dem Gedanken: Dein Vater müsse an Etwas leiden, was er mir verberge. Er ist wie umgewandelt. Der Mann, der sonst so heiter war, so kräftig froh in der Erfüllung seiner Pflichten, schleicht nun trübe und finster umher, spricht selten, oft in dunkeln Phrasen, die man nicht versteht, und flieht — was mir am meisten auffällt — seine Familie, die ihm sonst doch Alles war."

Sophie konnte nur zugestehen, daß sie dieselben Bemerkungen auch gemacht habe. Indeß glaubte sie darin noch kein Zeichen finden zu müssen, daß der Vater leide. Sie meinte, die Geschäfte würden sich wohl ge-

häuft haben, vielleicht lägen ihm auch unangenehme Dinge vor.

Gräfin Lucie schüttelte ungläubig den Kopf. Sie kannte ihren Gatten zu gut und sagte daher:

„Nein! Gerade in den schwersten Zeiten, bei den verhaßtesten Geschäften, pflegte er sonst seinen häuslichen Kreis am eifrigsten zu suchen, und nie sah man ihm dann Unmuth an. Krank ist er, oder — es nagt ein Kummer an seinem Herzen."

„Vielleicht," frug Sophie, indem sie das kleine Näschen rümpfte, „weil Wilhelm nicht von dem bürgerlichen Mädchen lassen will?"

„Dies mag allerdings dazu beitragen!" entgegnete die Mutter. „Dann scheint sich aber auch Alles plötzlich gegen unsere Wünsche verschworen zu haben. Der Herzog hat Wilhelm die Stelle zwar zugesagt, aber noch nicht factisch ertheilt. — Wir können kaum einen Augenblick zusammen sein, so tritt Lieutenant Weiß dazu, und führt den Vater zu geheimen Unterhaltungen weg. Kommt mein Mann alsdann zurück, ist er regelmäßig noch verstimmter und zerstreuter, als vordem er ging."

Bei dem Namen Weiß war Sophie glühend roth geworden, während ihre Züge den Ausdruck beleidigten Stolzes annahmen. „Lieutenant Weiß!" sagte

sie mit Verachtung, aber zögernd — „Mutter, ich muß Ihnen etwas gestehen.“

„Nun?“

„Weiß ist mir sehr zuwider.“

Die Gräfin sah erstaunt in der Tochter Antlitz und frug überrascht: „Wie kommst Du darauf?“

Sophie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie verlegen: „Er ist trotz seinem Alter so zudringlich.“

„Zudringlich?!“ rief Lucie und hob ihr Haupt stolz in die Höhe. „Ich will doch nicht hoffen, daß er es gegen Dich war?“

„Doch, liebe Mutter!“ entgegnete Sophie verlegen — „er verfolgt mich mit seinen Liebeserklärungen.“

Das Antlitz der Gräfin entfärbte sich. „Lieutenant Weiß?“ wiederholte sie, und ihre Züge wurden eisig und streng. „Und das erfahre ich erst jetzt?“

Sophie erbebte. Mit zitternder Stimme betheuerte sie darauf, daß sie ihn auf das Bestimmteste abgewiesen und der Mutter die Sache nur darum verschwiegen habe, um sie nicht zu erzürnen. Dennoch tadelte die Mutter ihr Schweigen scharf, nach einigen Minuten sagte sie dann:

„Jetzt kann ich mir auch erklären, was Weiß mit

dem Vater hat, und warum mein Mann dann jedesmal so verstimmt ist."

Sophie athmete tief auf. Dann trat sie schmeichelnd zu der Gräfin, küßte ihr die Stirne, und sagte mit sanfter bittender Stimme: „Mütterchen, nicht wahr, ich muß den alten Weiß, der vor Kurzem noch Feldwebel war, nicht heirathen. Er könnte ja außerdem mein Vater sein!"

„Wahnsinn!" entgegnete mit Indignation die Gräfin. „Darüber, Kind, beruhige Dich. Aber mit meinem Manne muß ich sogleich von der Sache sprechen, vielleicht erfahre ich dann, was seine Seele drückt."

Die Gräfin hielt Wort. Sie begab sich sogleich in das Arbeitszimmer des Obersten. Aber ehe sie noch ihr Anliegen vorbringen konnte, rief ihr dieser mit großer Ungeduld entgegen:

„Ist Wilhelm noch nicht zurück? — Nichts von dem Herzog für mich gekommen?"

„Keines von Beiden ist geschehen!" versetzte Lucie. „Nicht wahr, Lucie hatte Recht, als sie die erste Audienz Wilhelm's bei dem Fürsten fürchtete. Gewiß hat er sich zu frei ausgesprochen, und dadurch sein Glück verscherzt."

„Ich muß Dir offen gestehen," sagte der Oberst,

„daß ich mich in den Herzog nicht finden kann. Er soll damals Wilhelm auf das Freundlichste entlassen, und sich sehr gnädig über ihn geäußert haben. Trotzdem harrt nun Wilhelm seit zehn Tagen vergebens, vorgelassen zu werden."

Aber es war dies nicht die einzige Ursache, die den Oberst beunruhigte. Auch die Bewilligung der Bitte, Weiß zu adeln, blieb aus. Sollte sie beleidigt, sollte etwa der Herzog Verdacht geschöpft haben? Der Oberst verfiel abermals in dumpfes Sinnen. Selbst das freundliche Zureden seiner Gattin half nichts. Seine Stimmung war finsterer als je, so daß Lucie es nicht wagte, von der ihren Stolz auf das Tiefste verletzenden Geschichte mit Weiß anzufangen.

Indeß wurde Graf Wernig immer unruhiger, er schellte und frug den Diener nach seinem Sohn, und als er erfuhr, daß Wilhelm auf seinem Zimmer sei, befahl er, denselben gleich zu ihm zu rufen. Lucie hatte dem Allen schweigend zugeschaut. Jetzt endlich trat sie heran, legte ihre Hand auf des Gatten Schulter und sagte:

„Lieber Mann, leugne es nicht, es geht Etwas vor unter Euch, Dich drückt ein Kummer. Darf Deine treue Gattin nicht den Kummer tragen helfen? Ich

erinnere mich einer Zeit, — und sie liegt uns nicht ferne, — in welcher Dich das Unangenehmste nicht verschlossen machte. An meiner Seite erholtest Du Dich schnell, und diese Hand strich alle Falten Deiner Stirne glatt."

„Es sind Geschäfte!" entgegnete der Oberst, seine Unruhe vergeblich zu bemeistern suchend. „Es sind Geschäfte, liebe Frau, momentane Unannehmlichkeiten' wie sie im Leben vorkommen."

Glücklicherweise trat hier Wilhelm ein. Seine Züge trugen den Ausdruck männlichen Ernstes. Ja, dem schärferen Beobachter sagten sie noch mehr; — ihm kündeten sie an, daß in der Seele des jungen Mannes ein Entschluß gereift sein müsse, der ihn über das Unglück, das auf ihn einstürmte, erhöbe. Auf die Frage des Vaters: wie es ihm heute am Hofe ergangen sei, antwortete er daher mit Ruhe:

„Wie seit den letzten zehn Tagen. Ich ward mit einer vagen Entschuldigung abgewiesen."

Die Stirne des Oberst legte sich in düstre Falten. Raschen Schrittes ging er einigemal im Zimmer auf und ab, dann blieb er stehen und frug: ob Wilhelm denn der Grund der Ungnade, in die er so schnell gefallen, nicht bekannt sei. Ein sonderbares höhnisches Lächeln flog bei dieser Frage über die Züge des jungen

Mannes. Dann sagte er in bitterem spöttelndem Tone:

„O ja, mein Vater! darüber kann ich Ihnen Aufschluß geben. Der Herzog liebt dasselbe Mädchen, für die mein Herz schlägt!“

„Der Herzog!?“ riefen bei diesen Worten Vater und Mutter und eine flüchtige Blässe lief über ihr Gesicht.

„Der Herzog!“ bestätigte Wilhelm. „Und ward um meinetwillen zurückgewiesen.“

So peinlich den Oberst die Nachricht von diesem unseligen Zusammenstoße seines Sohnes mit der Durchlaucht berührte, so athmete er doch freier auf, da sein Argwohn demnach unbegründet war. Wilhelm ließ indessen seinem Vater keine Zeit zum Nachdenken, indem er ruhig und fest sagte:

„Mein Entschluß ist gefaßt. — Vater, geben Sie mir Ihre Einwilligung, die Geliebte zu ehelichen?“

„Nein!“ rief der Oberst mit Heftigkeit. „Ich muß darauf bestehen. Glaube mir, mein, Dein, unser Aller Glück hängt davon ab.“

Der junge Mann zuckte die Achseln, dann fuhr er fort:

„Erlauben Sie mir, daß ich abreise. Die Stelle

am hiesigen Hofe ist für mich verloren, das werden Sie einsehen. Ich habe indessen Etwas gelernt, und so wird mir eine Anstellung außerhalb nicht mangeln. Fern von hier wird es Sie dann auch nicht kränken, wenn Wilhelm Wernig sich mit einer Bürgerlichen verbindet."

„Das ist zu viel!" rief hier die Gräfin, die den anstürmenden Wogen des Mißgeschicks nicht mehr Stand halten konnte. „O schön, schön! Sind das die stolzen Hoffnungen, die wir für das Glück, die Macht unserer Familie gehegt? — Ist das der Lohn für so viele Sorgen, Mühen, Anstrengungen? — Jetzt — in dem Augenblicke, in welchem wir in vollem Glanze standen, dem Throne nah und mächtig wie noch nie — wirft sich der eigne Sohn hinweg — und um die Tochter darf sich ein „Weiß" bewerben!"

„Lieutenant Weiß?!" riefen jetzt ihrerseits erstaunt der Oberst und Wilhelm zugleich.

Die Gräfin schüttete nun ihr von Indignation über die Weiß'sche Frechheit überfülltes Herz aus, und erzählte: wie jener gemeine Mensch, der eben noch Feldwebel gewesen sei, auf des Oberst Freundschaft bauend, die Unverschämtheit habe, der Comtesse Sophie mit Liebesanträgen zu nahen. Der Oberst hörte erstaunt

aber aufmerksam zu, denn nun ging ihm ein Licht auf. Er war nicht weniger empört als seine Gattin. Großen Schrittes und heftig aufgeregt maß er wiederholt das Zimmer, indem er halblaut vor sich hinrief:

„Jetzt seh' ich klar! Darum verlangt er den Adel, darum die Worte: „„Weil ich nur vermittelst des Wörtchens „von" um die Angebetete werben kann."" Dies also ist der legitime Weg zu meinem Vermögen. O Teufel, Du bist schlau! Aber hüte Dich! .... Und doch!" — Der Oberst verstummte, aber in seiner Seele rief es drohend nach: „Und doch darf er nicht sprechen! Wenn die Welt, meine Gattin, mein Schwiegervater, der Herzog es erführe, es wäre entsetzlich!"

Das Eintreten eines Dieners unterbrach die peinliche Scene. Zur allgemeinen Ueberraschung ließ sich Geheimerath Fahnenberg anmelden. Der Oberst trat ihm freundlich grüßend entgegen.

„Sie entschuldigen, wenn ich stören sollte!" sagte der Eintretende, Lucien die Hand küssend. „Ich preise den Zufall, gnädige Gräfin, der mich so glücklich macht, Ihnen meine Huldigungen neuerdings zu zollen. „Darauf wandte er sich zum Oberst und fuhr fort: „Für Sie diese herzogliche Depesche. Es ist der Adelsbrief für Lieutenant Weiß. Seine Durchlaucht geruhten dabei

zu bemerken: Es sei die Gewährung dieser etwas sonderbaren Verwendung Ihrer Seits ein neuer Beweis: wie sehr Höchstdieselben Ihre bisherigen Verdienste um den Thron anerkannten."

Graf Wernig nahm das Papier mit einer leisen Verbeugung entgegen; konnte sich aber nicht verbergen, daß dieser Gnadenbeweis fast wie Ungnade laute.

Indessen war Fahnenberg mit dem Oberst in eine Fensternische getreten. Da dies augenscheinlich geschah, um einige Worte im Vertrauen zu wechseln, zogen sich die Gräfin und Wilhelm nach der anderen Seite des Zimmers zurück, ihr Erstaunen über die Standeserhöhung des verhaßten Weiß gegenseitig austauschend. Zwischen Fahnenberg und dem Oberst aber entspann sich folgendes Gespräch:

„Kennen Sie Lieutenant Weiß?" frug der Geheimerath.

„Von früher!" entgegnete der Oberst etwas verlegen. „Von früher, Herr von Fahnenberg."

„Doch in den letzten Jahren nicht?"

„Vor mehreren Jahren — leistete er mir — einen wichtigen Dienst. — Er rettete mir das Leben. Doch sah ich ihn seit jener Zeit nicht mehr."

„So ist Ihnen wohl auch unbekannt, daß er höchst

unmoralisch, selbst der gröbsten Verbrechen verdächtig ist?"

„Sie erschrecken mich!" rief hier der Oberst. „Weiß dies seine Durchlaucht?"

„Nein!" versetzte Fahnenberg. „Ich unterdrückte die Nachricht, da ich mir denken konnte, daß auch Sie mit jenen Gerüchten unbekannt. Ich bitte Sie nur in ihrem eigenen Interesse, Maßregeln darnach zu nehmen."

Der Oberst athmete auf, schüttelte Fahnenberg die Hand und sagte erleichtert: „Herzlichen Dank, Herr Geheimerath, für diese Mittheilung. Dankbarkeit hat mich hier irre geführt, aber ich werde ihre Winke benutzen, um vorsichtiger zu sein."

„Sie kennen meine Freundschaft für Sie!" entgegnete Fahnenberg unter tiefen Verbeugungen.

Somit machte der Geheimerath Anstalten, wieder zurück zur Gräfin zu gehen und sich über das geheime Zwiegespräch zu entschuldigen; aber der Oberst bannte ihn noch ein Mal an die Stelle, indem er ihn frug: ob er nichts von seiner Durchlaucht in Betreff seines Sohnes gehört?

Fahnenberg wollte anfangs nicht recht mit der Sprache heraus, endlich sagte er mit diplomatischer

Miene: „Nun — — der Herr Herzog scheinen seit einiger Zeit etwas verstimmt — — und sind verschlossen gegen Jedermann — — so mußten denn der junge Herr Graf das Schicksal mit uns Allen theilen."

Und mit diesen Worten ging er raschen Schrittes auf die Gräfin zu, sich zu verabschieden. Kaum aber hatte der Geheimerath das Zimmer verlassen, als Lucie in einer wunderbaren Aufregung zu ihrem Gatten trat, und mit unverhaltenem Erstaunen frug: ob die Bitte, Weiß zu adeln, von ihm ausgegangen sei?

Der Oberst aber gab keine Antwort, sondern rief mit beiden Armen abwehrend: „Kinder, fragt mich nichts mehr. Mein Kopf ist wüst und toll, und hunderte von Gedanken drehen sich mir schwindelnd im Gehirne. Es ist Zeit zur Parade, die Offiziere werden sogleich eintreten. Geht, seid ruhig, und Du, mein Sohn, unternehme mir keinen voreiligen Schritt. In einer Stunde haben sich wohl die Stürme, die uns jetzt durchbrausen, gelegt!"

„Gebe es Gott!" sagte Wilhelm, „aber nur zwei Dinge, Vater, würden sich nimmer ändern, die Achtung, die ich Ihnen schulde, und meine Liebe zu Ottilien."

„Und ich?“ frug Lucie — „erhalte ich keinen Aufschluß?“

„Morgen, morgen!“ — rief der Oberst und ging dem eintretenden Lieutenant Weiß entgegen, der die Ankunft des Stabes meldete.

Weiß empfing mit triumphirendem Lächeln das Patent.

„Nun!“ sagte der Oberst — „sind Sie nun endlich befriedigt?“

„Es fehlt nur noch Weniges!“ entgegnete der neugeschaffene Adelige.

„Spannen Sie den Bogen nicht zu stark!“ versetzte der Oberst ungeduldig. „Es sind Nachrichten über Sie eingelaufen, welche Sie vernichten können.“

„Vernichten?“ lachte Weiß. „Bedenke, daß ich Dich im Schach halte!“

Der Oberst knirschte. Er hatte das Unmögliche bereits für diesen Menschen gethan, — er hatte selbst seine eigene Existenz und die Gunst des Fürsten auf das Spiel gesetzt, und dennoch wollte sich der Elende noch immer nicht begnügen. Die Galle stieg ihm daher, indem er sagte:

„Ihre Unverschämtheit geht zu weit. Sie glauben mich stets eines Verbrechens schuldig, was ich nicht begangen, und hoffen durch dies vermeintliche Geheimniß mich zum Spielwerke Ihres Eigennutzes zu machen; aber Sie irren sich. Was ich verschuldet, ist so schwer nicht, als Sie glauben. Da mich aber das Geständniß Ueberwindung, manches schwere Opfer kosten wird, so gewährte ich Ihnen bisher Ihre kühnen Forderungen. Jetzt aber ist meine Geduld zu Ende und mein Entschluß gefaßt. Ich lasse mich auf Nichts mehr mit Ihnen ein, das geringste Vergehen gegen die Subordination bringt Sie auf die Festung, während ich mich selbst Seiner Durchlaucht entdecken werde."

„Sie wollten sich dem Herzog entdecken?" frug Weiß ungläubig.

„Ja!" versetzte der Oberst entschieden. „Er wird zürnen; aber da er mich liebt, achtet, wird er auch vergeben; so wie der Einfluß meines Schwiegervaters mich auf meinem Standpunkte halten muß."

„Wohl berechnet!" lachte Weiß hämisch — „nur schade, daß Seine Durchlaucht sich nicht gerade in der besten Stimmung für die Hochgräfliche Familie befinden. So eine kleine Rivalität zwischen dem Herzog

und Herrn Sohn, liegt Ersterem etwas schwer im Magen, und möchte ...."

„Wir werden sehen!" rief der Oberst, indem er die Mittelthüre öffnete und die Herren des Stabes einzutreten entbot. Der Oberst wechselte hierauf mit den Offizieren seines Stabes einige freundliche Worte, merkte aber sogleich, daß auch hier nicht mehr Alles beim Alten sei. Graf Wernig war indessen Hofmann genug, um dies der Wolke zuzuschreiben, die sich augenscheinlich zwischen ihn und die Gunst des Fürsten gedrängt, wie überraschte es ihn daher, als einer der Offiziere vortrat, und ihm im Namen des sämmtlichen Offiziercorps eine Schrift überreichte, welche die Beschwerden desselben über das Avancement und die Bevorzugung des Lieutenant Weiß, so wie namentlich über dessen Betragen in jeder Beziehung enthielt. Gewohnt, bei ihrem Oberst Gerechtigkeit zu finden, hegte das Offiziercorps, wie der Sprecher sich ausdrückte, auch diesmal das feste Vertrauen, seine Klagen berücksichtigt zu sehen.

Der Oberst war augenscheinlich verlegen, Weiß aber lachte nach seiner unverschämten Weise seinen Kameraden in's Gesicht, und rief, ihnen den Adelsbrief entgegenhaltend:

„Meine Herren, hier die Antwort. Seine Durch-

laucht haben geruht, mich aus eignem Antrieb und triftigen Gründen in den Adel zu erheben. Damit Sie aber sehen, wie wenig Sie gegen mich ausrichten, und das Verhältniß abmessen können, in welchem ich mich künftig bewegen werde, so stelle ich Ihnen in dem ehrenwerthen Herrn Oberst von Wernig meinen künftigen Schwiegervater vor."

Eine allgemeine Bewegung des Staunens gab sich bei diesen Worten unter den Offizieren kund. Dem Oberst aber war unwillkürlich ein „Unverschämter!" herausgefahren.

Da trat Weiß entschieden auf den Obersten zu und ihn etwas vorführend sagte er ihm in das Ohr:

„Wähle! — Entweder Du erklärst mich vor diesen Offizieren zu Deinem Schwiegersohn — oder — ich entdecke denselben Dein Emporkommen."

Aber die Stunde hatte geschlagen, in welcher der Oberst der namenlosen Frechheiten zu viel hatte. Er drängte den Lieutenant zurück. — Weiß indessen faßte ihn bei der Hand und lispelte ihm nochmals zu:

„Bedenke! erkläre ich mich hier, trifft es die Ohren des Herzogs, ehe Du ihn gesprochen; — und jetzt, wo er gegen Deinen Sohn, gegen Dich auf das Höchste

aufgebracht ist. — Willst Du mir Sophie zum Weibe geben?"

„Nein, nein, und ewig nein!" rief der Oberst auf das Aeußerste gebracht und hingerissen von Zorn. „Ich will mein Kind nicht einem Schurken an den Hals werfen!"

Aber auch Weiß wußte sich jetzt nicht mehr zu halten.

„Ich ein Schurke?" rief er. „Der Name fällt auf Dich! — — —"

Wernig stand blaß und zitternd; eine Bewegung des höchsten Staunens und des äußersten Unwillens lief durch den Stab; der Oberst aber hatte sich gefaßt und rief:

„Hauptmann Tromlitz, im Namen des Herzogs, verhaften Sie Lieutenant Weiß!"

„Ihren Degen!" sagte der Offizier auf den Verhaßten zutretend.

Aber Weiß stand ruhig und triumphirend und entgegnete kalt:

„Einen Augenblick, mein Herr! — —"

„Kein Wort!" — befahl der Oberst, „achten Sie auf kein Wort, meine Herren!"

„Gemach!“ versetzte Weiß, und jener dämonische Zug, der ihn charakterisirte, spielte um seinen Mund. — „Hier meinen Degen, Herr Hauptmann. Aber vernehmen Sie zugleich, Sie gehorchen keinem Adligen, keinem Ehrenmann. — Dieser war mit mir zugleich vor dreißig Jahren Diener eines Grafen von Wernig — dessen Vermögen er geraubt, dessen Namen er sich angeeignet — den er ermordet hat! — — —“

Diese Worte fielen Schlag auf Schlag, wie die Donner zweier kämpfenden Gewitter, — wie die Blitze aus der Nacht der Wolken. Alles stand erstarrt. Unglücklicherweise aber hatte der Wortwechsel auch Lucie, Wilhelm und Sophie herbeigezogen, die nun gerade noch früh genug gekommen waren, die letzten Worte zu hören. Ach! sie hätten sie verlacht, wenn ihnen mit denselben nicht ein furchtbares Licht über den dämonischen Einfluß aufgegangen wäre, den Weiß auf den Oberst geübt. Ein gräßlicher Gedanke durchzuckte daher Lucie, als sie die furchtbaren Beschuldigungen hörte. Ein Schrei des Entsetzens entwand sich ihrer Brust, und ohnmächtig sank sie in Wilhelm's und Sophien's Arme.

Graf Wernig aber stand hoch aufgerichtet, als

habe er siegreich unwürdige Ketten zerrissen und mit fester Stimme sagte er:

„Herr Hauptmann, thun Sie Ihre Pflicht, ich begebe mich sofort zum Herzog!“

VI.

Der Fluch der böſen That.

„O, dieſe Welt iſt .... eine ſchöne Welt;
Nur Schade, daß der Irrthum darin wohnet,
Der ſich ſo furchtbar rächt."
Ernſt Raupach (Friedrich II.).

Es iſt leicht begreiflich, welches Aufſehen dies Ereigniß in der Reſidenz, am Hofe, ja im ganzen Lande machte. Niemand wollte es anfangs glauben, faſt Jedermann bezweifelte die Wahrheit der Beſchuldigung, und keine Seele vermochte zu faſſen, wie ein ſo edler und rechtlicher Mann eine ſolch' gräßliche Vergangenheit hinter ſich haben könne.

Wie es aber bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, ſo tauchten nun auch hier tauſend Zweifel, Bedenklichkeiten, Ahnungen und Zweideutigkeiten auf, die der hausbackene Verſtand der Alltagsmenſchen ſchon lange gehabt und genährt haben wollte.

Da erzählte das edle Fräulein von Klattenbach, — das einige fünfzig Frühlinge an sich hatte vorübergehen sehen, ohne daß sie die Rosen der Jugend auf ihren Wangen verwischt .... da diese alle Morgen mit Schminke neu aufgelegt wurden, — daß es gleich von Anfang eine Ahnung gehabt, daß dieser vermeintliche Graf nur ein ganz gemeiner Mensch gewesen, weshalb es auch vor dreißig Jahren seine Bewerbung zurückgewiesen; — während bei der Kaffeegesellschaft die Hofmarschällin betheuerte: sie habe schon bei Wernig's Erscheinen bei Hofe einen Zweifel an dessen Identität mit dem eigentlichen Grafen von Wernig gehegt, obgleich sie den Letzteren nur ein Mal als Kind auf einer Reise gesehen, die sie damals mit ihren Aeltern gemacht. Ja! meinte die Gemahlin des Oberst-Stallmeisters, und ihr wäre es immer gewesen, als plage den Oberst ein böses Gewissen, denn sonst hätte er nicht immer so zurückgezogen in seiner Familie gelebt, — — und, fügte die Frau Ober-Hofprediger zu, wäre zuweilen in die Kirche und zum heiligen Abendmahl gegangen.

Von den Männern ward der Oberst eher bedauert, auch zweifelte man hier noch immer an der Wahrheit der Beschuldigung und wartete auf Beweise. Das Ganze nahm man für einen Schurkenstreich des Lieute-

nant Weiß, obgleich dessen schnelle Beförderung zu Stelle und Adel, namentlich unter den Offizieren, manches Achselzucken hervorrief.

In den bürgerlichen Kreisen beklagte man den Oberst und seinen Sohn, freute sich aber über den Sturz der adelsstolzen Gräfin, die Niemand leiden konnte.

Und welchen Eindruck mußte die Sache bei dem Fürsten machen? — bei dem Fürsten, in dessen Herzen noch immer die Qual verschmähter Liebe, die Schmach, um Wilhelm von Wernig zurückgewiesen zu sein, wie eine gräßliche, krebsartige Krankheit nagte. Nie, nie! glaubte er die Demüthigung vergessen zu können, die ihm in Wilhelm's Augen selbst geworden.

Wie im sturmgepeitschten Meere Wellen gegen Wellen kämpfen, so stürmten in des Herzogs Brust jetzt die Gefühle des Schmerzes, des Hasses, der Rache, und doch auch wieder die Mahnungen eines edlen Gemüthes gegen einander. Aber die unedlen Leidenschaften tobten doch, wenigstens anfangs mit überwiegender Kraft, und suchten sich nur hinter dem Schein der „Gerechtigkeit" zu verbergen. Indessen war das Ereigniß so überraschend, daß auch der Herzog sich nicht gleich finden konnte.

„Es ist unerhört — mich so zu betrügen!" — rief er daher dem Hauptmann Tromlitz zu, der das Vor-

gekommene eben meldete. — „Meinen Vater — den Staat so zu betrügen — unerhört! — und Diener! Diener des ermordeten Grafen — sagen Sie?"

Tromlitz verbeugte sich und sagte:

„Durchlaucht, dies waren die Worte des verhafteten Lieutenant Weiß."

„Weiß!?" — rief der Herzog überrascht. — „Ist dies nicht der Weiß, den ich vor einigen Tagen zum Lieutenant beförderte und in den Adel erhob?"

„Derselbe, Durchlaucht!" entgegnete Fahnenberg, der soeben eingetreten.

Der Herzog konnte seine Ueberraschung und sein Staunen nicht bergen. „Und Alles auf Wernig's Ansuchen? — Und nun läßt ihn dieser verhaften, und Jener entdeckt die schändlichsten Schandthaten. — Und mich, mich bis jetzt zu hintergehen und durch tausend Künste an sich zu ziehen, bis ich meine Freundschaft ihm zuwende — meine Freundschaft einem Mörder, einem Diener — und der Sohn, mit welcher Kühnheit er vor mich trat, und mir, seinem Landesherrn, Lehren ertheilen wollte! Auch er ist ein Hochverräther. Man ziehe ihn gefänglich ein, er kann in dem Komplotte mit verwickelt sein. — Die Sache muß streng untersucht werden. — Ich lasse der Gerechtigkeit ihren freien Lauf."

„Darf ich Höchstdieselben um die Gnade bitten: mir die Ausführung dieses Befehls anzuvertrauen?“ sagte hier der umsichtige Geheimerath mit tiefer Verbeugung, denn er gewahrte nur zu gut, daß Seiner Durchlaucht ruhige Besonnenheit auf dem schäumenden Rosse der Leidenschaftlichkeit durchzugehen drohte.

„Gut, Fahnenberg, gut!“ rief der Fürst. „Aber Sie haften mir dafür, daß weder Vater noch Sohn entflieht. — Hauptmann Tromlitz, Sie sind entlassen — auf der Parade werde ich die Herrn Offiziere sprechen — ich werde selbst erscheinen!“

Nach der Entfernung des Hauptmanns trat eine kurze Stille ein, während welcher der Herzog mit großen Schritten in dem Zimmer auf- und abging. Fahnenberg bemerkte leicht, wie es in des Herzogs Brust stürmte. Als geschickter Hofmann wagte er daher jetzt kein Wort. Endlich blieb sein Gebieter vor ihm stehen und sagte mit dem Ausdruck gewaltiger Erregung:

„Es ist abscheulich, Fahnenberg, — ich gestehe Ihnen — mir manchmal unbegreiflich — Wernig! — dem ich Alles vertraute, auf den ich so viel hielt — und Mörder!.....“

„Durchlaucht halten zu Gnaden,“ schob der Geheimerath so begütigend als möglich ein, „wenn ich Höchst-

dieselben darauf aufmerksam mache: daß die ganze Anschuldigung von einem Manne von höchst zweideutigem Charakter ausging, und eine Eingebung der Rache war. Es wäre ja vielleicht möglich, daß sich der Oberst zu rechtfertigen vermöchte."

„Rechtfertigen?" rief hier, von seinen Gedanken überwältigt, der Herzog schnell — „rechtfertigen? Er kann, er soll sich nicht rechtfertigen, es ist mir lieb," — er hielt eine Sekunde inne und verbesserte dann — „das heißt: Er wird es nicht können und es ist mir lieb, daß das Komplott entdeckt ist."

Fahnenberg rückte nun näher. „Wollen Durchlaucht nicht die unterthänige Bitte des Obersten gewähren," lispelte er kaum vernehmbar, „und denselben einmal persönlich anhören, ehe die Sache den Gerichten überwiesen wird?"

Eine Wolke des Unwillens flog bei diesen Worten über des Herzogs Stirne. Dann sagte er trocken und bestimmt:

„Nein, Fahnenberg, ich bin der Gerechtigkeit, dem Andenken meines Hochseligen Herrn Vaters und meiner Ehre schuldig, diese Verbrechen exemplarisch zu bestrafen."

Fahnenberg verbeugte sich tief. „Glücklich das

Land," entgegnete er, „dessen Fürst mit solcher Gerechtigkeit gegen Vornehme und Niedrige verfährt. — Aber der Oberst, dem vor allem Anderen daran liegt, nicht in den Augen seines hohen Gönners verächtlich dazustehen, fleht nur, zu Ihren Füßen der Wahrheit ihr heiliges Recht geben zu dürfen. — Durchlaucht sind sonst so gnädig, versagen ihren Unterthanen nie das Glück, sich persönlich an ihren erhabenen Fürsten wenden zu können."

Der Mensch ist schwach. Auch Fürsten sind es und der Schmeichelei widersteht man selten, wenn sie auch nur einen leisen Schein der Wahrheit für sich hat. Der Herzog war sogleich etwas milder gestimmt und sagte:

„'s ist gut, Fahnenberg, 's ist gut! — Er mag kommen, — aber später! — nicht jetzt — und Sie sind zugegen, Fahnenberg. — Hören Sie, nicht jetzt!"

„Ganz nach Ihrer Durchlaucht Befehl!" entgegnete Fahnenberg mit abermaliger Verbeugung. Der Herzog aber fuhr fort:

„Ich bin so aufgeregt — ich muß ruhiger sein. — Apropos! — Es baten zwei Damen um eine Audienz. Sie haben recht, Fahnenberg, ein guter Fürst entzieht sich seinen Unterthanen nicht. Sehen Sie doch

nach, und sollten dieselben im Vorzimmer sein, so lassen Sie sie eintreten."

„Und wenn befehlen Durchlaucht, daß Oberst..."

„Ich werde schellen. Bleiben Sie in meiner Nähe."

Als sich der Geheimerath entfernt, veränderte sich plötzlich der Ausdruck in des Fürsten Zügen. An die Stelle des Unmuthes trat ein leises, flüchtiges Triumphiren. Wußte der Herzog doch, daß es Ottilie war, die sich, nebst ihrer Tante, hatte anmelden lassen, und — — war Wilhelm jetzt nicht vernichtet? — Hatte das Schicksal den Nebenbuhler nicht selbst aus dem Wege geschoben? Wie? wenn er nun hoffen durfte, glücklich zu sein, oder es doch wenigstens mit der Zeit zu werden?

Indem er noch so dachte, öffnete der Geheimerath die Flügel der Thüre und ließ Ottilie und ihre Tante eintreten. Die rothen Rosen auf Ottilien's Wangen waren zu weißen erblichen. Dafür zeigte eine leise Röthe um die Augen, daß sie geweint habe. Nichtsdestoweniger schien sie gebeugt. Im Gegentheil, ihre unendlich milden Züge hatten einen Ausdruck heroischer Größe angenommen, der selbst die körperliche zu heben schien. Die Taube war zum jungen Aar geworden. Aber dem schärferen Auge entging es nicht, daß der Heroismus des armen

Mädchens sich jeden Augenblick in wilden Schmerz auflösen, daß er zusammenbrechen konnte. Ottilie war zur kleinen, entzückenden Hausfrau, nicht zu einer Jean d'Arc geboren. Und doch, wie reizend war sie selbst jetzt! Der Herzog glühte, als er sagte:

„Treten Sie näher, mein Fräulein — näher —"

„Durchlauchtigster Fürst!" entgegnete Ottilie mit zitternder Stimme. „Die allgemein anerkannte Größe Ihres Charakters erlaubt mir mit Zuversicht einen Schritt zu wagen, der in den Augen der Welt vielleicht zweideutig erscheint. Ich hätte Sie nach dem Vorgefallenen nie wieder sehen dürfen, und bat nun selbst um eine Audienz. Die erste Bitte, welche ich daher an Ihre Durchlaucht jetzt richte, ist: verkennen Sie mich nicht."

Die Verwirrung des blassen Kindes war zu schön, als daß ihr der Herzog so schnell hätte ein Ende machen können. Er trat daher erst schweigend huldreich näher und sagte dann, die süße Gestalt mit Blicken in die Seele ziehend:

„Dieselbe Bitte, meine schöne Ottilie, werde ich genöthigt sein, gegen Sie zu wiederholen. Sie haben ohne Zweifel von den Freveln gehört, welche die Familie Wernig sich hat zu Schulden kommen lassen, sie ist vernichtet und die Gerechtigkeit wird sie in ihrer ganzen

Strenge erreichen. Nicht ich also, mein Kind, habe an dem jungen Wernig eine kleinliche Rache genommen; er fiel durch seine und seines Vaters Schuld."

Ottilie erzitterte wie Espenlaub, da sie gerade hier Widerlegung zu finden gehofft, dann fuhr sie mit schwankender Stimme fort:

„Mit Entsetzen empfing ich diese Nachricht und flog hierher, um an dem Fuße Ihres Thrones Wahrheit zu schöpfen. Der Oberst, Wilhelm, die ganze Familie ist verhaftet. Schreckliche Gerüchte laufen von Mund zu Mund, alle Welt ist bestürzt, betäubt, — der Minister wüthet, Sie selbst, Durchlauchtigster Fürst, — o vergeben Sie mir es, wenn ich es sage, — Sie selbst sind gereizt, und ich, ich bin vielleicht der unschuldige Gegenstand, der zu Wilhelm's Unglück beitragen wird."

Die Wahrheit trifft stets tief und verletzend. Auch der Herzog zuckte bei diesen Worten zusammen, dann sagte er kalt und stolz:

„Ist dies Ihr Vertrauen in meinen Charakter? — Beruhigen Sie sich. Ich werde Ihnen beweisen, daß ich edler denke."

Aber Ottilie hatte diese Kälte wie ein niederschmetternder Strahl getroffen. Sie fühlte, daß sie zu

viel gesagt und noch verwirrter stammelte sie daher: „Mein Fürst . . . . .“

Der Herzog fühlte indessen in diesem Augenblick sein moralisches Uebergewicht nur zu gut. Mit strengem Tone fuhr er daher fort:

„Genug hiervon. Entschieden ist es, die Ehre der Familie ist unwiderruflich vernichtet, und wenn der Vater ein Menschenleben nicht mit seinem Leben zahlt, so kann Amerika nur ihre Schande bergen. Wilhelm ist für Sie verloren. Stoßen Sie nun nicht eigensinnig Ihr Glück noch ferner zurück. Ich liebe Sie, mein Kind, mit heißer, aufrichtiger Gluth und biete Ihnen ein Leben, reich an Freuden und jedem Glück, das diese Erde birgt.“

Ottilie athmete auf. Diese Erklärung hatte sie gerettet. Ihre edle Seele hob brausend die Adlerschwingen und mit einer überraschenden Würde, Kraft und Ruhe frug sie:

„Und auch die Ruhe einer reinen Seele?“

Der Herzog war augenscheinlich betroffen. Dann entgegnete er fein lächelnd:

„Wenn Liebe sich der Liebe gibt, ist es ein reines Opfer in des Himmels Augen. Seien Sie nicht ungerecht. Soll ich dem höchsten Glück der Erde entsagen,

weil ich ein Fürst bin? Der niedrigste von meinen Unterthanen darf den theuren Gegenstand zum Weibe sich erwählen, den er liebt. Nur uns, die man die Großen, die Glücklichen der Erde nennt, nur uns ist diese Wahl versagt, und Politik reicht uns die goldene Fessel. Ist es nun Verbrechen, wenn sich im Stillen das Herz voll Liebe zu einem Mädchen neigt, das groß genug ist, das flache Vorurtheil der Welt zu verachten, und ihren Fürsten und sich selbst glücklich zu sehen?" Und in der That — hier glänzte eine Thräne in des Herrschers Auge. Ottilie bemerkte es und mitfühlend entgegnete sie mit bewegter Stimme:

„Wohl seh' ich ein, mein Fürst, daß es traurig sein mag, wenn Politik das Band der Ehe wird. Doch höheres Glück, als je ein Mädchen Ihnen geben kann, liegt im Bewußtsein, Menschenglück zu fördern. Seien Sie der Vater Ihres Volkes, wenden Sie diese glühende Liebe auf Ihre Unterthanen und auf Ihr Land. Dann werden Sie, gleich einem Gott, im Aether des reinsten Glückes schwelgen. — Jetzt, jetzt in diesem Augenblick bietet sich Ihnen die schönste Gelegenheit dar, Ihre Fürstentugenden im reinsten Lichte strahlen zu lassen. Seien Sie gerecht — aber auch gnädig. Hören Sie den Oberst — hören Sie Wilhelm — und fol-

gen Sie dann der besseren Regung Ihres edlen Herzens."

Ottilie hatte die letzten Worte mit einer Wärme gesprochen, der Blick Ihrer seelenvollen Augen war so flehend, das kindliche, in Schmerz aufgelöste Wesen der Unglücklichen war so rührend, daß der Herzog, der bei aller Leidenschaftlichkeit doch kein verdorbener Mensch war, selbst mächtig ergriffen wurde. Ottilie aber fuhr in glühendem Eifer fort:

„Ich weiß es, Sie sind groß und gut. Bewiesen haben Sie's in tausend Fällen; es ist Ihr Stolz, ein edler Fürst zu sein. O schütteln Sie die kleinen Schwächen ab, die jetzt die Sonne Ihres Geistes trüben, und treten Sie hervor in Ihrer Tugend Glanz."

„Ottilie!" rief hier der Herzog schmerzlich bewegt, — „Sie lieben mich also nicht?"

„Ich achte meinen Fürst," entgegnete Ottilie begeistert, „und beuge mich tief vor seiner liebevollen Größe."

Eine Pause folgte. Der Herzog kämpfte mächtig mit seiner Liebe. Endlich fuhr er mit der Hand über die Stirne, als wolle er ein liebes Bild verwischen, und sagte mit tiefem Seufzer:

„So sei's. — Fahr' hin, du Traum von Glück!"

Der Ausdruck seines Schmerzes in diesen Worten war so wahr, daß Ottilie selbst ihn mitfühlte. Aber sie erkannte auch die Größe des Sieges und rief daher freudig:

„O! Gottes Segen wird Sie reichlich lohnen!"

„Sie haben mich mir selbst zurückgegeben!" fuhr der Herzog ernst, doch mild fort. „Ruh' ist im Herz, — doch es ist kalt und todt!"

Darauf ging er rasch zum Tische und schellte. Ein Diener trat ein. Der Herzog aber befahl: „von Fahnenberg und seine Arrestanten!"

O Gott! Es ist sehr schwer, ein guter Fürst zu sein, denn schrecklich sind die Wetter auf den Höhen. Doch ist der Kampf vorüber, strahlen sie umfluthet von dem Glanz der Majestät.

Das Peinliche der nun folgenden Scene kann man sich leicht denken. Saß doch der Herzog jetzt als Richter dem Manne gegenüber, der bis dahin sein Freund und Günstling gewesen, — sah er doch in die bleichen Gesichter Ottilien's und Sophien's und in das der Gräfin, deren Stolz der furchtbare Schlag wenigstens für Augenblicke niedergeschmettert, — stand ihm doch Wilhelm entgegen, dessen männliche Ruhe, dessen würdevolle Haltung, — die laut für des Vaters Unschuld

zeugte, — sonderbar mit der Niedergeschlagenheit und Verzweiflung seiner Familie contrastirte. Und dann Weiß, der finstere, hämische Dämon, der mit satanischem Triumph auf das zertretene Glück der gestürzten Familie blickte.

Der Oberst selbst war bleich wie der Tod. Seine sonst so feste Haltung hätte die vorige Spannung nicht mehr, doch stand er ernst und gefaßt vor dem Fürsten, als hebe ihn sein Bewußtsein über die gräßliche Anschuldigung einer so verruchten, blutigen That. Der Herzog hatte sich gesetzt. Eine drückende Pause folgte, endlich hub der Fürst an:

„Bis jetzt Ihr Freund — hat mich eine wunderbare, unerhörte Nachricht in Ihren Richter umgewandelt. Noch will ich hoffen, daß sie treulos lügt — um Ihret- und der Menschheit willen will ich's hoffen. Denn kann ein so würdiges Gewand das Laster bergen, wär's möglich, daß auf blutgedüngtem Boden der Tugend schöne Blüthen entsprossen könnten? — dann wehe dem verrätherischen Geschlecht der Menschen — und dreifach wehe dem Fürsten, der ihm vertrauen, der es lenken soll." — — —

„Wie ich mich meinen Unterthanen stets gezeigt,

werd' ich auch jetzt gerecht und unparteiisch sein. So geben Sie der Wahrheit nun die Ehre."

„Dies schwör' ich bei dem ew'gen Gott!" — entgegnete feierlich der Oberst — „und somit denn bekenne ich mich für „schuldig!"

Es war furchtbar, welchen Eindruck dies „schuldig" auf alle Anwesenden machte. Eine minutenlange Todtenstille folgte. Wilhelm wankte, es ward finster vor seinen Augen, er mußte sich an der Lehne eines Sessels halten, Lucie stützte sich halb bewußtlos auf Sophie.

„Also doch schuldig?" hatte der Fürst finster wiederholt.

„Ja!" sagte der Oberst — „doch nicht des Mordes hab' ich mich zu zeihen; was ich beging, ist minder strafbar nur. In kurzen Worten sollen Sie's erfahren."

„Mein Name ist Johann Kraut. Ich diente —" und hier zeigte der Oberst auf Weiß — „mit diesem Menschen in den Reihen deutscher Krieger, die einst Napoleon nach Moskau führte und Beide standen wir zugleich im Dienste unseres Hauptmanns, des Grafen von Wernig. Nur kurze Zeit hielt Philipp bei uns aus, er desertirte und ich sah ihn nicht mehr wieder. Moskau stand in Brand, seine Flammen kündeten unser Ver-

derben, und bald begann die unheilschwere Flucht, die Tausenden das Leben kostete. Auch Graf von Wernig blieb schwer erkrankt zurück, kein Freund war ihm geblieben und kein Trost, als ich, und kaum entkamen wir, durch Wunder fast und durch die Güte eines würdigen Geistlichen, der uns verbarg, — dem wilden Feind. Mit treuer Liebe pflegte ich ihn sorgsam wie einen Bruder; doch umsonst, er unterlag und starb in meinem und des Pfarrers Arm."

„Ist nicht der Pfarrer auch gestorben?" unterbrach hier den Redenden Weiß mit seiner gewohnten Frechheit. — „Der Tod ist schweigsam und widerspricht uns nie!"

Der Oberst nahm diese Worte, in welchen eine gräßliche Beschuldigung lag, mit Ruhe hin; nur ein Blick der tiefsten Verachtung traf Weiß. Zugleich zog er ein Papier aus der Brust und überreichte dasselbe dem Herzog.

„Hier ist ein Zeugniß von dem Geistlichen und seiner Ortsbehörde ausgestellt, daß Graf von Wernig friedlich starb und nach Gebrauch beerdigt wurde. Es wird mich schützen gegen gift'gen Lug."

Der Herzog nahm das Papier und überflog es, dann frug er, zu Philipp gewendet:

„Und wer beweist das Gegentheil des Inhalts dieser Schrift?"

„Die Thatsache!" sagte Weiß, — „die Thatsache, daß Kraut des Titels und des Vermögens sich bemächtigte."

„Dies war das Unrecht, was ich that!" entgegnete bekümmert der Oberst. „Mein Hauptmann war der letzte Sprosse der Gräflich Wernig'schen Familie. Vor seinem Tode hat er's mir bekannt und mich gebeten, sein Vermögen, das er in Wechseln bei sich trug, nach Deutschland mitzunehmen. Dort kannte er ein Wesen nur, welches ihm lieb und theuer; es war ein Mädchen, das er zärtlich liebte und die mit Sehnsucht seiner Rückkehr harrte, und dieses hatte er zur Erbin sich bestimmt."

„Ich kam zurück. Der Krieg ließ mich das Mädchen an dem bestimmten Orte nicht finden, den es mit seiner Schwester längst verlassen hatte. Ich stand allein, in meinen Händen lag ein großes Vermögen und die Papiere meines Hauptmanns. Da schallte auf's Neue der Freiheit Ruf durch Deutschland wieder, schnell zu den Fahnen sammelt sich ein Heer. Auch mich erfaßte die Begeisterung bald, der Ehre Glanz verlocket meine Sinne; ich eile hin an einen andern Hof — zu Ihrem Vater führt mich das Geschick — und bald als Hauptmann

und als Graf von Wernig stehe ich in seinem Heer. Ich kämpfte tapfer und ich stieg. Da kam der Friede und mit ihm die Reue; doch hofft' ich stets, die Ruhe meiner Seele durch treue Dienste und durch strenge Tugend mir wieder zu erkaufen. Wie weit es mir gelungen, wissen Sie. Doch die Gerechtigkeit des Ew'gen schlummert nie. Um dreißig Jahre später findet sich Lauer wieder — ich bin verrathen — mein Glück zerstäubt, — der Ehre Trugbild flieht — und in dem Staube fleh' ich nun um Gnade!" —

Es war, als ob von Aller Brust eine ungeheure Last hinweggewälzt würde. Selbst die Gräfin athmete freier auf, so gräßlich der Gedanke sie berührte, daß ein Betrug sie mit einem Nichtadeligen verbunden. In der That, ihr Stolz hätte fast lieber den Gatten als Mörder gesehen, als so herabgewürdigt. Und doch! und doch kämpfte die Liebe wieder mit dem Stolze, — die Liebe und die Achtung, die sie seit drei Jahrzehnten an den Gatten fesselten.

„Gerechter Gott!" rief sie händeringend — „so bist Du dennoch schuldig?! Doch nein! nein! so schwer er sich verging, mein Fürst, er hat es ja gesühnt!" —

„Nur fremden Namen, nur leeren Schall hat er sich angeeignet!" setzte beklommen der Sohn hinzu.

„Und das Vermögen einem Weib geraubt!“ ergänzte der Herzog.

Hier folgte abermals ein kurzes peinliches Stillschweigen. Der Herzog hatte finster das Haupt auf die Hand gestützt. Endlich sagte er:

„Gerechtigkeit war stets mein Losungswort. Was können Sie, Lieutenant Weiß, zur Rechtfertigung Ihrer Anklage noch sagen?“

„Daß ich von Allem dem nicht das Geringste glaube!“ entgegnete der Angeredete.

„Und Ihre Anklage auf Mord?“

„War mein Vermuthen und — weil er, der Glückliche, den Raub nicht mit mir theilen wollte .... Rache! —“

Weiß hatte diese Worte mit einem so boshaften Lächeln begleitet, daß selbst der Herzog empört zusammenschauderte. Unwillig erhob er sich und rief:

„Die Sie sofort auf der Festung büßen. Oberst Wernig aber ist seines Dienstes entsetzt und des Adels verlustig. Verbannt hat er auf ewig unser Land zu meiden, und sein Vermögen bleibe der Erbin des verstorbenen Grafen.“

O Gott! wie furchtbar schnitt dies Urtheil durch Luciens und Sophiens Herzen. Zitternd sanken

sie dem Fürsten zu Füßen, und riefen unter einem Strom von Thränen: „Gnade, Gnade, hoher Fürst!“

„Nur für die Meinen, Herr, fleh' ich um Milde!“ fügte schmerzlich bewegt der Oberst hinzu.

„Ich will,“ rief verzweifelt Lucie, „aus eigenen Mitteln dreifach die Schuld vergüten, wenn die Verlorene je sich wieder zeigt.“

Der Herzog zuckte die Achseln. — „Ich muß den Adel wie den Bürger schützen“ — sagte er alsdann, der Gräfin die Hand bietend, um sie aufzuheben. „Wie war der Name jenes armen Mädchens?“

„Johanna Steiner!“ antwortete der Oberst. Aber kaum war das Wort über seine Lippen, als Ottilie und Frau Weiß wie aus einem Munde riefen:

„Johanna Steiner?!“

„O Himmel! und wo sollten Sie sie finden?“ setzte Frau Weiß hinzu.

„In Dresden,“ sagte der Oberst, „denn dort hatte er die Wittwe zurückgelassen.“

„Gerechter Gott!“ platzte da Frau Weiß jubelnd heraus, „das war ja meine Schwester, die dann in späterer Ehe Ottilie gebar.

Die Ueberraschung war allgemein. Frau Weiß

versprach die Wahrheit ihrer Aussage hinlänglich mit Papieren zu beweisen, und der Herzog erkannte, daß für diesen Fall das Vermögen des Grafen Wernig an Ottilie ausgehändigt werden müsse. Welch größeres Glück hätte Ottilien begegnen können?! Freudig aber bescheiden trat sie vor den Herzog und sagte:

„Durchlaucht, ich wende mich an Ihr edles Herz. Lassen Sie eine Familie nicht so namenlos unglücklich werden; — erwägen Sie die vielen Verdienste des Herrn Oberst, und seien Sie gnädig. Mir aber sei vergönnt, auf das Vermögen verzichten zu dürfen."

„Und das ist das Mädchen" — sagte Wilhelm, Thränen in den Augen, zu Vater und Mutter gewandt — „das Sie als Tochter ausschlugen."

Aber in dem Fürsten hatten unterdessen die edleren Regungen des Herzens gesiegt. Er fühlte in diesem Augenblicke mehr als je, daß er Ottilien liebe, aber seine Liebe war jetzt verklärt. Wie eine warme, himmlische Sonne ging der Gedanke in ihm auf, seinen Fehler gegen dies edle Kind durch Milde wieder gut zu machen.

„Wohlan!" sagte daher der Herzog, und der innere Sieg verklärte seine Züge — „zu strafen ist eine harte

Fürstenpflicht; doch ihr zur Seite steht das schöne Recht der Gnade. — Mein Urtheil bleibt bestehen, doch bestätige ich Weib und Kinder in des getragenen Namens, Adels und Ranges Rechte. Wilhelm von Wernig, deß offenes, kühnes Herz ich schon erprobt, behält das ihm versprochene Amt, und nimmt — die Schuld des Vaters auszugleichen — Ottilie zur treuen Gattin an." —

O wie selig erglänzten da alle Augen in Freudenthränen! Wilhelm aber sagte gerührt:

„Die Gnade, Durchlaucht, zeigt Ihr fürstlich Herz, doch eine Bitte wollen Sie mir noch gewähren, daß ich den Adel Ihnen zu Füßen legen darf. Auf ungerechte Weise wird das mein Eigenthum, was ich auf rechte nicht zu erlangen streben würde. Mein Adel sei ein reines Herz, das Gott und seinem Fürsten treu, nur seinen Ruhm in der Erfüllung seiner Pflichten findet."

„Schön!" entgegnete der Herzog, dem jungen Mann freundlich auf die Achseln klopfend, während er nach Ottilien blickend einen Seufzer in der Brust erdrückte. „Mir gleich willkommen ist ein jeder Unterthan, sei er von Adel oder auch ein Bürger. Den Werth des Mannes giebt seine Leistung an. Den

Werth des braven Weibes aber — lernte ich heute schätzen."

Und damit nahm er Ottilien bei der Hand und führte sie wehmüthig lächelnd Wilhelm zu.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

I. Die Sternkönigin 3
II. Künstlergenie und Fürstenlaune 71
III. Die letzten Meistersänger 123
IV. Der Fluch der bösen That 221

Deutsche Erzählungen.

Von

Heribert Rau.

Zweiter Band.

5. R. 9.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1851.

Deutsche Erzählungen.

Zweiter Theil.

Die Jesuiten in Paraguay.

I.

Die Tobas-Indianer.

Sterne mit den gold'nen Füßchen
Wandeln droben lang und sacht,
Daß sie nicht die Erde wecken,
Die da schläft im Schooß der Nacht.

Horchend stehn die stummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend streckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was hör' ich? In die Seele
Dringt der Töne Widerhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

Heinrich Heine.

Wenn irgend ein Land der Erde von der Natur reich begabt und wie ein Schooßkind behandelt wurde, so ist es Paraguay.

Alles, was Süd-Amerika an Farbenglanz, an Blumenduft, an Reichthum und an Pracht der Pflanzen-

und Thierwelt aufzuweisen hat, findet sich hier bei einander, während für den Menschen kaum ein gesunderes Klima aufgefunden werden dürfte.

An Brasilien, die la Plataſtaaten und Bolivia gränzend, durchziehen dieſes üppige Land die riesigen Ströme Paraguay und Parana, welchen Hunderte von kleineren Flüſſen und Bächen ihre Waſſer zuführen. Aber außer dieſen Strömen, Flüſſen und Bächen hat Mutter Natur mit weiſer, man könnte sagen mit zärtlicher Vorſicht, auch noch für viele Seen geſorgt, denn gerade alle dieſe Waſſermaſſen ſind es, welche durch ihre Ausdünſtungen die Hitze jener Gegenden mildern und ſo dem Klima eine wahrhaft wollüſtige Behaglichkeit geben.

Nicht wenig tragen hierzu freilich auch die ungeheuren Urwälder bei, die Paraguay bedecken und namentlich zu jener Zeit, von welcher wir ſprechen, — 1730 — noch in ihrer ganzen Fülle überzogen. Die Ueppigkeit der Vegetation zu beſchreiben, die hier herrſcht, wäre der geſchickteſten Feder ohnmöglich, da ſich hier neben Palmen, Eichen, Dornakazien, Maulbeerbäumen und einer Menge von Farbhölzern alle die herrlichen und koſtbaren Holzarten Süd-Amerikas vorfinden.

Den Hauptreichthum des Landes bilden aber der Paraguay-Thee (Matté), Baumwolle, Cacao, Indigo, Getreide, Kautschuk (der elastische Gummi), Kaffee, Schiffsbauholz und Ochsenhäute. Unter den Ureinwohnern zeichnen sich vorzüglich die Indianerstämme der Tobas, der Aguilots, der Pitilagas, der Bocobis und der fürchterlichen Paulistas aus.

Von diesem reichen und herrlichen Land hatten nun längst die Spanier, wenigstens theilweise, Besitz genommen und Niederlassungen daselbst gegründet, als 1588 die Jesuiten auf diesen Himmelsstrich aufmerksam wurden.

Der Plan, eine jesuitische Universalmonarchie zu gründen, lag damals dem Orden schon klar vor Augen, und so mußte er nicht nur darauf bedacht sein, in allen Weltgegenden Fuß zu fassen, sondern es galt auch irgendwo den Anfang zu einem selbstständigen und unabhängigen Jesuiten-Staate zu gründen. In Europa war nun letzteres nicht durchzuführen, da bereits die weltlichen Mächte überall Besitz genommen, und so mußten denn in dieser Beziehung die frommen Väter ihr Augenmerk hauptsächlich auf die neue Welt richten.

Zwar hatte Spanien auch hier schon seinen Scepter ausgestreckt; wenn man aber in irgend einem verborge-

nen Winkel jener unermeßlichen Urwälder sich niederlassen, und von da aus, unter dem Vorgeben der Verbreitung der christlichen Religion, Indianerstämme an sich ziehen, ihre Reviere unter der Hand in Besitz nehmen und die Neubekehrten zu gehorsamen Unterthanen und tüchtigen Arbeitern machen könnte, so dachten die Väter, könne man am Ende doch wohl eine Art Missionenprovinz zusammenbekommen, aus welcher dann mit der Zeit unter dem Deckmantel der Religion ein Anfang zu einem unabhängigen Jesuitenstaate zu machen sei.

Paraguay war dafür trefflich geeignet, da es erstens der Welt ziemlich außer den Augen lag und doch, so zu sagen, einen Mittelpunkt für ganz Süd-Amerika bildete, man auch außerdem die Wilden aus der Hand der Natur empfing, und sie somit von vorn herein zu den trefflichsten Werkzeugen des Ordens heranbilden konnte. Endlich mußte das Unternehmen Angesichts der Welt den Jesuiten noch den Schein eines nie ruhenden, keine Gefahren scheuenden, heiligen Eifers für die Ausbreitung der Religion geben, im Stillen aber zu einer unerschöpflichen Quelle von Reichthümern für den Orden werden.

Der Plan war also vortrefflich und schon in dem

Jahre 1588 hatten die Jesuiten Ortega, Fields und Salonio bereits große Fortschritte in Paraguay gemacht. Entschieden trat der Orden 1609, nach der Gründung Loretos und San Ignacio Mini's, auf, indem er Philipp III. um die Einwilligung und Sanction der Gründung einer christlichen Republik ersuchte. Aller Gegenvorstellungen ohnerachtet billigte dann auch Philipp in der That diesen Plan und nun breiteten die Jesuiten ihre Macht mit unglaublicher Schnelligkeit aus.

Daß sich diesem Auftreten der frommen Väter, durch die gerechten Besorgnisse der vernünftigeren Laien und Geistlichen veranlaßt, zahllose Hindernisse entgegenstellten, ist sehr natürlich. Allein solche Schwierigkeiten entflammten den Eifer der Jesuiten nur noch mehr. Gewandt und thätig, suchten sie bald diesen bald jenen einflußreichen Mann für sich zu gewinnen und da sie dabei kein Opfer scheuten, und eben so wenig vor guten als vor schlechten Mitteln zurückbebten, so gelangten sie in kurzer Zeit zu dem ersehnten Ziele.

Wenige Jahre nach der ersten Anlage ihrer Niederlassungen hatten sie schon 29 Missionen in den Flußgebieten des Paraguay und des Parana, die zwar alle kaum entstanden und noch schwach waren, sich aber

dennoch bald im Stande befanden, einen wirklichen Krieg gegen die unbekehrten Indianer, die sich ihnen nicht gutwillig unterwerfen wollten, zu beginnen.

Auf die meisten Hindernisse stießen sie bei den kriegerischen und furchtbaren Paulistas, die sich mit den Tupis und anderen nicht minder barbarischen Völkerstämmen vereinigten, um ihre angestammte Freiheit gegen die christlichen Eindringlinge zu wahren. Auf das Aeußerste gereizt, stürzten sich diese schrecklichen Stämme 1631 auf den jungen Jesuiten-Staat, und vernichteten Alles, was ihnen unter die Hände kam. Die Kirche von Guayra sah sich mit einem Male von 100,000 Seelen auf 12,000 herabgebracht.

Das Geschick der christlichen Republik war von nun an ein fortwährendes Schwanken zwischen Glück und Unglück, Sieg und Niederlage. Kaum fiel hier eine Mission, so erhoben sich dort andere, bisweilen auf demselben Boden. Diesem schwankenden Zustande mußte ein Ende gemacht werden; aber eine friedliche Abfindung mit den Indianern, die nichts weiter verlangten, als in ihren von den Vätern ererbten Wäldern ruhig und unbelästigt leben zu dürfen, sagte den Jesuiten nicht zu, da es ihnen gerade auf die Besitznahme

jener herrlichen Waldungen und reichen Länderstrecken ankam.

Die „Gesellschaft Jesu" faßte daher den ebenso unchristlichen als unmenschlichen Entschluß: die Paulistas-Indianer gänzlich zu vernichten.

Die Neubekehrten wurden bewaffnet, der Gebrauch der Feuergewehre und militärische Disciplin eingeführt und um das Jahr 1641 ein „christlicher Vernichtungskrieg" gegen die unschuldigen Bewohner jener Urwälder begonnen. In einem einzigen Treffen tödtete das jesuitische Heer 12,000 Paulistas, in wenigen Jahren aber war der ganze mächtige Stamm mit allen seinen Hülfsvölkern bis auf wenige traurige Ueberreste vernichtet.

Jetzt erblühte der neue Jesuiten-Staat mit einem Male auf überraschende Weise, so daß er sich um das Jahr 1750, in welchem wir den Leser in Paraguay einführen, über dreiunddreißig indianische Völkerschaften ausdehnte, und — allein in seinen 35 Missionen — 133,700 Seelen zählte.

Was die innere Einrichtung dieses merkwürdigen Staates betrifft, so nannten ihn die Jesuiten zwar eine Republik, eigentlich aber war in ihm der unumschränkteste Absolutismus das Grundprincip. Die oberste, ge-

heime Leitung lag in den Händen des Generals, die sichtbare in denjenigen des Superiors der Mission.

Dieser „Superior der Missionen" hatte den Auftrag, im Namen der Gesellschaft über alle Häuptlinge der Völkerschaften zu wachen. In jeder Mission befanden sich alsdann eine Anzahl Jesuiten, an deren Spitze ein Pfarrer und ein Vicar standen. Missionäre — gewöhnlich junge Priester, die ihre theologischen Studien in dem Collegium zu Cordova, einer Art Seminar, gemacht, — durchzogen dabei in großer Zahl die unermeßlichen Urwälder Paraguays, theils die Neubekehrten unterrichtend, theils die noch heidnischen Indianer bekehrend. Die Verwaltung lag allein in den Händen der Jesuiten. Eigenthum hatte Niemand, alle Erzeugnisse des Bodens und des Gewerbfleißes gehörten der Gesellschaft, die sie entgegennahm und dafür ihren Unterthanen Schutz und Auskommen gab, für Kirche und Schulen sorgte und ihren grenzenlosen Despotismus unter kirchlichem Pomp und anscheinender Väterlichkeit verbarg. Dabei war aber auf das Strengste dafür gesorgt, daß kein Strahl geistiger Aufklärung in dies reiche und doch so arme Land fallen, — daß den Bewohnern desselben auch kein Schatten von Selbstständigkeit ward. Jede Uebertretung mußte durch

schwere öffentliche Buße, jeder Rückfall durch die Peitsche gesühnt werden.

Da sämmtliche Einwohner Paraguays, die nicht dem Orden der Jesuiten angehörten, auf diese Weise Sclaven, — besitzlose Sclaven waren, so flossen bei der angestrengten und regelmäßigen Arbeitsamkeit, zu welcher sie Tag für Tag angehalten wurden, ganz ungeheure Summen in den Schatz der Mission zusammen, — eine Thatsache, die die Jesuiten bald zu der Vorsichtsmaßregel führte, keinem Fremden den Eintritt in Paraguay zu gestatten, und, wenn dies ja geschehen mußte, ihm nur drei Tage Aufenthalt zu gewähren. Zur Aufrechthaltung dieses Gesetzes wurden denn auch die Grenzen des Landes auf das Strengste und Sorgfältigste bewacht.

Unter solchen Verhältnissen hatte sich also die sogenannte christliche Republik herausgebildet, als sich jene Begebenheit ereignete, die wir hier zu erzählen bereit sind.

Es war an dem Abende eines schönen Sommertages, als die kräftige Gestalt eines Tobas-Indianers durch den dichtbelaubten Urwald schritt, der sich bis an die Ufer des mächtigen Paraguay-Stromes herabzieht. Die Bronze-Farbe seiner Haut, das Ge-

drungene seiner Figur, die stark hervorstehenden Backenknochen, und namentlich die rothe ganz eigenthümliche Tättowirung seines gänzlich nackten Körpers, von dessen Schultern nur ein Stück Zeug, leicht übergeworfen, herabhing, ließen auf der Stelle erkennen, daß er dem Stamme jener Tobas angehöre, die sich in den Kriegen mit den Spaniern so furchtbar gemacht, im Frieden aber, durch Gastfreundschaft, ja durch ein gewissermaßen liebenswürdiges Benehmen, — so weit dies nämlich ihr grenzenloses Phlegma erlaubte, — auszeichneten.

Der Indianer, von welchem wir reden, trug in seiner Rechten den Macana, jenen sieben Fuß langen Bogen, von dem sich die männlichen Bewohner jener Wälder nie trennen. Einige fünf Fuß lange, scharf zugespitzte Pfeile und eine Art Schleuder, die aus drei Riemen bestand, an deren Ende Kugeln befestigt waren, vollendeten seine Bewaffnung. Still und in sich gekehrt, fast könnte man sagen, träumerisch, schritt er dahin, einzelne unzusammenhängende monotone Laute summend, die rhythmisch seinen Schritt begleiteten.

Nur von Zeit zu Zeit blitzte sein scharfes und kluges Auge auf Momente lebhaft auf, als suche es nur ihm bekannte geheime Zeichen, die ihm als Wegweiser durch

die Wildniß dienen sollten. Aber es waren nur einzelne Blicke, dann erlosch das Feuer wieder, und die Gestalt bewegte sich wie bisher leise summend und in sich gekehrt weiter.

Nach längerer Zeit hielt der Indianer endlich an. Der Wald hatte sich an dieser Stelle gelichtet, und von der kleinen Anhöhe herab, auf welcher er sich eben befand, bemerkte man in nicht allzuweiter Ferne einen kleinen Landsee, dessen Ufer mit Weiden, Algarebos, Palmen und anderen Bäumen dicht bewachsen war.

Schaaren wilder Enten bedeckten seine Fläche, und ihr Schnattern, Auffliegen und Untertauchen belebte auf zauberhafte Weise die sonst so tiefe Stille der einsamen Wälder.

Der Tobas-Indianer war nach kurzer Rast zu den Ufern des Sees herabgestiegen, und hatte hier Bogen und Pfeile abgelegt und vorsichtig unter einem dichten Busche versteckt. Die Vögel schienen ihn anfangs kaum zu bemerken, bis er mit einem Fuße gewaltsam in das Wasser tretend, einige Dutzend aufscheuchte. Erschrokken flogen die Thiere auf, aber in demselben Augenblicke schwirrte ihnen auch die Schleuder so wohlgezielt nach, daß sie sich mit Blitzesschnelle um die Flügel eines fet-

ten Vogels schlang, der sofort ängstlich flatternd zu Boden sank.

Der Indianer betrachtete die Beute mit Wohlgefallen, dann genügte ein Druck und das Thier hatte geendet. Als dies geschehen, wiederholte der Jäger das Verfahren und zwar so lange, bis er vier der schönsten Enten erlegt hatte, worauf er mit seiner Beute beladen n der gleichen Weise heimzog, wie er gekommen.

Es war bereits völlig Abend geworden, als er in einer engen dichtbewaldeten Thalschlucht ankam, aus der ihm schon von Ferne ein lustiges Feuer entgegenleuchtete. Ein freudiger Laut entfuhr seinen Lippen, und wurde — war es durch ein Echo oder ein befreundetes Wesen — erwiedert.

Jetzt wurden seine Schritte rascher und bald stand er vor einer ebenso wunderbaren als malerischen Gruppe.

An dem Feuer, welches unter einem Felsenvorsprunge brannte, saßen drei dunkle Gestalten. Es war ein Greis, dessen nervigte Glieder und feste, noch unverwitterte Züge indessen bewiesen, daß die Jahre seine kräftige Natur nicht gebeugt. Ihm zur Seite saß eine weibliche Gestalt, die ein zweijähriges Kind scherzend tänzelte, und es von Zeit zu Zeit mit mütterlicher Liebe

an sich drückte. Dicht neben dem Feuer aber war eine Hängematte von Bast an zwei nicht weit von einander stehenden Baumstämmen angebracht, auf welcher ein Mädchen von höchstens vierzehn Jahren ruhte. Es war ein reizendes Kind. Ihr schön gebauter Körper, — völlig nackt, wie der aller Tobas-Indianer, — war mit einer gewissen Koketterie bemalt, zeigte aber ein so reines Ebenmaß der Glieder und so volle hübsche Formen, daß sich in der That keine Europäerin desselben hätte schämen dürfen. Ihre Züge trugen das Gepräge der Guthmütigkeit, so wie ihr ganzes Wesen etwas Kindliches verrieth.

Die Gruppe zu vollenden, ruhte ein großer Hund unter den riesigen fächerartigen Blättern einer Staude, die an einem fast zwanzig Fuß hohen Schafte dichte Büschel blutrother Blüthen in den leisen Abendlüften wiegte, und die ganze Umgebung mit einem süßen, fast betäubenden Dufte erfüllte.

Einige Geschirre von Thon gefertigt lagen zur Seite, während drei oder vier Macanas mit ihren Pfeilen an einen der Baumstämme gelehnt standen.

Als der von der Jagd zurückkehrende Indianer in den Bereich dieser Gruppe getreten, die augenscheinlich seine Familie ausmachte, begrüßte ihn eine Art Freu-

dengeschrei, das auch er mit ähnlichen Tönen erwiederte. Hierauf kauerte er zum Feuer nieder, und spielte, — während die Mutter die Vögel zubereitete, — mit dem Kleinen. Ein gegenseitiges Gespräch knüpfte sich dabei kaum an, wie denn überhaupt jene Stämme im höchsten Grade schweigsam sind, und vieles Sprechen, zumal bei den Männern, als entehrend angesehen wird.

Es mag dieses in sich gekehrte Wesen seinen Grund in dem Phlegma haben, dessen wir schon als eines charakteristischen Zuges jener Indianer-Stämme erwähnt. Nirgends aber beweist sich dieses Phlegma auf eine schrecklichere Weise, als bei der Sitte, alle Kinder weiblichen Geschlechtes — mit Ausnahme der erstgebornen Tochter — gleich nach der Geburt zu begraben. Es geschieht dies von den Müttern selbst, und zwar mit derselben Ruhe, mit welcher eine Europäerin ihren Säugling in den Schlummer wiegt. Der Grund dieses grausamen Gebrauchs ist aber kein anderer, als, wie sie sagen: „die Frauen gesuchter und glücklicher zu machen!“

Trotzdem fehlt es, wie schon erwähnt, den Tobas-Indianern sonst im Leben keineswegs an Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit, und auch der obengedachten

Familie verstrich der Abend, bei dem Einnehmen ihres einfachen Mahles, in unschuldiger Heiterkeit.

So war allmälig die Nacht hereingebrochen, das Feuer erlosch und bald sanken die Kinder der Natur dem wohlthuenden Schlafe in die Arme.

Nur das junge Mädchen hatte sich nicht niedergelegt. Sie wußte selbst nicht, warum, aber es ließ sie nicht schlafen. Sie erklimmte den Felsenhang, streckte sich, auf dessen Gipfeln angelangt, auf das weiche Moos, und schaute hinaus in die schöne, in die herrliche Nacht.

Aber was war dies auch für eine Nacht?! — Eine Nacht, wie sie nur ein einziger Himmelsstrich auf unserer Erde — eine Nacht, wie sie nur Paraguay kennt.

Der Mond stand hellleuchtend an dem tiefdunklen, von keinem Wölkchen getrübten Himmel, und goß sein silbernes Licht mit wahrer Zauberpracht durch die dichtbelaubten Kronen jener riesigen Ybaro-Bäume, die vielleicht Tausende von Jahren an sich haben vorübergehen sehen; deren hohle Stämme einen Umfang haben, daß Familien in ihnen zu wohnen vermögen, und die selbst wieder eine Welt für Moose, Schling- und

Schmarozer-Pflanzen, für Käfer, Insekten und Vögel sind.

Wie unaussprechlich süß klangen aus dieser Laubfülle die Töne des Sprossers herab, — „wie horchend standen die stummen Wälder, ein jedes Blatt ein grünes Ohr, — wie träumend streckten die fernen Berge die Schattenarme hoch empor!"

Und all die zahllosen duftenden Blüthen und Pflanzen! Der Curiy, eine Art Fichte, deren Saamen man ißt, der Weihrauch-Baum, das wohlriechende Palosanto und das Aguaraibay, mit seinem kostbaren Harze. Und diese Düfte, getragen von einer Luft, so weich und wollüstig, so warm und doch wieder so frisch und kräftig, wie sie sonst kein Erdstrich bietet.

War es da ein Wunder, daß unser schönes Tobas-Mädchen seine reizenden Glieder mit süßer Behaglichkeit im weichen, schwellenden Moose dehnte? — War es ein Wunder, daß sich ihr Herz sehnte nach Etwas, das sie selbst nicht zu nennen wußte? — War es ein Wunder, daß ihr Blut heftiger durch ihre Adern schoß und eine nicht zu beschreibende Unruhe sie nicht schlafen ließ?

In dem Kinde der Natur forderte die Natur ihr Recht. Hier, wo Alles Liebe athmete, mußte ein weibliches Herz nach Liebe suchen; aber dies „Suchen"

war hier noch wie das stille Leben und Weben in der dichtgeschlossenen Rosenknospe, — es war ein stummes, unbewußtes, süßes Treiben, — es war ein Ahnen der Gottheit in den Tiefen der Natur.

So kam es denn, daß sich auch in der kleinen Tobas Augen Thränen stahlen, und sie schweigend stundenlang in die schlummernde Welt schaute.

Horch! da trafen mit einem Male wunderbare, nie gehörte Töne ihr Ohr, — Töne, wie sie wohl in diesen Urwäldern noch nie erklungen, — Töne, die in wunderbarer Melodie verschlungen, bald in verschiedenen Stimmen auseinanderzugehen, bald wieder in einem Klange zu verschmelzen schienen.

Das Mädchen lauschte entzückt, — ihr Herz klopfte mächtiger, — sie sog die Wellen des Klanges begierig ein, und mit den ernsten feierlichen Accorden, mit den kindlich frommen Tönen war ihr, als ob sie mit einem Male alles Das gefunden hätte, was sie noch eben ersehnt.

Athemlos lauschte die Kleine, — aus der Tiefe des Waldes aber erschallten, von vier ausgezeichnet schönen Männerstimmen gesungen, die Worte:

Schlummre, schlummre, stille Erde,
Schlummre sanft in Mondesnacht!
Bis auf Deines Gottes „Werde“
Froh der junge Tag erwacht.
Aus der Nacht zum Licht
Ew'ge Liebe bricht!
Laß auch uns durch Tod zum Leben,
Durch den Kampf zum Siege streben!

II.

Die vier Brüder.

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede, — süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Goethe.

Die Töne des Quartettes waren leise verklungen. Schweigend und ernst standen wiederum die Wälder und die Todtenstille der Nacht unterbrach nur flüsternd ein wohlthuender Lufthauch, der von den nahen Seen herüberwehte und sich spielend in dem dichten Gezweige verlor.

Die junge Indianerin, — von den wunderbaren Klängen des Chorals mächtig angezogen, — hatte sich

bereits halb erhoben und lauschte, den vorgebogenen Oberkörper auf beide Arme gestützt, noch immer athemlos.

Es war in der That mehr als Neugierde, mehr als kindische Lust an den raschverfliegenden Klängen, was des Mädchens Busen bei dem fernen, ihrem Ohr so ganz neuen Gesange wunderbar bewegt. Liegt doch in der Musik ein so allmächtiger, die tiefsten Gefühle der Menschenbrust erregender Zauber, daß schon die alten Griechen diese Macht der Töne in den herrlichen Dichtungen von Arion und Amphion besingen, die durch Musik Steine und Thiere belebten und zähmten.

O! das luftige Reich der Töne ist ein würdiges Gebiet höherer Thätigkeit. Sanft schmiegen sie sich an jedes Gefühl an, allgewaltig beflügeln sie die Begeisterung und lösen selbst den Schmerz harmonisch auf.

Dieser Einfluß der Musik, — der an Macht gewinnt, je einfacher, unverdorbener und natürlicher die Menschen sind, zu deren Ohr sie dringt, — war denn auch zu jener Zeit den Jesuiten Paraguays genügend bekannt.

Und hatten sie in Europa gelernt, daß ein großer Gedanke gar oft lange Zeit braucht, um in das Volk zu dringen, während die Macht des Klanges meist rasch

wie der göttliche Funke wirkt, so zeigten ihnen die Erfahrungen, die sie in der neuen Welt machten, daß sie durch Musik einen großen Einfluß auf die wilden Bewohner der Urwälder erlangten.

Mit ihrer unendlichen Schlauheit bedienten sich daher die Jesuiten Paraguays auch sehr häufig der Tonkunst, um durch dieselbe bei den neu zu Bekehrenden diejenige Seelenstimmung hervorzurufen, die ihnen für ihre Bekehrungsversuche die zweckdienlichste schien. Sie wandten alsdann meist einfache, aber edle Melodien an; wohlwissend, daß, sowie die kleinste Blüthe, die ihre thauigen Blätter im warmen Sonnenstrahle leise entfaltet, ein schöneres Lebenszeichen ist, als ganze Baumgänge mit geschnittenem Laub, — auch die einfachste Melodie, wenn sie zum Herzen zu dringen versteht, hinreißender wirkt, als die brillantesten künstlich geschlungensten musikalischen Studien. So lang ächtes und warmes Leben in ihr waltet, wird ja die Musik die Menschenseele mächtig beherrschen, und in Leid und Lust die Gemüther fortreißen.

Zu diesem Zwecke wurde denn auch diese Kunst mit großem Ernste auf dem Collegium zu Cordova betrieben, und hauptsächlich viel darauf gesehen, daß sich die jungen Missionäre zu tüchtigen Sängern heranbildeten.

Von allem Dem wußte nun freilich die kleine Tobas-Indianerin nichts. Eben so wenig vermochte sie sich Rechenschaft über die Seelenstimmung zu geben, in die sie der Gesang versetzte; — so viel aber fühlte sie, daß es ihr wunderbar angenehm zu Muthe war, und daß die unbehagliche Leere, die peinliche Sehnsucht, die sie noch kurz zuvor erfüllt, einer still-freudigen Behaglichkeit hatte weichen müssen.

Als es daher nach einigen Minuten still blieb, und sie sich in der Hoffnung getäuscht sah, die süßen Klänge noch einmal zu hören, gab sie ihre, wie zum besseren Lauschen eingenommene vorgebeugte Stellung auf und wollte sich eben erheben, als sie zu ihrem Staunen bemerkte, daß die anderen Glieder der Familie zu ihr getreten waren. Eine rasche Bewegung verkündete, daß sie im Begriff sei, ihre Freude über das fremdartige Ereigniß auszusprechen, ehe aber noch ein Wort über ihre Lippen gekommen, hatte ihr das Haupt der Familie ein gebieterisches Zeichen des Schweigens gegeben.

Mit diesem — dem uns schon bekannten Tobas-Indianer — war indessen eine merkliche Veränderung vorgegangen. Die sonst bequeme Haltung des Körpers war einem kühnen Emporrichten gewichen, — die Arme, bisher schlaff und faul herabhängend, hoben sich jetzt

mit einer Kraft und Geschmeidigkeit, die überraschen mußte, — alle Muskeln des Körpers waren sichtbar angespannt, und die sonst so phlegmatischen Züge des Gesichtes trugen nun den Ausdruck des Mißtrauens, den indessen ein zeitweises Aufblitzen von Kampfeslust oft auf Augenblicke verwischte.

In diesen Momenten war die muskulöse dunkele Gestalt des Wilden furchtbar anzusehen, wie sie, den Macana mit den Pfeilen in der einen, die Streitart in der anderen Hand, hoch aufgerichtet stand, während der blasse Mondschein die abenteuerliche rothe Tätowirung des nackten Körpers scharf hervorhob.

„Dorado!" rief der Indianer jetzt mit leiser, halbunterdrückter Stimme und verschwand in demselben Momente.

„Dorado!" hatte der Greis mit heiserem Geheul wiederholt, und bei diesem, allen Indianern verhaßten, die weißen Menschen, namentlich die gefürchteten Spanier, bezeichnenden Worte stießen auch Mutter und Tochter die gleichen dumpfen wehklagenden Töne aus und glitten, flüchtig wie Schatten, den Felsen herab, sich unter dessen Vorsprung ängstlich bergend.

Während dessen hatte der Greis seinen Platz nur in so weit geändert, als er sich in den Schatten einer hohen Curiy-Fichte zurückzog, mit deren dunkelem Stamme die bronzefarbene Gestalt bald wie verwachsen erschien, so daß es dem Auge eines Europäers ohnmöglich gewesen wäre, beide von einander zu unterscheiden. Dabei spähten die Blicke des Wilden unaufhörlich mißtrauisch umher, so wie sein Ohr dem leisesten Geräusche lauschte.

Der jüngere Tobas hatte sich indessen leisen Schrittes der Gegend genähert, aus welcher wenige Minuten früher der Gesang erschallte. Plötzlich blieb er, den Kopf hoch aufgerichtet und die Ohren nach dem Winde haltend, stehen, als habe er ein Geräusch vernommen. In der That schlugen an das scharfe Ohr des Wilden die leisen Töne eines in weiter Entfernung Sprechenden. Noch ein Mal lauschte der Tobas, dann sank er zu Boden und kroch, einer Schlange gleich, ohne einen Laut von sich zu geben, unhörbar und mit wunderbarer Behendigkeit der Gegend zu, in welcher er nun unfehlbar die Weißen wußte.

Nach ohngefähr zehn Minuten hielt er an, regungslos im finsteren Schatten eines Baumes liegen bleibend. Sein Ziel war erreicht, denn in geringer Entfernung

von ihm hatten sich vier Männer auf einer kleinen Lichtung des Waldes gelagert.

Der Mond erleuchtete die Gruppe auf das Deutlichste. Es waren junge Spanier, die der Tobas — wäre er auf die Niederlassung bekannt gewesen — sogleich an ihrer wunderlichen Kleidung für Jesuitenzöglinge der Mission hätte erkennen müssen. Farbe und Schnitt der Kleidung war bei allen Vieren vollkommen gleich. Ein bis zur Erde herabreichender Rock von roher Schaafwolle mit weiten, herabhängenden Aermeln war das Hauptkleidungsstück. Ueber demselben hing ein Mantel von leichtem, schwarzem Zeuge, der nach vorn und hinten, ohngefähr in der Form eines Meßgewandes, überfiel, ohne jedoch die Seiten zu bedecken, Sandalen und ein breitkrämpiger Hut vollendeten den Anzug.

Dabei trug Jeder eine Art Tasche, die aber im Augenblick alle viere am Boden ruhten. Die jungen Männer selbst schienen ermüdet und erschöpft, wie sich denn auch zugleich ein finsterer Unwille auf der Stirne von zweien derselben sehr deutlich kund gab.

Der Dritte, kleiner als die Uebrigen, aber wohl in gleichem Alter, zeigte ganz im Gegentheil ein fast triumphirendes Aeußere. Seine Augen leuchteten in unheim-

lichem Stolze, wie denn überhaupt seine ganze Physiognomie eine finstere Härte des Charakters verrieth.

Nur der Vierte zeigte in seinen Zügen, — wenn auch ein Anflug von Schwermuth nicht zu verkennen war, — daß er sich, obgleich nicht mit Freude, doch mit männlicher Ergebenheit in sein Schicksal finde. Ueberhaupt zeichnete sich dieser durch seinen wohlgebauten Körper, die blühende Frische seines Gesichtes und den edlen Ausdruck seiner offenen regelmäßigen Züge sehr vortheilhaft vor seinen Kameraden aus, die zwar auch nicht geradezu häßlich genannt werden konnten, aber durch einen gewissen stupiden pfäffischen Ausdruck etwas Widerliches hatten, doch wurde bei jenem Kleineren mit dem triumphirenden Blick der übele Eindruck durch einen Anflug von Hoheit gehoben.

„Horcht!" rief dieser in dem Augenblick, als der Tobas abermals um einige Schritte näher gekrochen und durch das Fliehen einer großen Eidechse ein raschelndes Geräusch entstanden — „horcht! was war das?!"

„Was wird es gewesen sein?" — entgegnete im reinsten Spanisch der Schönere der Jünglinge, — „es war eine Eidechse, die neben mir in den Baum flüchtete. Ich glaube, Alvarez, Du hast in Deiner Einbildung schon einen Trupp Paulistas nahen hören!"

„Spotte nur, Arcos!“ rief ärgerlich einer jener pfäffisch aussehenden jungen Männer, — „so wahr ich Paulo heiße und mich dem Dienste der heiligen Jungfrau geweiht habe, so gewiß kann sich Alvarez' Wunsch, für unsere heilige Religion ein Märtyrer zu werden, in diesen finsteren Wäldern erfüllen. Wir haben uns schmählich verirrt, und wissen nicht, welcher Horde dunkler Teufel wir in die Hände fallen.“

„Und was wäre es dann?“ — rief Alvarez, während seine Augen mit einem unheimlichen Glanze fanatischer Wollust aufflammten, — „wenn wir nun den Paulistas in die Hände fielen? Wir würden unsere Pflicht thun, sie zu bekehren suchen, und wenn es mißglückt, wie San Jose de Cerredelo mit Lust den Märtyrertod für die heilige Kirche sterben.“

„Nun ja!“ — sagte mit schwermüthigem Ausdrucke der blühende Arcos — „ich dachte es mir gleich, daß Alvarez die Stunde nicht erwarten kann, da er am Pfahle der Indianer alle seine Muskeln unter den gräßlichsten Qualen zucken fühlt. Bei dem heiligsten Blute! — Mir fehlt der Muth so wenig, als ich jemals meine Pflicht gegen den Orden vergessen und in dem mir gewordenen Berufe lässig sein werde. Aber offen gesagt, Deine Märtyrerwuth halte ich für

Ueberspanntheit. Wir können der Kirche und der Mission viel mehr durch unser Leben als durch unseren Tod nützen.“

Alvarez konnte bei diesen Worten die Abneigung nicht ganz verbergen, die er von jeher gegen Arcos, seinem früheren Mitschüler und jetzigen Gefährten, gehegt. „Du hast nie ein Herz zu dem Orden gehabt,“ — sagte er daher mit einem Ausdruck von Stolz und Selbstbewußtsein, — „und hast die hohe und heilige Begeisterung für unseren Glauben nie gefühlt, die uns die Strahlenkrone der Heiligkeit aufdrückt, indem sie uns vernichtet.“

„Laßt doch jetzt diesen thörichten Streit!“ — fiel hier Paulo wieder ein — „und laßt uns lieber nachsehen, ob denn gar Keiner mehr etwas zu essen bei sich hat. Dann müssen wir ausmachen, in welcher Reihenfolge Einer nach dem Andern wachen soll, um den Uebrigen Ruhe zu gönnen, denn — — horcht!“ unterbrach sich hier der Sprecher —

Alle schwiegen. Es war todtenstill. Nur in weiter, weiter Ferne ertönte das Brüllen eines Jaguars, der auf Raub auszog.

„Nichts!“ — fuhr der Sprechende fort — „und doch däuchte es mir, als habe es dicht bei mir ge-

rauscht. Indessen fürchte ich die Bestien, die dort in der Ferne brüllen, eben so sehr als die Wilden. Es ist doch nicht recht vom Superior, daß er die Missionäre so unbewaffnet ziehen läßt!"

„Durch den Zahn des Tigers, den Biß der Schlange oder das Messer des Indianers, das muß uns gleich sein!" — versetzte Alvarez — „wir sind nichts als Werkzeuge des Ordens; wenn das Werkzeug unter der Arbeit bricht, wirft es der Meister als untauglich weg. Es hat genug gedient."

Von der furchtbaren Wahrheit dieser Worte durchdrungen, wagte Keiner der jungen Missionäre eine Entgegnung laut werden zu lassen. Um indessen den peinlichen Eindruck, den sie sichtbar auf einen Theil der Anwesenden hervorgebracht, zu verwischen, und getrieben von den Bedürfnissen der Natur, griff Paulo nach seiner Tasche, um zu sehen, ob er nichts mehr von Lebensmitteln bei sich führe.

Aber vergebens, die Tasche war verschwunden.

„Wunderbar!" sagte er nach einigem Suchen — „ich finde meine Tasche nicht, und doch lag sie noch vor wenigen Minuten an meiner Seite!"

Und nun suchte man von Neuem, allein die Tasche war nirgends. „Du wirst sie verloren haben!“ — meinte Alvarez, aber Paulo behauptete steif und fest, daß er sie kurz zuvor an seiner Seite niedergelegt. Glücklicherweise hatte Arcos noch einen Rest von Lebensmitteln bei sich gefunden. Er vertheilte ihn brüderlich, bot sich auch an, die erste Wache zu thun, und so streckten sich die Uebrigen in das Gras, schoben Tasche oder Hut unter den Kopf und entschliefen bald.

Ein Ausdruck tiefer Melancholie hatte sich über Arcos Züge ergossen. Er blickte wie von schmerzlichen Gedanken bewegt auf die stillen Schläfer und wiederholte dann mit leiser gepreßter Stimme die Worte: „Wir sind nichts als Werkzeuge des Ordens! Wenn das Werkzeug unter der Arbeit zerbricht, wirft es der Meister als untauglich weg. Es hat genug gedient!“

Das Unwürdige, das in einer solchen, jede menschliche Selbstständigkeit vernichtenden Stellung lag, war nie so klar und entschieden vor seine Seele getreten, als in dem Augenblick, in welchem er fühlte, daß auch er sammt seinen Freunden solche willenlose Werkzeuge seien, die jeden Augenblick für immer weggeworfen werden konnten.

Was ist es denn, das edle Menschen bei den schwierigsten Unternehmungen, bei den aufreibendsten Arbeiten oft mit freudiger Begeistrung alle Mühen und Kämpfe überwinden und die Sternenkrone wahrer Menschengröße erringen läßt? — was ist es anders, als das schöne, das stolze Bewußtsein der eignen schöpferischen Kraft, — das Bewußtsein, selbstständig wie ein Gott Großes, Schönes, Erhabenes geschaffen zu haben.

Aber nur ein Werkzeug in der Hand Anderer zu sein: nur wollen zu müssen, was Jene wollen, — nur denken zu dürfen, was Jene denken, — nur thun zu können, was Jene zu thun befehlen, dieß mußte für den erwachenden Geist eines thatkräftigen Jünglings peinlich, niederdrückend, qualvoll sein.

Und doch! wie schweigend fügten sich seine Begleiter diesem eisernen Joch; mit welchem willenlosen Gehorsam folgten sie den Befehlen der Obern, ja wie übereilte die wildflammende Begeistrung des jungen Alvarez sogar noch jene Befehle. Warf er sich doch selbst mit Stolz hinweg, um nur ein Werkzeug des Ordens sein zu dürfen.

Arcos ließ seine Blicke bei diesen Gedanken auf den friedlichen Schläfern ruhen, und machte sich endlich Vorwürfe, daß er weniger gehorsam, weniger begeistert für das große Werk der Ausbreitung der christlichen Religion unter den Heiden sei.

Ach! die edle Seele täuschte sich hier! Auch Arcos beseelte ein glühender religiöser Eifer — aber — da er nicht von Kindheit auf in den Anstalten der Jesuiten erzogen worden, sondern erst vor zwei Jahren von Spanien kommend, in das Collegium zu Cordova getreten war, so hatte die jesuitische Erziehung nicht in ihm, wie in den Uebrigen, systematisch jeden Funken der Selbstständigkeit ersticken und ihn dahin bringen können, wozu jeder Zögling Loyolas mit der Zeit nach den Gesetzen des Ordens kommen muß, nämlich dahin: „daß er sich seinen Obern gegenüber als einen Leichnam ansehe, mit dem man anfangen könne, was man wolle.“

Aber dies war es nicht allein, was ihn quälte und verstimmte. Das tiefe Geheimniß seiner Seele, die Wurzel seiner Schwermuth, war das Bewußtsein, daß ihn sein eigner Glaube oft in geheime Widersprüche mit sich selbst brachte und somit gar häufig die Ruhe der Seele raubte, und doch sollte er nun diesen Glauben

mit seinen finsteren Dämonen der Hölle, mit seinen entsetzlichen ewigen Strafen, den friedlichen, in ihrer Unschuld und Natürlichkeit so glücklichen Indianern bringen. Er sollte, — er mußte helfen, sie zu bekehren .... aber dann auch zu berauben; denn gerade ihm war ja der Auftrag geworden, den Stamm der Tobas-Indianer aufzusuchen, und durch alle Mittel dahin zu wirken, daß er sich bekehre und seine weiten von den Vätern ererbten Jagdreviere alsdann freiwillig zu einer neuen Mission der christlichen Republik abtrete.

Arcos hatte einen furchtbaren Seelenkampf durchzukämpfen. Endlich siegte jedoch die Pflicht des Gehorsams, und, gewaltsam alle Zweifel niederdrückend, erglühte sein Herz in jenem alten heiligen Eifer für die hohen und erhabenen sittlichen Ideen des Christenthums, und begeistert sprang er auf und rief in der Landessprache der Tobas, als wolle er sich vor sich selbst, vor Gott und den Ureinwohnern dieser stillen Wälder rechtfertigen:

„Friede! Friede! Friede! Euch, Ihr Kinder des großen Geistes, — Euer Glück soll durch uns nicht getrübt werden, aber die milde Sonne der Aufklärung wollen wir Euch bringen. Ich aber will wachen, daß

kein Unrecht an Euch begangen wird, das die Ehre unseres heiligen Ordens trübe!“

Arcos hatte diese Worte in höchster Aufregung gesprochen. Sie verhallten von den Schläfern ungehört in der Nacht der Wälder, aber — zwei indianischen Ohren waren sie nicht entgangen. Arcos hatte kaum vollendet, als er eine Hand auf seinen Schultern fühlte. Ueberrascht kehrte er sich um — da stand, hoch aufgerichtet die dunkle Gestalt unseres Tobas-Indianers vor ihm.

III.

Das Dorf.

„In einer solchen Werkstatt ist gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze,
Die Büsche blitzen und die Zweige schimmern,
Und jede Tann' ist eine starre Lanze.

Mit ries'gem Nacken an den Himmel stemmen
Die Berge sich; still, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den steilen Dämmen,
Seh ich den Biber seine Hütte bauen.

Fern aus dem Dickigt ragt's gleich Renngeweihen,
Der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke.
Das Birkhuhn schwirrt, und von der Hinde scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle,
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele:
Ich dicht es sinnend — doch wer wird es hören?

Der ausgewanderte Dichter
von Ferdinand Freiligrath.

Es ist sehr menschlich und natürlich, daß der junge Missionär, als er so plötzlich die dunkle Gestalt eines Indianers dicht vor sich stehen sah, erschrack und ent-

setzt zusammenfuhr. Vermochte doch sein noch wenig geübtes Auge, — wenn er auch der Sprache der verschiedenen Stämme mächtig war, — keineswegs den Tobas von dem Bocobis oder den Pauliſtas auf den ersten Blick zu unterscheiden. Daß er aber unrettbar des Todes sei, wenn er den Pauliſtas in die Hände gefallen, und daß alsdann seine blutige, mit einem Zuge abgestreifte Kopfhaut als Schmuck und Siegeszeichen in das Innere der Wälder Paraguays wandern werde, — dies wußte er gewiß!

Indessen legte sich sein erster Schreck sogleich, als er sah, daß der Indianer regungslos vor ihm stehen blieb, ohne auch nur die leiseste feindliche Absicht zu verrathen.

„Die weißen Kinder Dorados" — hub jetzt der Tobas in feierlichem Tone an — „kommen in die Jagdreviere der Söhne des großen Geistes und rufen Friede! Haben sie auch das Schlachtbeil vergraben und den Ort vergessen, wo es liegt?"

Arcos athmete freier. Zur Bekehrung der Indianer Paraguays bestimmt, hatte er sich im College von Cordova längst der Sprache derselben und der verschiedenen Abarten, wie sie z. B. bei den Tobas, den Pauliſtas, Bocobis und Pitilagas vorkommen, voll-

kommen bemächtigt; auch war er mit ihrer Ausdrucksweise vertraut, die sie zumeist ihren Gebräuchen entlehnten. Er begriff daher sogleich, daß der Tobas von dem bei seinem und fast allen Indianerstämmen üblichen Gebrauche, — zum Zeichen des Friedens das Schlachtbeil zu vergraben, — darauf anspielte, daß, wie er Friede gerufen, die Europäer von jeher mit dem Versprechen, den Frieden zu halten, gekommen seien, ihr Wort aber nur zu schnell vergessen hätten. Arcos antwortete daher auf die gleiche Weise:

„Sind nicht die Söhne Dorados und die dunklen Söhne des Waldes Brüder, und kann Unfrieden sein zwischen den Kindern eines Vaters?"

Der Tobas schien diese Meinung nicht zu theilen. Seine Gestalt hob sich stolz, sein Auge flammte kühner und mit erhobener Stimme rief er: „Als der große Geist die Erde ausgebrütet, schuf er bleiche Gesichter und Rothhäute und vertheilte alle Wälder, Flüsse und Seen unter sie; aber er hatte keine Freude an beiden, da machte er einen Tobas und sein Weib, und trug, — um sie zu entschädigen, daß sie bei der Theilung der Wälder vergessen waren, — einem Caraca auf, ihnen zu sagen, die Tobas sollten alle Nationen bekriegen, alle Männer tödten und die Frauen für sich nehmen!"

„Und doch!“ entgegnete Arcos, mit Mißtrauen jede Bewegung der feindlichen Erscheinung scharf beobachtend, — „und doch erzählt man in den Colonien, die Hütten der Tobas seien den bleichen Gesichtern offen, und die Friedenspfeife wandelt unter beiden!“

Der Tobas fühlte sich sichtlich durch diese Anspielung auf die anerkannte Gastfreundschaft seines Stammes geschmeichelt. Er sagte daher mit milderem Ausdruck:

„Eure Kundschafter haben recht gesprochen. Wenn die bleichen Gesichter mit offner Hand kommen, und die Donnerbüchse nicht über ihren Schultern hängt, so haben die Tobas Mais und Grajajatu (ein gegohrenes berauschendes Getränke) genug, die Freunde zu stärken.“

„Wir kommen als Freunde und Brüder!“ — fuhr der junge Missionär fort, indem er auf seine schlafenden Gefährten deutete, — „Keiner von uns trägt Waffen und die Freundschaft der Tobas soll der Schatten sein, unter dem wir friedlich ausruhen!“

Mit diesen Worten hatte Arcos unbemerkt, wie er glaubte, in seine Tasche gegriffen, und eine Schnur herausgelangt, an welcher ein kleines messingernes Kreuzchen hing. Des Tobas Augen leuchteten beim

Anblick dieses Spielwerks. Hastig, wie ein Kind, griff er darnach und seine Augen flammten freudig auf, als das Metall im Mondschein auf seiner dunkelen, breiten Brust wie Gold erglänzte.

Dennoch schien sein Mißtrauen nicht eher zu verschwinden, bis er sich genau davon überzeugt, daß sämmtliche Jünglinge gänzlich unbewaffnet seien.

Arcos war nun seiner Sache gewiß, er kam daher seinem Auftrag nach, und sprach gegen seinen neuen Freund den Wunsch aus, von ihm zu seinem Stamme geführt zu werden. Schwerer wurde es ihm, auf des Indianers Frage, warum sie sich so tief in die Wälder begeben wollten, mit einer Lüge zu antworten. Aber es war ihm und seinen Kameraden vom Orden befohlen worden, in diesem Falle sich für junge Aerzte auszugeben, die in den Wäldern nach heilbringenden Pflanzen suchen wollten.

Als aber Arcos mit Ueberwindung die Unwahrheit gesagt, bemerkte er sogleich, wie schlau der Orden auch hier zu verfahren wußte, denn augenblicklich verwandelte sich der immer noch etwas finstere Ausdruck des Wilden in den jener ehrerbietigen Scheu, welche alle Indianer vor den Schülern Aeskulaps haben, die

in ihren Augen halb Zauberer, halb gottgeweihte Personen sind.

In der That sagte der Tobas nun auch ohne Weiteres die Bitte zu, und so verabredete Arcos mit diesem, bei Sonnenaufgang nach dem nächsten Dorfe der Tobas-Indianer aufzubrechen. Bis dahin trennten sie sich; Arcos aber weckte seinen Gefährten Alvarez, erzählte diesem das Vorgekommene und legte sich alsdann selbst nieder, um noch einige Stunden zu ruhen.

Der Tobas hielt Wort. Mit den ersten durch das dichte Laubwerk dringenden Strahlen der Sonne, traf er bei dem Lager der jugendlichen Missionäre ein.

Die Gesellschaft, von Allem unterrichtet, machte sich hierauf auf den Weg, und erreichte gegen Mittag die ersten Wohnungen des Stammes.

Bei ihrer Ankunft hatte sich ein großer Theil der ohne Zweifel an solche Besuche nicht gewöhnten Colonie eilig in die Hütten geflüchtet und in die Hängematten versteckt. Nur die Männer blieben, — auf ein kurzes Zwiegespräch mit dem Führer unserer vier Missionäre hin, — schweigend unbeweglich und mit abgewandtem Gesichte im Schatten der über hundert Fuß hohen Sa-

pacuya (lecithis ollaria) stehen, jener Zierde der Wälder Süd-Amerika's, mit majestätischer Kuppel, reizend im Frühjahre, wenn ihre rosenfarbigen Blätter hervorkommen, und noch herrlicher in der Blüthezeit, wenn sie sich mit ihren zahllosen schönen Kelchen schmücken.

Das Dorf selbst bestand aus ohngefähr vierzig bis fünfzig ganz einfachen Hütten, deren Construction einander völlig gleich. Vier in die Erde geschlagene starke Pfähle bildeten die Ecken, Palmenblätter die Seitenwände und Decke, in welch' letzterer ein freier Raum zum Einfallen des Lichtes und zum Abzuge des Rauches gelassen war. An den Pfählen sah man Hängematten befestigt, auch hingen an ihnen die Macanas und Pfeile. Einige irdene Töpfe, Körbchen von Palmenblätter mit Pataten und Manicowurzeln, Cujas oder Trinkgeschirre, schlecht bemalte Teller aus Thon, ein ausgehöhlter Baumstamm zum Stoßen des Maises, bildeten die sämmtlichen Geräthe einer solchen Hütte. Als Verzierungen und Instrumente bemerkte man außerdem noch die Maraca, ein Stück Schildkrötenschale, das, mit Mais gefüllt, einen Ton wie die Castagnetten gibt. Büschel prachtvoller Papageienfedern schmückten hie und da die Wände. Endlich vollendeten frei herumlaufende Schildkröten und possir-

lich von Hütte zu Hütte hüpfende Affen das ganze indianische Hauswesen.

Die Wilden, — Männer und Weiber, Söhne und Töchter, Greise und Kinder, — waren Alle vollkommen nackt. Nur Einzelne trugen Halsbänder von Glaskorallen, oder rothen Beeren, auch hatte sich manches Mädchen mit einem Collier geschmückt, das mit wahrer Kunst aus Affen- und Jaguarzähnen zusammengesetzt war. Alt und Jung erschien an Stirne und Leib künstlich tätowirt und gemalt.

Sobald sich der erste Schreck der Weiber und die Ueberraschung der Männer bei dem Tobas-Stamme gelegt hatte, siegte bei Allen die Neugierde, und so kam es, daß sich die vier jungen Missionäre kurz nach ihrem Erscheinen im Dorfe von der ganzen Masse der Wilden umgeben sahen, die sie in einem immer enger werdenden Kreise umschloß.

Der Eindruck, den die vielen dunkelen, oft gräßlich bemalten Gestalten, die stets noch zurückhaltenden finsteren und wilden Mienen der Krieger, das halblaute unartikulirte Geheul der versammelten Menge auf Arcos und seine Freunde machte, war in der That kein angenehmer, und nur Alvarez schien sich, in der Hoffnung hier als Märtyrer seinen Ruhm und seine

Heiligkeit gründen zu können, in dieser Umgebung zu gefallen.

Indessen bemerkte Arcos, daß ihre Lage von Minute zu Minute gefährlicher und unhaltbarer werde, da schon einzelne Kinder und Weiber, theils aus Neugierde, theils aus dem allen Wilden eigenen unwiderstehlichen Diebsgelüste, nach ihnen, ihren Kleidern und Taschen langten. Jedes Widerstreben aber mußte Streit, jeder Streit konnte den Tod für alle Vier herbeiführen.

In diesem entscheidenden Augenblick durchblitzte Arcos ein glücklicher Gedanke. Hier galt es die Macht der Musik wirken zu lassen und ohne daher ein Wort zu sagen, stimmte er mit seinem herrlichen Tenor einen der schönsten vierstimmigen Choräle an, die ihm bekannt waren. Unwillkürlich, und wohl von der eigenthümlichen Lage gehoben, fielen seine drei Freunde kräftig ein, und so wogten die vollen, schönen Accorde in majestätischem Ernste wie die Wellen eines mächtigen Stromes dahin.

Der Eindruck, welchen dieser Gesang auf die Indianer machte, war unverkennbar ein mächtiger. Anfangs wich die Masse etwas zurück, das Geheul verstummte, dann schien es, als übten die Töne eine Art

Zauber auf diese Kinder der Natur aus, der nicht ganz frei von Furcht war.

Als der Choral in einer kindlich frommen Weise sanft verklungen, folgte ein kurzes Schweigen, worauf endlich Arcos etwas vortrat und in der Sprache des Stammes die Männer anredete. Dem Auftrage des Ordens getreu, nahm er, — unter sichtbarem Erröthen — für sich und seine Freunde, als junge Aerzte, die Gastfreundschaft der Tobas in Anspruch, und bekräftigte seine Betheurung des Friedens und Wohlwollens ihrer Seits dadurch, daß er und seine Kameraden eine Menge Kleinigkeiten, wie Metallkreuzchen, Rosenkränze, Glaskorallen, kleine Taschen, Spiegel, bunte Heiligenbildchen aus ihren Taschen nahmen, und sie unter der nun höchst erfreuten Menge austheilten.

Jetzt war mit einem Male die Scene verändert. So ernst und bedrohlich die Truppe im Anfang, so schweigsam sie während des Gesanges, so toll und ausgelassen war sie jetzt.

Männer, Weiber und Kinder wetteiferten im gierigen Hinwegnehmen der dargebotenen Spielereien, und Eines riß dem Andern, wo es immer konnte, das Erhaltene wieder hinweg. Alle Blicke funkelten vor Begierde, alle Augen strahlten vor Lust.

Dabei überraschte die Missionäre nur das, daß sie einen Theil der Wilden schon im Besitz solcher Dinge sahen, die sie auch sogleich für ihr Eigenthum erkannten. Namentlich kleidete ein kunstvoll gearbeiteter Rosenkranz von rothen Korallen mit silbernen Kreuzchen, den ein junges wahrhaft schön gebildetes, und dabei mit viel Koketterie gemaltes Mädchen als Halsband trug, dasselbe ganz vortrefflich, aber Paulo war auch überzeugt, daß dieser Rosenkranz einen Theil des Inhaltes seiner Tasche ausgemacht, die ihm bei jenem Nachtlager, bei welchem sie mit dem Tobas zusammengetroffen, auf so unbegreifliche Weise verschwunden. Das Räthsel war somit gelöst, sie war eine Beute des verschmitzten Indianers geworden. Da man indessen gerade diesen Mann vor allen Dingen brauchte, so hüteten sich die Missionäre der Sache Erwähnung zu thun.

Unterdessen hatten die Häupter des Stammes, zu welchen auch der Führer der jungen Leute gehörte, in einer kurzen Berathung beschlossen, den Besuchenden Gastfreundschaft zu gewähren. Sie kamen daher in feierlichem Zuge auf sie zu, man setzte sich schweigend nieder, die Friedenspfeife machte die Runde und der Häuptling des Stammes verkündete den blassen Gesichtern, daß sie von nun, so lange es ihnen gefalle,

unter dem Schutz des großen Geistes und dem Arme der Tobas stünden.

Während dessen war überhaupt wieder Ruhe im Dorfe eingekehrt. Das natürliche Phlegma hatte bei den Einwohnern sein Uebergewicht auf's Neue erlangt, und die vereinzelt vor den Hütten sitzenden oder liegenden unbeweglichen Gruppen harmonirten jetzt vortrefflich mit der abendlichen Stimmung der Landschaft.

Auch die jungen Missionäre waren müd und abgespannt, und folgten daher gern der Aufforderung ihrer Gastfreunde, die Hütten zu suchen. Sie wurden bei verschiedenen Häuptlingen vertheilt. Arcos folgte schweigend seinem indianischen Freunde, der, wie er nun erfahren, Yatebu hieß.

Als Arcos in die Hütte Yatebu's getreten, fand er in derselben in der einen Ecke einen Greis und ein Weib sitzen, welches einem zweijährigen Kinde Nahrung gab. Es war dieselbe Familie, die wir bereits kennen. Angenehmer überraschte es ihn, als er gewahrte, daß Yatebu der Vater jenes reizenden Mädchens sei, welches sich im Besitze des bewußten Rosenkranzes befand.

Die hübsche Indianerin war im Augenblick beschäftigt, dem Gaste ein Lager aus wohlriechenden Blättern und Kräutern zu bereiten, und wahrlich! die geschmei-

digen Bewegungen ihres jugendlichen nackten Körpers waren nicht geeignet die Blicke des jungen Mannes abzustoßen.

Es ward Arcos, der bisher in der strengsten Abgeschlossenheit von dem weiblichen Geschlechte gelebt, wunderbar zu Muthe, und diese aufgeregte, eigenthümliche, ihn selbst verwirrende Stimmung nahm zu, als er sich, nach des Vaters Wink, auf das frische Lager niedergelassen, und ihn nun die Kleine mit kindlicher Unbefangenheit bediente.

Es lag etwas unaussprechlich Liebliches in der mädchenhaften Koketterie dieses Naturkindes, als sie vor den jungen Missionär ein recht hübsch gearbeitetes Körbchen aus Palmblättern hinstellte, welches Pataten und Manicowurzeln enthielt; aber noch reizender war es, als sie den Cujas, — jenes Trinkgeschirr der Indianer, — mit gegohrenem Mais brachte, sich zu dem Fremden hinkniete, das Gefäß an die Lippen führte, und es alsdann, nachdem sie den Lieblingstrank gekostet, mit einem schelmischen Blick ihrer feurigen schwarzen Augen Arcos reichte.

Der junge Mann dankte ihr freundlich. Gern würde er mit dem lieben Kinde ein Gespräch angeknüpft haben, aber er kannte die Eigenheit der Indianer: so

wenig als möglich zu sprechen, und wußte, daß Geschwätzigkeit bei einem Manne von denselben als etwas Entehrendes angesehen wurde.

Er fügte sich demnach in die Sitte des Landes, eine weitere Annäherung der Zeit überlassend. Müde streckte er sich nieder, und schlief, — mit den ihm vom Orden anvertrauten Plänen beschäftigt und von dem duftenden Lager halb betäubt — bald ein.

IV.

Die Liebe.

Die schönste Ros' im Rosenbeet
Hat hell in's Auge mir geblitzt;
Mein Herz in süßem Blute steht,
Von eines Blickes Dorn geritzt.

Wer mir in's Auge könnte sehn
Mit einem Blick von Liebe scharf,
Der sähe drin den Schatten stehn,
Den drein mir eine Sonne warf.

Friedrich Rückert.

Wir haben schon erwähnt, daß Arcos und seinen Freunden ein ganz bestimmter Plan ihres Verhaltens auf ihrer Mission vorgeschrieben war, an welchen sich die jungen Männer auf das Genaueste zu halten hatten.

Gehorsam, — blinder, unbedingter Gehorsam ist ja die erste Regel des Ordens, dem sie angehörten, —

und dieser blinde Gehorsam ist es ja auch gerade gewesen, der die Macht der Jesuiten so riesig, so allgewaltig und so schnell, nicht nur in Paraguay, sondern in aller Welt anschwellen ließ.

Aber dieser Gehorsam war ein furchtbarer, ein alle und jede Selbstständigkeit der Einzelnen vernichtender. Sprechen doch die Gesetze des Ordens mit furchtbarem Ernste die Worte aus: Der Gehorsam gegen die Oberen muß nicht bloß in der Vollziehung, sondern auch im Willen und selbst im Verstande sein; denn vollkommener Gehorsam findet nur dann statt, wenn man nicht nur thut, was von dem Obern befohlen ist, sondern das selbst auch will, was Jener will und befiehlt.

Aber zusammenschauern muß der Mensch vor der Blasphemie, — vor der schmachvollen Gotteslästerung, die in dem Schlußsatze dieses Gesetzes liegt, der da heißt:

„Der Wille des Ordensoberhauptes ist der absolute Wille der Gottheit, ihm soll daher von der Creatur auch absoluter Gehorsam werden."

Kraft dieses Gesetzes vollführte denn auch der Jesuitenorden an jedem Einzelnen seiner Glieder einen

vollständigen Geistesmord, und würdigte sie sämmtlich zu willenlosen Sklaven eines unerhörten Despotismus herab.

Da nun aber in der Brust des Menschen Gefühle schlummern, die seine Sehnsucht, seine Liebe, seine Freundschaft und — mit diesen heiligen Empfindungen — sein Denken, Wünschen, Hoffen und Wollen an die Welt und an andere mit ihm gleichfühlende Menschen ketten, so mußte die erste Aufgabe der Gesellschaft Jesu — wollte sie den eben erwähnten Gehorsam gegen den Orden möglich machen, — dahin gehen, jede Spur von Liebe und Freundschaft zu Anderen, oder selbst zu dem Vaterlande und ihren eigenen Gliedern untereinander zu vernichten. Und sie bewerkstelligte dieß mit einer Sicherheit, die uns erstaunen, aber auch entsetzt zurückschaudern macht.

Hier die Art und Weise dieses Seelenmordes, wie er in allen Erziehungsanstalten des Ordens, daher auch im Collegium zu Cordova, der Bildungsschule der Missionäre von Paraguay, vorgenommen wurde:

Vor allen Dingen wurden nie weniger als drei oder vier Novizen zusammengebracht. Diese drei oder vier sind dann unzertrennlich. Sie schlafen, sie leben, sie arbeiten, sie beten, sie denken miteinander. Aber!

— und hier drückt die Natter des Ordens den jugendlichen Herzen den Giftzahn tief in das weiche Fleisch — jeder Einzelne von ihnen hat im Geheimen die Anderen zu überwachen, und regelmäßig über jedes Wort, über jeden Blick, über jeden erlauschten Gedanken des Andern zu berichten.

Ach! mit welcher kalten, eisernen Barbarenhand vernichtet hier der Orden die heiligen Tempel jugendlicher Freundschaft, jugendlichen Glücks. Jene Tempel, die ohnehin nur die begeisterte Jugend aufzubauen versteht, während das enttäuschende, das Herz erkühlende und verknorpelnde Alter sie eher niederreißt als vollendet. Und doch! und doch hat ja der alliebende Schöpfer der Freundschaft die große und herrliche Aufgabe gestellt: das Räthsel, was jeder Mensch sich selbst ist, durch die Liebe zu lösen, d. h. durch diese seine eigene, innerste Natur durch und in dem Freunde kennen zu lernen, und somit aus der eigenen Individualität und dem geliebten Herzen ein harmonisches Ganze zu bilden.

Unglückliche! die Ihr jenem Orden verfallen seid, diese himmlischen Blüthen sprossen nicht für Euch! Ihr dürft ja nicht mehr Menschen sein — Ihr seid nur — — Glieder des Ordens!!

Aber nicht nur der Blüthenkranz aller Jugendfreuden wird welk in den Staub getreten, das Herz ist auch vergiftet und seine stillen Kammern — sonst die Sitze der Tugend und der Liebe — werden jetzt die Drachenhöhlen des Hasses, der Hinterlist, der Falschheit und eines alles umspinnenden Mißtrauens.

Und für alles dies bietet der Orden die Märtyrerkrone der eigenen Selbstständigkeit.

Was zu denken, worüber zu sprechen, wie lange zu denken und zu sprechen, so wie die Sprache, in welcher zu sprechen — dies Alles wird in jenen Noviziaten auf das Genauste vorgeschrieben und somit jede Selbstständigkeit systematisch vernichtet.

Kalt, liebeleer, mißtrauisch, verzweifelnd an sich und Anderen, losgerissen von der Welt und ihren Freuden, — steht nun der Schüler Loyola's allein da, und wirft sich, — da ihm kein anderer Haltpunkt bleibt, — um so entschiedener in die Arme des Ordens, als ihm dieser Liebe und Freundschaft, Aeltern und Vaterland, ja Alles ersetzen muß, was das Leben sonst Süßes und Tröstliches dem Menschen bietet.

Und welche Grundsätze sind es nun, die dem angehenden Zöglinge der Jesuiten als heilig eingeprägt werden? Vor allen Dingen die berüchtigte Lehre, daß

Alles, was der Orden unternehme, ad majorem Dei gloriam! d. h. „zum größeren Ruhme Gottes" geschehe. Mit diesem Wahlspruche und dem verwerflichen Grundsatze: „Der Zweck heiligt die Mittel" läßt sich aber jeder Frevel, jede Abscheulichkeit beschönigen und heiligen, — bei diesem Wahlspruch und mit diesem Grundsatze hat denn auch in der That der Jesuitenorden die gräßlichsten Frevel begangen; — mit dem Schlachtrufe: „ad majorem Dei gloriam!" hatten die Jesuiten in Paraguay seiner Zeit 12,000 Paulistas niedergemetzelt und alsdann ihre Reviere in Besitz genommen.

Es war für Arcos ein Glück, daß er nicht in einer solchen Anstalt erzogen worden, sondern — aus einer bedeutenden spanischen Familie stammend — erst seit zwei Jahren in Cordova in den Orden getreten war. Und selbst dieser Schritt durfte nicht als sein freier Wille angesehen werden; er folgte bei demselben nur dem eisernen Gebote der Nothwendigkeit, — dem unbeugsamen Verlangen der Seinen.

Würde Arcos von Jugend auf, wie seine drei Missionsgefährten, jene bittere Schule durchgelaufen haben, so wäre auch er, wie Jene, zur herz- und willenlosen Maschine herabgesunken und vielleicht höch-

stens, wie Alvarez, ein fanatischer Schwärmer geworden.

Dennoch waren auch ihm, seit dem Moment seines Eintrittes in den Orden, die Hände in jeder Beziehung gebunden. Ja er hatte noch den Nachtheil, daß, während seine Kameraden bei bereits völlig erlangter Willenstödtung ohne Kampf den Befehlen der Oberen folgten, in ihm oft, ja in den meisten Fällen, der Kampf in seinem Inneren den doch nun unvermeidlichen Gehorsam erschwerte. Daher denn auch jener Anstrich von Schwermuth, der seinen schönen, sanften Zügen einen besonderen Reiz gab.

Auch für ihre jetzige Lage hatten, — wie im Anfang dieses Capitels erwähnt, — unsere junge Missionäre die ausführlichsten Vorschriften. Sie sollten, sobald sie den Stamm der Tobas, oder einen Theil desselben, aufgefunden, sich einzeln in die Hütten als junge Aerzte einquartieren, und hier, unter dem Vorwande heilsame Kräuter suchen zu wollen, einige Zeit verweilen, um unter derselben mit den Gesinnungen, Sitten und religiösen Ansichten der Tobas und namentlich ihren Schwächen genau bekannt zu werden. Sei dies geschehen, dann erst sollten sie unter der Hand ihr Bekehrungswerk beginnen.

Sie hatten sich daher auch einige oberflächliche ärztliche Kenntnisse erwerben müssen, so wie man sie in den Kunstgriffen zu unterrichten bemüht gewesen war, welche die Zauberer und Aerzte der Wilden bei Krankheiten anzuwenden pflegten.

So widerwärtig nun auch Arcos dieses betrügliche Spiel war, er mußte gehorchen und hatte sich daher mit dem Vorsatze niedergelegt, den kommenden Morgen in Gesellschaft Yatebu's in die nahen Wälder zu gehen, um, dem Anscheine nach, die heilkräftige Bicucha (myristica officinalis) und die Chiococca der Wilden (chiococca anguifuga), deren Gebrauch den Spaniern, Portugiesen und Indianern bekannt ist, zu suchen. Dabei konnte er sich ja dem Tobas nähern und mit ihm vertrauter werden.

Es war schon ziemlich hoch am Tage, als Arcos erwachte. Aber wie angenehm fand er sich überrascht, als er Itaty an seiner Seite sitzend fand, die, mit einer Art Fliegenwedel von Blättern, die lästigen Insekten von dem Schlummernden hinweggescheucht hatte.

„Der weiße Mann hat lange mit dem Geist der Nacht gejagt!" sagte das freundliche Kind, als sie gewahrte, daß ihr Pflegbefohlener erwacht, und legte zu-

gleich den Wedel nieder. „Sind seine Glieder gestärkt durch den Thau der dunklen Reviere?“

„Ja!“ entgegnete der junge Missionär, indem er die Hand der Tobas nahm und sie dankbar drückte, — „wem der große Geist so freundliche Wächter schickt, der muß wohl sanft schlafen.“

„Hat der weiße Mann nicht die Friedenspfeife mit den Tobas geraucht!“ — fuhr das Mädchen fort, — „und wohnt er nicht in Yatebu's Hütte? Nun so muß auch Itaty den Fremden Tag und Nacht pflegen.“

In der That ist dies denn auch bei jenen Stämmen Gebrauch. Die Männer thun ohnedem nichts Anderes, als auf die Jagd zu gehen. Wenn daher ein Fremdling ihre Gastfreundschaft in Anspruch nimmt, so tritt der Tobas diesem, so lange er bei ihm wohnt, sein Weib oder seine Tochter völlig ab, die alsdann denselben zu bedienen und für ihn zu sorgen hat.

Zur Eifersucht sind dabei die Tobas zu phlegmatisch und den Frauen kommt dabei keine Einsprache zu.

Itaty war bei den letzten Worten aufgesprungen, und rasch wie ein Reh nach der entgegengesetzten Ecke der Hütte gehüpft. Jetzt kam sie mit einem Cuja voll süßer Cocosmilch zurück. Der kühlende Trank erquickte

Arcos und schmeckte ihm heute trefflicher als je zuvor; nicht minder aber mundete ihm der ölige Kern der Cocosnuß, den ihm Itaty zierlich auf einer Art Platte hingelegt, die sie mit einem scharfen Steine künstlich aus einem Palmblatt geschnitten hatte.

Während dieses köstlichen Frühstückes erkundigte sich nun der junge Spanier nach Yatebu, um in desselben Gesellschaft, wie er sich vorgenommen, die Chiococca suchen zu gehen. Aber Yatebu war längst in den Wäldern, den Jaguar zu jagen und lächelnd sagte die Kleine:

„Die Männer der Tobas lieben die Morgenluft mehr als den Schlaf!“

Arcos fühlte den leichten Spott, der in diesen Worten lag; er erröthete flüchtig, konnte aber dem hübschen Mädchen um so weniger zürnen, als sie ihn dabei so kindlich und freundlich ansah, daß es ihm däuchte: er könne bis auf den Grund dieser unschuldigen Seele schauen.

Indessen war ihm die Entfernung des Vaters höchst unangenehm. Sein ganzer Plan für heute war vernichtet, und er dachte eben mit ernster Stirne darüber nach, was er nun thun solle, als sich ihm Itaty schüchtern näherte, ihre eine Hand auf seine Schultern, die

andere auf sein Herz legte, und ihn mit einem Blick aufrichtiger Trauer fragte:

„Zürnt der Fremdling seiner Dienerin? Wenn der große Geist böse ist, wird das Blaue des Himmels finster, aber die Stirne des weißen Mannes ist finsterer als die schwarzen Donnerwolken!"

„Nein! gutes Kind!" — entgegnete Arcos, von so viel natürlichem Antheil ergriffen, — „ich zürne Dir nicht, warum sollte ich auch? Aber unangenehm ist mir, daß Dein Vater schon auf die Jagd ist. Ich wollte ihn bitten, mich dahin zu führen, wo in Euren Wäldern die heilsame Chiococca wächst!"

„O!" — rief jetzt die Kleine heiter und sprang nach einem Eckpfeiler der Hütte, Bogen und Pfeile ergreifend — „wenn es weiter nichts ist?! Itaty ist flink wie der Hirsch und kennt die Wälder, wie ein feiger Paulist as die Schlupfwinkel, wenn ein Tobas ihn verfolgt! — Komm nur, ich will Dich führen, und Du sollst Chiococca finden, so viel als zehn Weiber tragen können!"

Es lag etwas ungemein Anziehendes in dem freudigen Selbstgefühl, das sich hier in einer so kräftigen, einfachen Natur, ohne alle Nebenrücksichten geltend machte.

Es war die Kraft, der Muth, die Lust der Jugend.

Aber was ist denn auch Jugend anders, als das innige, unzerstreute Empfinden des eigenen Selbst in seiner ganzen Fülle und Ungebundenheit.

Jugend! Freiheit! — Wissen wir Europäer denn in unserem Treibkübel der Civilisation, in unserem Treibhaus moderner Bildung, was Freiheit und Jugend sind? — Nein! wir wissen es nicht; und es geht uns mit der Jugend, wie dem Deutschen mit dem Mai, — wir kennen ihre Zeit, aber wir kommen nicht dazu, sie zu genießen.

Daß Arcos dem Anerbieten des Mädchens folgte, versteht sich von selbst. Hätte er das gute Kind auch durch eine abschlägige Antwort kränken können? Und dann bot ihm das ungekünstelte, offene Wesen Itaty's vielleicht noch mehr Gelegenheit seinen Plan auszuführen, als der verschlossene phlegmatische und zum Mißtrauen geneigte Charakter ihres Vaters. Außerdem kam es ihm ordentlich vor, als habe ihm der Himmel durch das silberne Kreuzchen jenes Rosenkranzes, den Itaty in ihrer Unwissenheit als Halsband umgehängt hatte, und das nun so hellblinkend auf dem vollen, jugendlichen Busen ruhte, ein Zeichen gegeben, daß dieß kindliche Herz das erste sein solle, in welches die

Sonne der reinen Christuslehre ihre warmen, belebenden Strahlen werfe.

Da die Hütte, die Arcos jetzt bewohnte, dicht am Rande des Waldes stand, so befanden sich die jungen Leute mit wenigen Schritten in dessen kühlendem Schatten.

Itaty schritt rüstig voran, ihrem Schützlinge bald eine schöne Blüthe, bald einen jener tropischen herrlich befiederten Vögel zeigend, bald wieder mit unglaublicher Schnelle und Behendigkeit einen himmelhohen Baum erkletternd, und dem Freunde die köstlichen Früchte unter Lachen und Scherz von der Höhe herab in den Schooß werfend.

Aber welche zauberhafte, — weder mit Worten noch mit der Feder, noch mit dem Pinsel in ihrer ganzen Fülle und Schönheit darzustellende Natur umschloß auch hier den staunenden Jüngling.

Nur fliegende Streiflichter der Sonne fielen durch das fast undurchdringliche Laubdach dieser Urwälder, und durchblitzten die grüne Nacht wie mit Millionen von beweglichen Smaragden. Hier bauten sich, gleich Säulen des Himmels, ungeheure Riesenstämme auf, deren mit den Wolken spielende Wipfel wohl Tausende

von Jahren mit ihren Stürmen und Frühlingen an sich hatten vorüberziehen sehen; — dort ragte die herrliche Pindospalme schlank und leicht empor, während in lieblicher Abwechselung die Curiy-Fichte ihre dunkeln Nadeln mit dem saftig-grünen Laube, der Weihrauch- und Sapacuya-Bäume mischte. — Und unter diesem Blätterdach die zahllose Masse riesiger Schlingpflanzen, die sich wie Laub- und Blumengewinde an den Stämmen hinaufrankten, oder von Ast zu Ast wie leichte Guirlanden hinzogen. Und dann das Leben und Weben in diesen stillen, niemals von dem Knall einer Büchse erschreckten, Revieren. Ganze Heere von Papageien, in ihrem glänzenden, prachtvollen Gefieder wiegten sich schreiend und neckend auf den Aesten und Zweigen, — Auras, Urubus und Caracaras durchrauschten das Laub oder wiegten sich hoch oben in den blauen Lüften auf ihren ausgebreiteten Schwingen. Affen aller Art, — vom größten bis zum kleinsten, — hüpften und kletterten von einem Baum zum andern, possirlich springend, oder auch neugierig auf die Wanderer herunterschauend.

Der Ameisenfresser mit seinem trompetenförmigen Kopfe, und der fadenförmigen Zunge, durchschlich das hohe Gras, seine Nahrung suchend, und über die fer-

nen Büsche ragte das vielendige Geweih des flüchtigen Hirsches.

Das Herrlichste aber waren die Kolibris, die, — von der Größe eines Zaunkönigs bis herab zu der einer Hummel, — mit Blitzesschnelle wie fliegende Edelsteine durch die Luft schossen.

Man kann sich nichts Zauberhafterers denken, als wenn diese zierlichen Thierchen mit ihren langen goldiggrünen Flügeln und dem rubinrothen Halse gleich Schmetterlingen durch die Luft schwirren, und von einer süß-duftenden Blume zur anderen schwärmen. O, wahrlich, es war eine schöne poetische und leichtverzeihliche Täuschung, wenn man früher glaubte, sie lebten nur von dem Nektarsaft der Blüthen und doch verlieren sie nichts, wenn man jetzt weiß, daß sie mit ihrem langen, nadelförmigen, gebogenen Schnabel nur die kleinen Insekten, welche sie in den Blumenkelchen finden, mit größter Geschicklichkeit wegfangen, um sie dem brütenden Weibchen zu bringen, das auf einem höchst zierlichen Nestchen von Pflanzenwolle, tief versteckt im dunkelsten Schatten des Gezweiges, seine erbsengroßen Eierchen ausbrütet.

Arcos, — dessen Herz glücklicherweise im College zu Cordova nicht ganz ausgetrocknet, — war ganz ent-

zückt, wenn ihn diese wunderherrlichen kleinen Geschöpfe lustig umsummten, wie er denn überhaupt von all dieser überreichen Pracht der Natur wie selig berauscht dahinschritt und bald in lauten Ausrufungen seine Bewunderung kund gab, bald in stillem Entzücken Itaty die Hand reichte und drückte.

O ihr glücklichen Menschen, dachte er dabei, in welches Paradies hat euch Gott gesetzt, und wie sorglos, wie kindlich froh, könnt ihr seiner Schöpfung überreiche Fülle in eurer Unschuld genießen. Ach! er dachte in seinem Freudentaumel nicht daran, daß er es ja gerade sei, der im Begriff stehe, dies Paradies — an den christlichen Freistaat der Jesuiten zu verrathen!

Sie waren jetzt an eine Stelle gekommen, an welcher die Chiococca in großer Masse wuchs. Itaty zeigte sie ihrem Freunde mit siegreicher Miene, aber sie erlaubte nicht, daß er selbst eine der Pflanzen pflückte. Arcos mußte sich in das Moos hinstrecken, das Mädchen legte Bogen und Pfeile zu seiner Seite nieder, und sammelte alsdann selbst in wenigen Minuten beide Arme voll. Aber auch jetzt gönnte sich die Kleine noch keine Ruhe; behend wie ein Eichhörnchen erkletterte sie abermals einen Baum, und erst als sie für ihren Schütz-

ling und sich hinlänglich Früchte zur Erfrischung aufgetrieben, streckte auch sie ihre reizende Glieder an Arcos Seite nieder.

Der junge Spanier hatte in seinem Vaterlande oft trefflich geschmaußt, aber so gut hatte es ihm noch nie geschmeckt; — er hatte auf weichen seidenen Polstern in prächtigen Zimmern und Sälen geruht, aber so weich gebettet wie heute und unter einem solch zauberhaften Baldachin war er noch nie gewesen; — er erinnerte sich großer Feste, glänzender Gesellschaften, aber er würde jetzt um keinen Preis der Welt mit seiner Lage getauscht haben.

Es war ihm dabei wunderbar zu Muthe; — es däuchte ihm, als müsse er das herzige Mädchen, das an seiner Seite ruhte, schon seit langen Jahren kennen, — als sei er seit seiner Jugend in diesen Wäldern gewesen, — als müsse er in ihnen und bei Itaty für immer bleiben.

Arcos konnte sich nicht enthalten auszurufen! „O Gott! wie wohl ist mir! — Wie schön, wie unaussprechlich herrlich bist Du in Deiner Natur!“

Die kleine Tobas sah ihn bei diesen Worten verwundert an, sie waren in ihrer Sprache gesprochen, und

doch verstand sie dieselben nicht. Sie frug daher: „Wen hat der weiße Mann gerufen?“

Arcos sah dem Kind freudig bewegt in die dunklen, tiefen Augen und sagte: „Den großen Geist habe ich gerufen. Ihn nennen wir Christen Gott. — Und sieh nur, wie schön er Alles um uns her gemacht hat, von der kleinsten Blume bis zu jenem riesigen Baume, der bis in die Wolken zu reichen scheint.“

Das Staunen der Tobás schien sich zu vermehren.

„Dies hat nicht der große Geist gemacht“ — entgegnete sie kopfschüttelnd — „dies that die Sonne. Der große Geist wohnt ferne, ferne von uns über den Seen, in jenen schönen Jagdrevieren, die noch weit herrlicher sind, als diese Wälder, und in die er die Tobas ruft, wenn sie gestorben.“

„Und wer hat denn, Eurer Ansicht nach, die Sonne gemacht?“ frug Arcos forschend weiter.

„Wer?“ wiederholte verwundert das Mädchen. „Wer anders als der große Geist! — Seit jener Zeit sorgt sie für die Welt, und geht jeden Abend heim über die Seen, dem großen Geiste zu erzählen, was die Tobas gethan.“

„Nun sieh!“ — entgegnete Arcos — „so ist es ja doch der große Geist oder Gott, wie wir ihn nennen,

der — durch die Sonne — auch die Blume und den Baum gemacht."

„Kennen denn die bleichen Gesichter auch den großen Geist?" frug Itaty naiv.

„Gewiß!" — versetzte Arcos. — „Wir kennen ihn wohl, so wie auch er uns so gut als die Tobas kennt."

Das Mädchen schüttelte den Kopf, als schenke sie dieser Aussage keinen Glauben. Ihrer Ansicht nach bekümmerte sich ja das höchste Wesen nur um ihren Stamm, der auch allein Hoffnung hatte, nach dem Tode in den ewigen Jagdrevieren zu jagen.

So kennen Kinder auch nur ihre kleine beschränkte Welt; so hielten die ältesten Völker große Ueberschwemmungen einzelner Landestheile, für die ganze Erde verderbende Sündfluthen, — da ihnen eben diese kleinen Erdstriche die ganze Welt dünkten.

„Unsere Mütter lehren uns anders!" fuhr Itaty nach einer kleinen Pause fort, — „der große Geist ist nur der Freund der Tobas. Wenn mein Freund etwas von mir verlangt, so glänzt mir Himmel und Erde, und ich bin selig wie er; wenn er zürnt und verweigert, so denkt er der blassen Gesichter und der Rothhäute und dann ist Sturm und Donner und Blitz über den Wäl-

dern, aber ich fürchte mich nicht, und kein Tobas fürchtet sich, denn hinter der schwarzen Wolke ruht ja doch immer die Sonne."

Diese kindlichen und doch zugleich so tiefen Worte ergriffen Arcos auf das Mächtigste. Er mußte sich im Stillen gestehen, daß, was das Ausschließende dieses Glaubens betraf, sein eigner katholischer kein besserer sei, ja, daß sogar der der Tobas noch milder. Denn hier war Gott nur der Freund der Tobas und bekümmerte sich nichts um die anderen Menschen; in der katholischen Religion aber, war Gott nur der Freund der Römischgläubigen und verdammte auch noch alle anderen Menschen zu ewigen Qualen. Und dann, das tiefe, wahrhaft religiöse Gefühl, was sich in der kindlichen Anschauungsweise der Wilden hatte geltend gemacht.

Arcos fing ordentlich an zu fürchten, hier durch Bekehrungsversuche mehr zu verderben als gut zu machen. Jedenfalls kam er sich wie ein Knabe vor, der mit gieriger Hand Schmetterlinge fängt, um der Welt in einer Sammlung die Herrlichkeit der hier waltenden Naturschönheiten zu zeigen, leider aber schon im Fangen mit den plumpen Fingern den zarten bunten Staub von den Flügeln wischt. Mußte nicht auch die Seelenruhe,

die einem so kindlichen Naturglauben inwohnte, verwischt werden, unter den harten Glaubensdogmen?

Arcos fühlte dies um so tiefer, als nur ihm die Kämpfe bekannt waren, die er in dieser Beziehung schon durchgemacht.

Itaty war ihm indessen entflohen. Flüchtig wie ein Reh war sie in die Büsche geschlüpft, und seinen Blicken verschwunden. Nach wenigen Minuten kam sie jedoch strahlenden Auges wieder, nahm schweigend die gesammelten Pflanzen, band sie mit einer Liane zusammen, warf sie auf den Rücken, ergriff Bogen und Pfeile und winkte Arcos zu folgen.

Der Jüngling gehorchte gern, die liebliche Gestalt mit Wohlgefallen betrachtend, wie sie bei jedem Schritt, bei jedem Sprung, bei jeder Biegung neue Reize entfaltete.

Jetzt stiegen sie über Felsen in ein Thälchen herab, in das sich ein klarer Bach mit Schäumen und Brausen herabwarf, von Stein zu Stein springend und ringsum die Gegend mit einem Staubregen erquickend. Hatte Arcos bisher die üppige Fülle jener Urwälder bewundert, so übertraf hier Glanz und Pracht der Natur alles bis jetzt Gesehene. Die Bäume noch größer und riesiger, bildeten hier ein völlig undurchdringliches Laub-

dach, so daß der kleine Thalgrund in ein magisches Dunkel gehüllt war. Grüne Nacht herrschte ringsumher. Unbeschreiblich schön war dabei der Anblick der großen braunen Blüthen des Jarinha (aristolochia rigens) und der blendend weißen Ipomaa, die auf prächtigen Hecken von Myrthen und Euphorbien dahinkrochen, und bald selbst kleine Blüthenwälder, bald liebliche Lauben bildeten. Hunderte von Kolibris schwirrten und summten hier durch die Lüfte, indem sie, schon der Feuchtigkeit wegen, hier viele Insekten fanden. Wie Blitze schossen die kleinen Thierchen hin und her durch die Lüfte, die unzähligen leuchtenden Käferchen fangend, die wie Brillanten über Moos, Blumen und Hecken zerstreut waren, oder sich vor ihren schönen Feinden fliegend zu retten suchten.

Es war ein Scheinen und Glänzen, ein Blitzen und sich Kreuzen von Flämmchen und Funken wie in Feenträumen, und dabei dufteten alle diese Kelche und erfüllten die Luft mit einem wahrhaft berauschenden Balsamhauch, während aus dem dichtesten Grün hervor der melodische Sang der Drossel erschallte.

Arcos war in der That vor Ueberraschung stehen geblieben. Er fühlte nach der Stirne, als wolle er sich fragen, ob er wache oder träume. Willenlos, aufge-

löst in Staunen und Bewunderung und halb betäubt von dem Blumen-Dufte, ließ er sich von Itaty nach einer jener natürlichen Lauben geleiten und zu sich hin auf das weiche, grüne Mooslager ziehen.

Das Mädchen schien überglücklich! Mit siegesfrohem Blicke erkannte sie auf dem Antlitze ihres Schützlings die freudige Ueberraschung ausgedrückt, die sie ihm bereitet, und als ihr Arcos dankbar und herzlich die Hand drückte, da leuchteten ihre Augen in kindlicher Lust und Liebe auf.

Aber Beide schwiegen, — Beide fühlten Freudenthränen in den Augen, — Beide suchten für ihre Gefühle Namen und fanden keine.

Itaty hatte ihr schönes Haupt wie eine Schwester an die Brust ihres jungen Freundes gelegt. Sie schwieg sinnend. Es war ihr als wie jüngst in der Nacht, als sie tief im Walde den wunderbaren Gesang gehört; sie war selig und doch auch wehmüthig, ihre Brust war geschwellt von Gefühlen und doch fehlte ihr ein Etwas, das sie nicht nennen konnte, — ein Etwas, das ihren Körper und Geist wie Schmerz und Lust zugleich durchrieselte.

„Itaty!" — sagte endlich Arcos sanft — „fühlst Du hier nicht, daß der große Geist von den

Seen zu uns herüberweht? O, er ist ja überall, und liebt alle seine Wesen, den Tobas und den Weißen, die Blume und den Vogel, Dich und mich!"

„Er ist überall!" — wiederholte das Mädchen.

„Ueberall!" — versetzte Arcos — „wo sollte er auch sonst sein?"

„Wo?" — rief Itaty fast leidenschaftlich und ihre Augen leuchteten in wunderbarem Feuer, und auf die Stelle ihres Herzens deutend setzte sie rasch hinzu: „Hier ist er!" —

„Itaty!" rief Arcos überrascht. „Bei Gott, das ist ein Evangelium der Natur! Ja! Du hast recht, mein Kind, Gott ist der unaussprechliche Seufzer, tief, tief im Grunde der Seele gelegen!"

„Ja!" — fuhr Jene heftig fort, „und die bleichen Gesichter liebt er auch! — ich fühle es, ich weiß es jetzt, — und auch Dich liebt er!"

Bei diesen letzten Worten hatte die Tobas mit beiden Händen die des Jünglings ergriffen; Arcos fühlte, daß die seinen in den ihren zitterten; aber er wagte nicht sie zurückzuziehen.

In diesem Augenblick erklangen aus weiter Ferne bekannte Töne, — es waren die Freunde, die ein — Arcos wohlbekanntes — Terzett zum Lobe der heiligen

Jungfrau angestimmt, sie riefen wie mahnend den Bruder zurück, — aber sie rissen auch alle Schleußen im Herzen desselben auf, sie donnerten ihm entgegen: „Jünger Loyola's, wo bist Du! willst Du Verräther werden am Orden, an Gott und an Dir?" — aber sie sagten ihm auch, was er sich selbst zu sagen nicht gewagt: „Du liebst Itaty und sie liebt Dich wieder!"

V.

Kämpfe.

„Wo sind die Blüthen, die den Wald umschlangen,
Wo sind die Vögel, die hier lustig sangen?
Längst sind die Blüthen und die Vögel fort,
Und ist der Wald verlassen und verdorrt.

So sind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Die schönen Ahnungsblumen im Gemüth;
Dann bin ich still und todt, wie dieser Baum,
Der Seele Frühling war, wie jener — Traum."

Nicolaus Lenau.

„Du liebst Itaty und sie liebt Dich wieder!" — Dieser Gedanke, der Arcos in jenem Augenblicke aufgegangen, der so selig und so unselig zugleich gewesen, verfolgte ihn von der Stunde an, wie ein böser Geist.

Drängte sich doch ein schwarzer, furchtbarer Schatten zwischen die Liebe dieser unschuldigen Seelen, —

jener Schatten, der noch jetzt, der ewig als ein Schandfleck auf der Geschichte der Menschheit liegen wird, — jener Schatten, der das himmlische Paraguay auf lange Zeit mit Grabesnacht umhüllte, — jener Schatten, der wie ein blutiges Leichentuch das gemordete Glück ganzer Völkerschaften bedeckt, und unter dem ein tödtlicher Modergeruch aus zahllosen Grüften aufsteigt, deine Glieder durchrieselnd und deinen Geist umnachtend — — der Schatten des Ordens der Väter Jesu!

Arcos war, wenn auch noch nicht Priester, doch Mitglied des Jesuitenordens und für den Priesterstand bestimmt. Ja, da er sich im College zu Cordova durch besonderen Eifer ausgezeichnet, erwartete ihn nach Gründung einer Mission, die Priesterweihe. Er hatte also auch dem Orden die Gelübde des Gehorsams, der Armuth und eines unverheiratheten Lebens gethan — und nun! — nun, da er sich bewähren sollte, — da man ihm eine höchst wichtige Mission anvertraut, — da er gekommen war, als ein Bote des Evangeliums die Bekehrung der Heiden zu erwirken, um alsdann strenge Rechnung seinen Oberen zu tragen, — — nun trat ihm ein Gefühl in den Weg, das, — so selig es auch war, so mächtig, ja allgewaltig es ihn auch anzog — in seinen Augen als Sünde, als fluchenswerther Abfall

von seinem Gelübde, von seiner Pflicht, von Gott und dem Orden erscheinen mußte.

Kämpfe, furchtbare Kämpfe bemächtigten sich seiner Seele, und folterten ihn um so mehr, als er in beständigem Umgange des geliebten Mädchens fortleben mußte, das in seiner Unschuld, Unbefangenheit und Natürlichkeit ihrem eigenen Gefühle um so weniger Zwang anthat, als es ein beseligendes und — in ihren Augen — ein ganz erlaubtes war.

Arcos war ja ein Mensch, ein fühlender junger, kräftiger Mann, und Itaty, das reizende Mädchen wich nicht von seiner Seite, und ihre glühenden Blicke und ihre, oft von Sehnsucht feuchten Augen, und ihr süßes Erzittern in seinen Armen, — dies Alles riß ihn oft zu schwindelnder Berauschung hin, und sein Herz sagte ihm dann: „Liebe es, das gute Kind, das dich so innig, so heiß und glühend wieder liebt!“ — und sein Verstand rief: „Die Gefühle, die Gott in deine Brust gepflanzt, die so glücklich machen, den Geist entzücken und Herz an Herzen fesseln, sie können nicht von Gott verboten sein„ — — ach! da fiel sein Auge auf sein Ordenskleid und eine Stimme donnerte ihm entgegen: Verräther! und es war ihm wie nach der jüdischen Sage Kain, als er seinen Bruder erschlagen,

— wohin er trat, erzitterte der Boden unter seinen Füßen.

Aber dies war noch nicht Alles! Je mehr er nach und nach mit Itaty, ihrer Mutter und selbst mit dem ernsten, phlegmatischen Yatebu bekannt ward, desto mehr mußte er sich gestehen, daß diese Naturmenschen einen so schönen, einfachen Gottglauben hatten, wie er keineswegs erwartet. Ihre Irrthümer waren kindlich, keineswegs aber verderblich, und ihr gesunder Verstand, ihr unverdorbenes Gefühl führten sie meist den richtigen Weg.

Erröthen mußte er dagegen nur gar zu oft über seine eigenen Lehren, wenn ihm Yatebu z. B. nach Anhörung der Wundererzählungen Christi in seiner ruhigen naiven Weise frug:

„Hast Du denn den Mann Christus selbst gesehen, oder hat Dir dies Alles nur von ihm geträumt?"

Oder wenn er den Weibern und Männern der Tobas von der jungfräulichen Himmelskönigin und der unbefleckten Empfängniß des Gottessohnes erzählte, und sie ihm in das Gesicht lachten, daß er sie so Unmögliches weis machen wolle.

Einen Alvarez entflammte ein solcher Widerstand nur; so daß er, — auf Gefahr seines Lebens

hin — zornglühend sich durch Furcht eine Glaubensautorität verschaffte; Arcos brannte dagegen das Bewußtsein, daß die armen einfachen Wilden nur zu oft recht hatten, wie höllische Flammen in seinem Innern. Ach! und wenn er nun gar daran dachte, wie bald diese guten Menschen aus ihrem paradiesischen, friedlichen und glücklichen Leben herausgerissen und dem starren Despotismus, der angestrengtesten Arbeit, der einförmigen Disciplin des Ordens, mit Peitsche und der ewigen Angst vor ewigen Höllenstrafen überantwortet werden würden, so hätte er seinem Orden fluchen mögen.

Und doch fesselte ihn sein Gelübde unauflöslich an diesen Orden, und doch band ihn der blindeste, der unbedingteste Gehorsam an den Befehl: die Tobas zum Christenthume, d. h. zur orthodox-römisch-katholischen Kirche zu bekehren, und sobald dies geschehen, ihr Hab und Gut, ihre Wälder und ihre Personen im Namen des Ordens in Besitz zu nehmen und eine Mission an Ort und Stelle zu gründen!!

Armes Menschenherz! welche Kämpfe müssen in Dir durchgerungen werden! — Du bist ein so kleines Land und so reich an Schlachten und Stürmen, an feuerspeienden Bergen und verschütteten Pompeji und

Herkulanums, an ausgebrannten Scheiterhaufen und stillen eingesunkenen Friedhöfen!

Arcos ward von Tag zu Tag bleicher, und da er sich mit übermenschlicher Gewalt von Itaty zurückzuziehen suchte und kalt und hart gegen sie ward, so fing auch das arme Kind an stiller und in sich gekehrter zu werden und sich in heißem Schmerze zu verzehren.

Die Pflicht hatte in Arcos über Liebe, Herz und Verstand gesiegt. Aber es war einer jener Siege, die Geist und Körper ein frisches Grab bereiten.

Der einzige Stab, an dem sich der unglückliche Jüngling aufrecht erhalten konnte, war der Fanatismus seines Genossen Alvarez. Er zwang sich selbst, diesen jungen Schwärmer als einen Heiligen anzusehen, und in ihm sein Vorbild zu suchen.

Die Bekehrung machte daher auch mächtige Fortschritte, d. h. nachdem man dem Orden durch Paulo Nachricht von dem Stand der Dinge gegeben, und große Zusendungen von Geschenken, Ackergeräthen, Kleidungsstücken und Zuwachs an Handwerkern bekommen hatte, wurde eine kleine Kapelle aus Rohr und Palmblättern erbaut und viele Tobas ließen sich für die Geschenke, die sie erhielten, auf den Namen Christi taufen.

Itaty war nicht unter den Täuflingen. Still und in sich gekehrt saß das sonst so lebhafte Mädchen nun meistens da, und nahm wenig oder gar keinen Theil an dem, was um sie vorging. Nur Arcos verfolgten ihre immer trüber werdenden Blicke, und nur ihm hörte sie zu, wenn er, die neue Lehre zu verkünden, die Tobas um sich gesammelt hatte. Sicher war sie es auch, die ihn am meisten begriff, als sie aber Arcos bereden wollte, sich taufen zu lassen und so die neue Lehre anzunehmen, sagte sie: „Nein, eine Lehre, die immer von der Liebe spricht, und dennoch die Liebe mir verbietet, der mag ich nicht angehören. Wenn die Sonne glänzt, so wärmt sie auch. Eure Lehre aber ist Lüge! sie glänzt und wärmt nicht!“

Arcos hatten diese wenigen Worte und das leidende Aussehen Itaty's tief und mächtig ergriffen. Bei Gott! in diesem Augenblick wünschte er so heftig als Alvarez, unter den Messern der Wilden als Märtyrer verbluten zu können.

Aber die Zubereitungen zum Tauffeste ließen ihm keine Zeit und Alvarez selbst riß ihn mit sich fort. Doch sollte er einen Schimmer von Freude erleben. Da sich die meisten Weiber und Mädchen, — mit Kleidungsstücken beschenkt — wenigstens zum Theil be-

kleiden ließen, so nahm auch Itaty einen Anzug an, wie ihn die Neubekehrten auf den Missionen zu tragen pflegten, wenn auch mit einigem Widerstreben.

Hätte sie gewußt, wie sehr die einfache weiße Tunika, die Arme und Beine blos ließ, und, nur von einem Gürtel gehalten, — auf beiden Seiten offen — auch die schön geformten Schenkel zeigte, ihre Reize erhöhte, sie hätte sich vielleicht weniger gesträubt.

Bei dem Feste selbst entfalteten die Missionäre und ihre neu dazu gekommenen Gehülfen den möglichsten Pomp des Gottesdienstes. Fahnen und Bilder, Gesang und Weihrauch, Blumen, Lichter und Crucifixe mußten mit auf die sinnlichen Naturen der Wilden wirken, und thaten dies auch wirklich mehr, als alle vorhergehenden Belehrungen. Ein Priester verrichtete die heilige Handlung.

Arcos und seine drei Freunde hatten die Feierlichkeit durch ihren Gesang gehoben, und mit Stolz gesehen, wie, als Frucht ihres jetzt halbjährigen Wirkens, sich zweiundsiebzig Glieder des Tobas-Stammes taufen ließen.

Es war Mittag, als die Handlung vorüber war. Der Nachmittag sollte nun dem Vergnügen gewidmet werden.

Tänze und Spiele begannen, und Alles, auch die noch Nichtbekehrten nahmen Theil an der Lust.

Arcos stand ferne, mit dem Rücken an das niedliche Kirchlein angelehnt und schaute in stiller Verzweiflung dem bunten heiteren Gewühle zu. Sein Auge suchte in der Ferne ja nur einen — ach! einen verbotenen Gegenstand! — aber es suchte vergebens, — Itaty war nirgends zu sehen, — Itaty kam nicht!

Wer hat in seinem Leben nicht schon diesen namenlos unseligen Zustand durchgemacht, in dem auch er, im Gefühl gräßlicher Verlassenheit und unter Thränen seufzte: es sinkt der Muth, das Herz mir bricht, ich finde meine Liebe nicht!

Dann ist die Welt ein weites offnes Grab, dann vertrocknet in dem Herzen der Quell der Lust, und die Wurzel des Glaubens ist abgedorrt. Wie welke Blätter liegen die Hoffnungen um uns hingestreut, und der leiseste Wind trägt sie von dannen.

„Pflicht" war bisher das große und heilige Wort gewesen, das ihn über alle Abgründe hinweggetragen, und über alle Schreckniſſe hatte siegen lassen; aber ihre Erfüllung war nun zur Mörderin an ihm geworden. Die tödtliche Art lag an dem jungen, kräfti-

gen Baum, der noch vor Kurzem so fröhlich und hoffnungsvoll geblüht. Die Erfüllung seiner Pflicht war ja der Dolch, der sich in sein und der Geliebten Herz unerbittlich eingrub. Er fühlte das seine still verbluten und wußte, daß seine Todesseufzer ein Echo fanden in der verwaisten Brust.

Aber! — verzage nicht, du armes Herz von Staub — verzage nicht, wenn auch das Leben stürmt und tobt. Aus dem Verworrenen geht Ordnung und Schönheit, — aus der Flamme der Phönix, — aus der wildesten Dissonanz die süßeste Harmonie hervor. Erst mußt du ja die Schreckensstimme des finsteren, kalten Winters vernehmen, ehe dein Ohr sich in jenem milden Tone berauscht, den die Zunge des Maies in Blüthengewölben lispelt.

Arcos sah noch keinen Mai; aber Winter, recht frostiger Winter war's in seiner Seele, und alle Lerchen waren fortgezogen und alle Blüthen verdorrt. Gleichgültig sah er das bunteste und heiterste Bild sich vor seinen Augen entrollen, — gleichgültig ließen ihn die Tänze der Wilden — die stolze Siegesfreude der Freunde.

Erst als eine Art Horn ertönte, leuchteten seine Augen etwas lebhafter auf, denn er wußte, daß nun

die Hauptfestlichkeit für die Tobas beginne, und durfte daher noch immer hoffen auch Itaty theilnehmen zu sehen.

In der That sammelte sich die ganze Masse der Indianer auf das gegebene Zeichen in Mitten des freien Platzes, der im Süden des Ortes lag, und dessen Hintergrund seit kurzer Zeit die kleine Rohr-Kapelle bildete.

Die Männer nahmen ohne ein Wort zu reden in einem weiten Kreise um ein großes Gefäß Platz, das, — aus einem ausgehöhlten Baumstamme geformt, — den Lieblingstrank der Wilden, den Eivuhu, ein geistiges Getränk aus abgekochtem und gegohrenem Mais bereitet, enthielt. Weiber und Kinder drängten sich hinter den Männern heran.

Als Alle beisammen waren, kam eine Art Häuptling, der sich neben das Gefäß stellte. Er hielt in der rechten Hand die Maraca, bewegte sie lärmend und schlug zu gleicher Zeit den Takt mit dem rechten Fuße. Dann fing er an, weniger zu tanzen, als taktweise zu gehen, und sang dabei langsam und eintönig, während er fortwährend auf das Gefäß sah. Dann wiederholte er seinen Gesang und sein Blick und seine Stimme erhielten mehr Ausdruck. Die Anderen blieben unbeweg-

lich, sahen den Häuptling starr an und stießen nur von Zeit zu Zeit, — gleichsam den Chor bildend — zusammen einen Schrei aus.

Nach diesem Tanze, — bei den Nichtbekehrten eine, dem großen Geiste dargebrachte Dankesbezeigung — trat jener Häuptling an das Gefäß, nahm aus den Händen seines Nachbars das Trinkgeschirr, füllte dasselbe und leerte es bei den Tönen der Maraca aus. Als er dies gethan, bot er allen Anwesenden einen Trunk an, worauf der Tanz allgemein ward, ohne daß man aufhörte, die Cujas zu füllen und zu leeren. So ging es fort, bis die Schatten der Bäume immer länger und länger und die Köpfe der Wilden immer schwerer wurden. Endlich fingen bei den Meisten die Beine den Dienst zu versagen an, die nackten dunklen Gestalten fielen um, streckten die Glieder aus und entschliefen, wo sie eben zusammengesunken.

Auch Arcos war längst verschwunden. Denn als er auch bei der Hauptfestlichkeit der Wilden Itaty vermißt, ward es ihm bang und banger. Er ging nach ihrer Hütte, — sie war nicht da. Er suchte das arme Kind, was er lange nicht gethan, allüberall — vergebens. Da wollte ihm das Herz brechen, er konnte keine Menschen mehr sehen, und einsam in seiner

Seele suchte er seinen Schmerz in der Einsamkeit zu bergen.

Da zog es ihn mit wunderbarer Allgewalt nach jenem stillen, zauberhaften Thälchen hin, in dem er einst so glücklich mit Itaty gewesen, nach jenem Thälchen, in dem es ihm klar geworden: „Du liebst Itaty und sie liebt Dich wieder!"

Hier, umgeben von der ewigen Grabesstille der im Mondenschein ruhenden Urwälder, — hier, fern von allen menschlichen Wesen, — hier wollte er einmal die Binde von dem blutenden Herzen reißen, einmal den Fluch vergessen, der auf ihm ruhte, — hier wollte er einmal „Mensch" sein, — hier wollte er sich ausweinen.

Die Nacht lag groß und göttlich schon über der Erde. Arcos stieg, statt hinab in das Thal, hinauf auf einen der Felsen, der ihn frei blicken ließ in den dunklen, schwarzblauen Himmel, in den Millionen Welten als freundlich blinkende Sterne eingewoben waren, und an welchem der Mond wie ein silberner Schwan auf dunkler Fluth still, stolz und schweigend heranzog.

Der junge Mann schaute mit feuchtem Auge auf, als wolle er Den dort oben fragen, warum er ihm ein

fühlendes Herz gegeben, und doch ein so furchtbar hartes Joch auf seine Schultern gelegt.

„O Gott!“ — rief er — „Du lügst nicht. Du hast den Menschen nach Deinem Bilde geschaffen, daß er sei wie ein Gott, ein freies, vernünftiges, selbstständiges Wesen. Kannst Du es nun dulden, daß Menschen, — arme, elende Staubgeborene, — Dein Werk vernichten und Dich höhnend in den Staub treten? — Bin ich frei? bin ich selbstständig? sind es mit mir Tausende? — Deine Kirche, Deine Diener selbst haben Dein Werk verdorben. Du senktest Liebe in dies Herz, auf daß es ein Himmel der Lust, — ein weiter, reicher Paradiesesgarten werde, — und Deine Kirche, Deine heiligen Priester, haben ihm verboten, sie aufzunehmen, — haben es zu einer kalten, todten Einöde gemacht. O, Vater! Vater! wem soll ich folgen, Deinen heiligen Naturgesetzen oder — — —?“

Aber das Wort erstarb auf den Lippen des Gequälten, denn er dachte seines Gelübdes — — vor ihm stieg aus den feuchten Wipfeln der Bäume, die aus dem Thälchen ihre Aeste wie die grünen Arme zahlloser Riesen nach ihm ausstreckten, jener finstere Schatten wieder auf, der ihn schon so oft entsetzt, — — der Gedanke an den Orden, — an seine eiserne Strenge, — an

seine furchtbaren Strafen, — an seine Inquisition — und seine ewigen, lichtlosen, unterirdischen Gefängnisse, die entsetzlichen Gräber, in welchen schon manches edle, nach Freiheit und Selbstständigkeit ringende Herz auf ewig still geworden.

Arcos brach erschöpft zusammen. In demselben Augenblick bogen sich die dichten Zweige einer Euphorbienhecke leise auseinander — und Itaty stand an seiner Seite.

VI.

Ein Blick in das Paradies.

„Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen.

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe;
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Ferdinand Freiligrath.

Arcos war durch den andauernden Seelenkampf so aufgeregt, so erschüttert und andererseits durch die Erscheinung der Geliebten so überrascht, daß er Itaty auf den ersten Blick gar nicht erkannte.

Die Erscheinung hatte aber auch in der That etwas Wunderbares, fast möchte man sagen: Ueberirdisches.

Die Größe und Herrlichkeit der Nacht, — ein

Sternenhimmel, wie er nur in Paraguay so durchsichtig und klar gesehen werden kann, — die Stille der Natur — und dann das leise Auseinanderbiegen der Euphorbienzweige, aus deren grünem Versteck die schlanke, liebliche Gestalt der jungen Tobas tritt, deren reizende, schwellende Formen heute zum ersten Male eine weiße, im Mondschein hellleuchtende Tunika halb umgibt, halb dem staunenden Auge verräth, — — dies Alles mußte wie ein Zauber auf den Jüngling wirken.

„Itaty!" rief er daher, als er nach der ersten Ueberraschung das liebe Mädchen erkannt, — „Itaty! ist's möglich, Du hier?! Du, die ich den ganzen Tag allüberall gesucht?"

„Gesucht?" wiederholte mit sanfter, von Schmerz bewegter Stimme die Angeredete langsam — „die Nacht sucht die müden Schläfer auf, — der Sprosser folgt dem Rufe seines Weibchens, — der weiße Mann sucht die arme Tobas nicht!"

Es lag etwas so tief Gefühltes, der Ausdruck eines so wahren Kummers in diesen Worten, daß sie Arcos wie ein zweischneidiges Schwert durch das Herz drangen.

„Bei Gott!" — rief er daher, vom eignen Schmerze überwältigt — „Du thust mir unrecht. Wenn Du wüßtest, Itaty, welche Sehnsucht nach

Dir mich heute getrieben, — wenn Du die Kämpfe ahnen könntest, die ich um Dich erduldete, Du würdest mich bedauern, aber nicht kränken!"

„Kämpfe?!" frug das Mädchen — „Kämpfe sind die Lust der Tobas, wenn die Paulistas das Kriegsbeil ausgegraben. Wenn der Mann dem Mann in's Antlitz sieht. Aber warum denn Kämpfe zwischen Dir und mir? Wenn Dich hungert, kämpfst Du mit der Speise? — Wenn Dich dürstet, mit dem Cuja? — wenn Du die Blume siehst, kämpfst Du mit ihr, um ihren Duft einzuziehen? — warum kämpfen die bleichen Gesichter, wenn ein Mädchen sie liebend pflegen, ihr Haupt vertrauensvoll an ihre Brust legen will?"

„Kind!" versetzte Arcos bebend und ergriff Itaty's beide Hände, — „ich kämpfe nicht gegen Dich, ich kämpfe — — ich muß gegen mich kämpfen."

Die Tobas sah den Jüngling fragend an. Sie begriff in ihrer Unschuld nicht, warum ein Mensch das natürlichste und dabei heiligste und mächtigste Gefühl naturwidrig in sich selbst bekämpfen soll.

„So hast Du mich nicht gern?" frug sie traurig. „Die arme Tobas hat einst geträumt, der weiße Mann habe ihr tief in die Seele gesehen; — sie hat geträumt, seine Blicke hätten zu ihr gesprochen mit heißer Gluth;

— seine Hände hätten den ihren zitternd gesagt, wir wollen zusammen eine Hütte bauen!“

Arcos war in einem Zustand der Verzweiflung. Mächtiger denn je, fühlte er, daß er die junge Indianerin leidenschaftlich liebe, — ihr unschuldiges Geständniß jauchzte in ihm auf, — sein Blut kochte, seine Sinne waren erregt wie nie, — er bebte am ganzen Körper; — er begriff, daß er dies treue Herz brechen werde, da es seine Lage nicht fassen konnte, — er war sich bewußt, nicht mehr ohne Itaty leben zu können, und doch! und doch! er mußte entsagen! er war ja ein Glied des Ordens, — ihn zwang das eiserne Gebot des Gehorsams, die Pflicht, — das Gelübde der Ehelosigkeit.

Itaty hatte, — während Arcos vergebens nach Worten suchte, der Kleinen seine Lage begreiflich zu machen, — das Schweigen des Jünglings für eine Bestätigung ihrer Besorgniß genommen.

Ihre Arme sanken daher matt an den Seiten herab, ihr Kopf neigte sich auf die Brust und während Thränen ihren Augen entstürzten, sagte sie kaum vernehmbar:

„So wird Itaty in keiner Hütte wohnen, und verachtet wie eine Gefangene unter den Bäumen schlafen. Aber“ — setzte sie ersterbend hinzu — „sie wird

es nicht lange ertragen, die Sonne wird bald über den Seen aufgehen und ihre Augen werden sie nicht mehr sehen."

Dies war zu viel für Arcos. Die Leidenschaft triumphirte über den Verstand, — die Liebe über die kalte, eisige Pflicht, — die Natur über die Unnatur.

„Nein!" rief er wild — „ich kann Dein und mein Mörder nicht sein. Herr Gott und Vater vergib mir, wenn ich Pflicht und Orden vergesse — fluche mir nicht, aber ich kann nicht anders!"

Und mit diesen Worten zog er mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Geliebte an sich und rief, während er ihr Stirne, Mund, Augen und Wangen mit Küssen bedeckte — „Itaty! ich liebe Dich ja! ich liebe Dich ewig, tief, wahr und selig!"

O, welch' ein Moment zog über die Glücklichen hin! Es war ein Moment der Jahre, der ein ganzes Leben, der eine Ewigkeit aufwog. Die Außenwelt war verschwunden, die Kämpfe schwiegen, — der Schmerz war verstummt — Itaty und Arcos wußten Eines — daß sie sich liebten, daß sie einander für ewig gehörten.

Und leise, leise flüsterten die Bäume einander von dem Glück der Liebe zu, — und der Mond, der Silberschwan, zog langsamer auf dem dunklen Ocean des

Firmamentes dahin, und schaute freundlich nach dem seligen Paar, — und die Sternlein, die lichten Augen des Himmels, blitzten fröhlicher auf, als ahnten sie, daß es doch auch da unten himmlische Augenblicke gebe, — und die Blumen öffneten ihre Kelche weiter, als wären sie Menschenherzen, die sich nach gleichem Glück sehnten, — und die Drossel schaute aus dem versteckten Neste hervor und rief in langen, gehaltenen Tönen hinaus in die stille, träumende Natur: „Liebe! Liebe! Liebe! sie ist ja die Seele, — die Seele, — die Seele der Welt!“

VII.

Die Miſſion.

Ja, weine nur, Du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein ſchlimmer Wind —
Sie kommen, die Jeſuiten!"

Gottfried Keller.

Ach! warum ſind dem Sterblichen nur kurze Augenblicke ſolcher Wonne vergönnt? Sie rauſchen vorüber, flüchtig wie die Woge, aber ſie ſind Stimmen aus einem höheren Leben.

Als das erſte Aufflammen der Leidenſchaft ſich gelegt, fuhr Arcos entſetzt zuſammen. Er hatte es ausgeſprochen, das wahre, aber das verbotene Wort, — er hatte einem weiblichen Weſen ewige Liebe gelobt, — er wollte, er mußte dieſen Schwur halten — aber wie ſollte dies möglich gemacht werden? Zwei Schwüre, Natur und Pflicht ſtanden ſich einander gegenüber.

Wohl hätte er das Mädchen hoch und innig und selig lieben können, ohne seinen Schwur als Ordensglied zu verletzen; aber eine solche Liebe konnte Itaty's Hoffnungen nicht entsprechen; denn bei all ihrer tiefen Gemüthlichkeit war sie zu einfach, zu sehr Naturkind, um da in höheren Sphären schwärmen zu können, wo sie ihr Glück besitzen, wo sie an der Seite eines liebenden Gatten ein schönes, heiteres, durch gegenseitige Liebe beglücktes Leben zu führen gedachte.

Arcos fühlte daher, daß jetzt ein durchgreifender Entschluß gefaßt werden müsse, wenn sie nicht Beide abermals um ihr Lebensglück, Kirche und Orden durch eines ihrer Glieder betrogen werden sollten.

Den zärtlichen Liebkosungen der jetzt so glücklichen Itaty hingegeben, sann und sann er mit verkohltem Gehirne, aber wie auch seine Gedanken in dem Chaos der Möglichkeiten herumwühlten, es blieb ihm nur ein Weg — es war freilich auch der nächste, der wahrste und der edelste, gewiß aber auch der gefährlichste.

Aber der Entschluß wälzte die erdrückende Bergeslast von seiner Brust. Er athmete hoch und frei auf, und Itaty mit doppelter Innigkeit an sich drückend rief er:

„Ich gehe nach Assomption, trete vor den

Superior, entdecke ihm offen mein Herz und meine Lage, und er wird mich meines Gelübdes entbinden und dem Orden dienen kann ich ja auch als Laie!"

Itaty verstand natürlich von dem Allen nicht das Geringste, und es hielt Arcos schwer, der hübschen Tobas-Indianerin auch nur einigermaßen die Sachlage begreiflich zu machen. Namentlich konnte sie nicht verstehen, warum gerade die Priester des Gottes, der in die ganze Natur und namentlich in das Menschenherz das unschuldige, beglückende Gefühl der Liebe gelegt habe, dieser Liebe unzugänglich sein sollten.

Sehr einverstanden war sie dagegen damit, daß ihr Freund von diesem Priesterthum zurücktreten und ihr alsdann ganz angehören wolle. Sie tröstete sich daher über seine Abreise durch die Hoffnung, ihn recht bald wieder zu sehen und dann für immer zu besitzen.

Unendlich glücklich, beruhigt und voll der schönsten Hoffnungen schwand dem liebenden Paare die herrliche Nacht wie ein leichter Traum, und schon säumte das Morgenroth den fernen Waldessaum, als sich Itaty und Arcos trennten.

Als Letzterer sich den kommenden Tag um die gewöhnliche Zeit bei den Freunden eingefunden, überreichte ihm jener Priester, der von der Colonie gesandt war,

die Taufhandlung zu vollziehen, ein Schreiben des Superiors, das er beauftragt war, den Tag nach der Taufe Arcos einzuhändigen.

Arcos eröffnete es mit einem gewissen peinlichen Vorgefühle; aber er ward blaß, wie eine Leiche, als er gleich im Eingange desselben las, er sei nach Assomption berufen, um, zur Belohnung für sein unermüdliches Wirken, die Priesterweihe zu empfangen. Außerdem ward ihm vom Orden die förmliche Gründung und Leitung der neuen Tobas-Mission anvertraut.

Beide Nachrichten überraschten ihn so unangenehm, daß er den Rest des Briefes im Augenblick gar nicht ansah. Er mußte sich, wollte er nicht verrathen, was in seinem Innern vorging, zurückziehen; übrigens hielten seine Gefährten sein Erblassen und Verlegensein eher für Freude als für sonst Etwas. Sie beneideten ihn.

Als Arcos seine Hütte erreicht, warf er sich ärgerlich auf sein Lager. Was er sonst so sehnlichst gewünscht, es kam ihm jetzt unendlich unangenehm, — es waren ihm jetzt nur Erschwernisse auf seinem ohnehin gefährlichen Wege.

Er durchdachte, was er zu thun haben würde, um seinen Entschluß auszuführen, und besann sich erst spät

darauf, daß er ja noch nicht einmal den Brief seines Oberen zu Ende gelesen.

Er that es, aber seine Stirne verfinsterte sich mehr und mehr, je weiter er in den Zeilen kam. Es waren Vorschriften über sein zukünftiges Benehmen als Leiter der jungen Mission; aber Vorschriften, die zuweilen sein Herz so mächtig empörten, — die ihn einen so tiefen Blick in die abscheuliche Politik seines Ordens thun ließen, daß er oft drauf und dran war den Brief zu zerreißen.

„Ihr habt dabei" — hieß es unter Anderem — „nie außer Augen zu lassen, daß der Fides implicita, dem Kinderglauben der Wilden, nur nähere Gegenstände zu leihen sind, um von Einwendungen der Vernunft abzuleiten. Bunte Heiligenbilder schaffen Heilige und ihre Wunder. Dichtet selbst, so viel Ihr wollt, nur anziehend, und die Indianer gehören Euch, wie Kinder der alten Märchenerzählerin; — denn Beide, — Kinder und Wilde, — schauen in ihrem dunklen Geiste zu dem, der kühn, selbst das Unwahrscheinlichste, behauptet, wie zu einem hohen Genius und Apostel voll Offenbarungen hinauf. Untergrabt also Eure Unfehlbarkeit weder durch unnütze Beweise, noch durch Bekenntnisse

des Irrthums. Der Zweck heiligt die Mittel.“

Hätte nicht eine solche höllische Moral den edlen Arcos zu jeder Stunde empören müssen, und nun gar jetzt, wo er im Begriff stand, Herz und Verstand Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und sich gewaltsam vom Orden zu trennen? Er sollte auf den reinen weichen Boden dieser unschuldigen Naturkinder Gift statt Honigkelche säen. Nein! wenn Alles, dies konnte er nicht. Sein einzig tröstender Gedanke seit seinem erzwungenen Eintritt in das College zu Cordova war es ja gewesen, mit gleichgesinnten Lehrern des Evangeliums wie einst die Götter zu den ersten Menschen, so zu jenen kindlichen Bewohnern der Urwälder herabzusteigen, nicht aber um sie zu knechten, sondern groß zu ziehen zu edlen Menschen.

Und nun verlangte der Orden: er solle an dieser heiligen, einfachen Natur, an dieser Winterwüste voll Frühlingskeimen, — an diesem Kinderglauben und dieser kindlichen Erregsamkeit ein Verräther werden?! Und zu welchem Zwecke? Arcos las weiter:

„Ihr wißt, mein Sohn! daß, ad majorem Dei gloriam! der Hauptzweck unseres heiligen Ordens die Gründung einer Universalmonarchie, hier in Paraguay speciell die einer mächtigen christlichen Republik, als

Mittel zu jener, ist. Sobald die Tobas daher unser sind, ist sogleich nach den Euch bekannten Regeln die Mission zu gründen. Vor Allem wird ein Lagerhaus für den Orden angelegt und dafür gesorgt, daß hier alle Produkte zusammenfließen, bei den Neubekehrten aber kein Gedanke an eigenen Besitz aufkommt. Für die Lebensbedürfnisse, einen pomphaften Gottesdienst und Lustbarkeiten wird dagegen auf das Pünktlichste gesorgt. Moralität ist nicht streng in's Auge zu fassen, da die Schwächen und Sünden der Menschen die Zügel sind, an welchen man sie am sichersten führt, und ein reuiger Sünder der willigste Sclave unseres priesterlichen Willens ist.''

Arcos erröthete bei diesen Zeilen und der Geier des Zornes fraß gierig an seinem Herzen. Aber er hatte noch nicht geendet.

„Da Erfahrung lehrt'' — fuhr der Brief fort — „daß sich die Eingebornen schwer zur regelmäßigen Bebauung des Landes verstehen, zumal wenn das Ergebniß dem Orden zufließt, so ist ein schon öfter gebrauchter und als trefflich bewährter Kunstgriff anzuwenden, um hier, zu Gunsten der heiligen Kirche, durchzugreifen. Es sind die Neubekehrten über die Wohlthat der Arbeit

zu belehren und wird ihnen dieselbe als ausdrücklicher Wille Gottes dargestellt. Da dies nichts fruchten wird, ist mit Gottes Zorn hier auf Erden und mit den ewigen Höllenflammen Jenseits zu drohen. Auch dies wird das Phlegma und die Bequemlichkeit der Männer — die Weiber gehorchen schon früher — nicht beugen. Hierauf ist nun ein passender für den Anbau der Yerba del Paraguay*) geeigneter Walddistrikt zu ersehen, und heimlich anzuzünden. Dies Ereigniß verfehlt nie einen furchtbaren Eindruck auf die Wilden zu machen. In demselben ist ihnen nun Gottes Zorn zu zeigen, und ein Bild der Höllenstrafen zu geben, auch so lange in sie zu reden, bis sie, niedergebeugt von der Verwüstung

*) Yerba del Paraguay, Paraguay-Thee (psoralea glandulosa, Lin.), ist das Blatt eines wildwachsenden Baumes, von der Größe eines mittleren Apfelbaumes, den man aber alle zwei oder drei Jahre ausputzt, so daß man ihn kaum anders als mächtigen Busch sieht. Seine Blüthen sind vielblättrig und in Trauben von 30 bis 40 geordnet. Hat das Blatt, das im Winter nicht abfällt, seine ganze Entwicklung erreicht, so ist es dem Pomeranzenblatte ähnlich, elliptisch, vier bis fünf Zoll lang, und halb so breit. Um es zum Gebrauche geeignet zu machen, wird es leicht geröstet und dann zerstoßen, worauf es durch Aufguß einen sehr angenehmen Thee gibt. Paraguay erzeugte in dem einzigen Jahre 1730 und brachte zur Ausfuhr 50,000 Centner dieses Thees. Ein großer Theil desselben wird in den Provinzen des Rio de la Plata verbraucht.

ihrer Jagdreviere und gezwungen durch die Angst ihres aufgestachelten Gewissens, sich zur regelmäßigen Bebauung des neugewonnenen Landes verstehen."

Arcos vermochte nicht weiter zu lesen, das Blatt entsank seiner Hand. Es war ihm, als packe ihn ein Fieber. So tief hatte er noch nie in die Schändlichkeiten des Ordens gesehen und was er früher nie hatte glauben wollen, er sah es nun selbst bestätigt.

„Und ich" — rief er endlich empört aus — „ich soll ein Werkzeug dieser Schändlichkeiten werden?! Nein, nie! nie! Jetzt ist mein Entschluß unwiderruflich, ich gehe noch morgen nach Assomption — nicht aber um die Priesterweihe zu empfangen, sondern mich frei zu machen von dem schmählichsten und entwürdigendsten Joch, das je Menschen trugen — — oder —" und hier sank seine Stimme zu dumpfen Lauten herab — „oder — in den furchtbaren Kerkern der Inquisition mein junges Leben zu enden!"

VIII.

Die Tigerjagd.

„Lange ist er nicht geschritten,
Als, tief in der Wiese Mitten,
Wie das platte Gras es kündet,
Er des Tigers Lager findet.
Hier, auf Knochen und Gebeinen,
Hat das Thier sich hingestreckt,
Als das Nahen seines Feindes
Es zu neuer Wuth erweckt.
Mit entsetzlichem Gebrülle
Drückt es nun die ganze Fülle
Seiner Schmerzen wüthend aus.
Wilder flammen seine Augen,
Aus dem Rachen steigt das Rauchen
Frischen Blutes schrecklich auf.
Tief den Kopf und hoch den Rücken
Will es sich zum Sprung anschicken,
Während es die Zähne wetzt,
Als der Spanier ihm verwegen
Einen Todesstoß versetzt."

Gedichte von Heribert Rau.

Assomption (Asuncion), die Hauptstadt Paraguay's, am östlichen Ufer des Flusses Paraguay unter 25° 16′ 40″ s. Br. und 60° 1′ 40″ w. L. von Paris

gelegen, begann mit einem Fort, das hier 1538 Don Mendozo und Don Zalazar bauten. Im Jahre 1547 den 1. Juli wurde der Ort zu einem Bischofssitze gemacht, und er war die einzige Hauptstadt von allen spanischen Niederlassungen in diesen Ländern bis zum 16. April 1620, zu welcher Zeit Buenos Ayres seiner Seits ebenfalls zum Bischofssitze erhoben war, und der Hof von Madrid glaubte, die Provinz von Paraguay von Rio de la Plata in politischer Hinsicht lostrennen zu müssen. Buenos Ayres wurde nun die Hauptstadt der letzteren Provinz und Assomption die der ersteren.

Der Rio Paraguay ist bis nahe vor Assomption von hohen Felsenufern eingeschlossen; hat man aber seine letzte südwestliche Wendung erreicht, so liegt die Stadt amphitheatralisch vor den Augen des überraschten Ankömmlings.

Um jene Zeit nun, in welcher unsere Geschichte sich zutrug, erfreute sich Assomption seiner schönsten Blüthe. Gebaut wie sämmtliche Missionen der christlichen Republik, gewährte es einen höchst freundlichen und einladenden Anblick. Alle Häuser waren nach einem Plane gebaut, die Straßen nach der Schnur gezogen, und mit langen Reihen herrlicher Orangenbäumen bepflanzt, deren Schatten eben so nützlich als an-

genehm für die Einwohner in dem glühenden Sande war. Der Marktplatz befand sich in der Mitte und ihm gegenüber die Kirche, welche der geräumige, mit Palmen, Orangen und Citronenbäumen bepflanzte, meist in reichem Blumenflor prangende Friedhof umgab, der aber eher einem Lusthaine als einem Begräbnißplatze glich.

Auch das Arsenal, die Magazine, die Werkstätten, die Kornkammern und die Wohnungen der Missionäre befanden sich am Marktplatze, während der Kirche vis à vis sich das Regierungsgebäude der Republik, ein Palast in Form eines gewaltigen Vierecks, erhob. Breite Straßen trennten es von der übrigen Stadt, und hier war es, wo der Superior des Ordens seinen Sitz hatte. Von hier aus konnte man die ganze Stadt übersehen; — ja, es führten die schönen Baumalleen den Blick bis weit vor die Ausgänge derselben hinaus, wo er jedesmal auf einer niedlichen Kapelle als auf einem malerischen Schlußpunkte ruhte.

Heute, — als an dem Abende des Tages, an welchem Arcos in Assomption eintreffen mußte, — wogte eine ungeheure Menschenmenge durch alle Straßen der Stadt und strömte endlich auf dem Marktplatze und in der Kirche zusammen. Es war ein hoher Fest-

tag, der zweite im Jahr, an welchem, — wie am Charfreitage — die Grablegung Christi gefeiert wurde. Es geschah dies, weil bei dieser Gelegenheit die Jesuiten ihren ganzen kirchlichen Pomp entwickeln konnten, und sie nur zu gut wußten, daß theils die von Natur träge Phantasie der bekehrten Indianer durch das Auge von Zeit zu Zeit angeregt werden müsse, theils die reine Aeußerlichkeit ihres sogenannten Christenthums nur durch religiöse Ceremonien erhalten werden konnte. Daher strotzten auch ihre Kirchen von Gold, Silber und Gemälden; — daher das Aufbieten aller nur erdenklichen Mittel, den Kirchenfesten Glanz und etwas Unterhaltendes zu geben.

Auch heute hatte die Hoffnung, eine der großartigsten Prozessionen zu sehen und mitmachen zu können, nicht nur die Bevölkerung von Assomption auf die Beine gebracht, sondern es waren auch viele Tausende der näherliegenden Missionen nach der Hauptstadt gekommen, in der jetzt Europäer und Eingeborne bunt durcheinander wogten.

Jetzt endlich öffneten sich — als schon der Abend allmählig hereinbrach — die Thorflügel der Kirche und die Prozession erschien.

Voran zogen an fünfzig Almas santas, deren

Einige so hohe Mützen trugen, daß sie an die Fenster des ersten Stockwerkes der Häuser reichten und dort bisweilen hängen blieben. Von diesem seltsamen Kopfputze hingen verschiedenfarbige Bänder herab, die bis zu den Schultern der Träger fielen. Auf einer Tragbahre, die unmittelbar darauf folgte, befand sich eine Puppe in Lebensgröße, einen Engel vorstellend, und zu deren Füßen ein Gerippe, das den vom Heiland überwundenen Tod andeuten sollte. Nun folgte eine Reihe Geistlicher in Priestergewändern, welche die verschiedenen Embleme des Leidens trugen. Der Erste hielt ein Schwert, an dessen Spitze ein Ohr geklebt war, das jenes des Malchus vorstellte, welches der heilige Petrus abhieb. Hierauf kam ein Hahn auf einer Stange, sodann die dreißig Silberlinge des Judas, auf eine hölzerne Standarte gemalt, dann auf silbernen Tellern die Würfel, die Nägel, der Hammer und die Zange; auch sah man die Ruthen, die zur Geißelung gedient hatten, das Rohr und endlich den Rock, der als Fahne auf einem langen Stabe getragen wurde.

Dieser seltsamen Gruppe folgte ein Zug Musikanten, Trauermärsche spielend.

Jetzt erst kam Christus selbst. Und zwar war dies abermals eine hölzerne aber kostbar bekleidete Puppe, die

von sechs Neubekehrten auf einer Bahre getragen wurde. Wo sie sich zeigte, fiel alles Volk auf die Kniee, sein Angesicht bis tief in den Staub beugend. Die gleiche Ehre ward auch der heiligen Gottesgebärerin — oder vielmehr der Holzpuppe zu Theil, die sie darstellte, und welcher Engel die Schleppe trugen.

An Maria schlossen sich die jüngeren Missionäre sammt den Zöglingen der dortigen Schulen an, von denen jeder ein Crucifix in der Hand hielt.

Nun folgte endlich unter einem von Indianern getragenen Baldachin, von Sammt mit goldenen Sternen durchwirkt, der Superior des Ordens, an den sich die übrigen Glieder desselben und die Behörden der Stadt anschlossen. Die Prozession beendete das heilige Grab, funfzig Almas santas und ein unabsehbarer Zug Volkes, das brennende Kerzen in seinen Händen trug.

Eine feierliche, nur durch die geistlichen Gesänge und die Musik unterbrochene Stille machte diese Ceremonie wahrhaft imposant und ließ den grotesken Anblick vergessen, den sie hier und da darbot. So weit das Auge nur reichte, sah man eine doppelte Reihe von Lichtern sich langsam bewegen, deren Glanz die einbrechende Dämmerung verscheuchte.

Arcos hatte gerade die Stadt erreicht, als die

Prozession aus der Kirche trat, und ihm somit den Weg versperrte.

In der Stimmung, in der er sich befand, berührte ihn dies Ceremoniel, das er doch sonst selbst so häufig mitgemacht, höchst peinlich. Er drückte sich also in den Schatten eines Baumstammes, um nicht bemerkt, noch von der Menge mitgeschoben zu werden. Noch aber hielt er diesen Posten nicht lange, als die Holzpuppen an ihm vorüberzogen, die Christum und Maria vorstellten, und wie üblich nun alles Volk anbetend in den Staub sank.

Dieser Anblick durchzuckte ihn wunderbar. Unwillkürlich gedachte er dabei der großartigen Naturscenen tief in den stillen Urwäldern, unter deren imposanten mächtigen Eindrücken die einfachen Kinder der Natur das Wesen und Walten des großen Geistes ahnen, — unwillkürlich mußte er sich fragen: auf welcher Seite steht hier der Götzendienst?

Hier Ceremonien, Menschensatzungen, heuchlerische hohle Phrasen, die Hab- und Herrschsucht unter dem Mantel der Religion verdecken müssen — und dort Natur und tiefe innige, wenn auch unbewußte Empfindung des Göttlichen!

Ach! Arcos sehnte sich in diesem Augenblick tief,

tief in die undurchdringlichsten Wälder hinein, um — getrennt und auf ewig geschieden von seinen Landsleuten und ihren Verkehrtheiten und Schlechtigkeiten — sich — Gott, der Natur und seiner Liebe zu leben.

Es waren holde Träume, in welchen er schwelgte und sie zogen ihn so mächtig an, daß er nicht bemerkte, wie die Prozession geendet und das Volk sich verlaufen hatte.

Den kommenden Morgen beeilte sich Arcos den Superior zu sprechen, denn er fühlte deutlicher als je, daß dem peinlichen und unnatürlichen Zwischenzustande, in dem er sich befand, ein rasches Ende gemacht werden müsse, wenn in sein von tausend Zweifeln gefoltertes Herz der alte Friede wieder einziehen sollte.

Der junge Spanier war aber um so gespannter, als er bis dahin den Vorsteher des Ordens in Paraguay, — den wenigstens nach Außen hin anscheinend völlig selbstständigen und absoluten Beherrscher der christlichen Republik, der die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit in seiner Person vereinigte, — — San Juan de los Lanos, nicht persönlich kannte. Und doch hing von diesem für den jungen Missionär Alles — selbst Tod und Leben ab. Nur Eines beruhigte Arcos, er hatte immer gehört, Pater Juan sei zwar ein sehr

strenger, aber auch gerechter Mann, und dabei leutselig und freundlich gegen Jedermann.

Nachdem sich Arcos hatte melden lassen und eine volle Stunde — vielleicht die peinlichste in seinem ganzen Leben — im Vorzimmer des Superiors zugebracht, öffnete der dienstthuende Geistliche endlich auch für ihn die Thüre.

Der Spanier trat ein. Aber wie hatte er sich schon in dem Bilde getäuscht, das ihm bisher seine Phantasie von dem Ordenshaupte der Colonien gemacht.

Er hatte sich eine bedeutende Persönlichkeit gedacht, und fand eine ziemlich kleine, dürre Gestalt. Er war erwartend, einen Mann mit strenger, ernster Miene und einem Feldherrnblick zu treffen, und fand ein ausgetrocknetes, mit einer gelben, lederartigen Haut überzogenes Gesicht, von sehr freundlichem, fast jovialem Aussehen.

Er war auf stolze, gebieterische Manieren gefaßt gewesen, und kam nun durch die fast übertriebene, ihn jedenfalls beängstigende Artigkeit seines Oberen in tödtliche Verlegenheit.

„Arcos de la Beltramini" — redete ihn jetzt freundlich der alte Herr an, indem er auf den Eintretenden mit etwas gesenktem, wohlgefällig nickendem Haupte zuging und die beiden Hände des Jünglings

erfaßte und sie drückte — „Oder besser, besser, — denn Demuth ist eine Haupttugend unseres heiligen Ordens, — besser: Brüder Arcos! — Willkommen! — Seid ein wackrer junger Mann — habt brav gearbeitet im Weinberge des Herrn — habt neue Mission bei den Tobas geschaffen — wohl! wohl! wohl! — soll belohnt werden — sollt die heilige Priesterweihe empfangen und Vorsteher der Mission werden. — Wißt ja schon! — Wißt ja schon!"

Arcos überlief es heiß und kalt. Da er aber bemerkte, daß der Superior auf seinen Dank wartete, sagte er:

„Hochehrwürden beurtheilen meine Verdienste mit zu viel Güte, vielleicht fällt die Wirksamkeit meiner Kameraden, namentlich des Bruders Alvarez . . . ."

„Schön! schön!" — fiel ihm San Juan ein, — „kenne alle Verdienste! — freue mich, alle belohnen zu können. Partes meae non desiderabuntur! An mir soll es nicht fehlen!"

Arcos wollte auf's Neue beginnen, aber der alte, bewegliche, kleine Herr, der keine Minute stille stand und bald auf und ablief, bald stehen blieb, bald hier und dort hin trippelte, lief auf ihn zu und hielt ihm den Mund zu, indem er lächelnd rief:

„Keinen Dank weiter! keinen Dank! — Kann's nicht leiden! — Lieber zuhören, — habe noch einige gute Lehren mit auf den Weg zu geben — bevor man Priester wird und als Diener der heiligen Kirche und des Ordens eine Mission zu leiten abgeht. Aber — nichts fürchten! — Brevi praecidam — Ich will mich kurz fassen!"

Und mit diesen Worten winkte der Superior dem jungen Manne sich niederzusetzen. Arcos Gehirn fibrirte. War ihm doch das Mißverständniß zwischen ihm und seinem Oberen um so peinlicher, als er fürchtete, sein jetziges Schweigen könne bei späteren Erklärungen als Verstellung ausgelegt werden.

Er wagte es daher noch einmal anzusetzen und sagte:

„Darf ich mir die Kühnheit erlauben, bevor Eure Hochehrwürden weiter fortfahren, mit einem Geständnisse hervorzutreten, das ich wie ein Kind zu den Füßen seines Vaters Angesichts meines Oberen ablegen möchte?"

„Geständniß!" — wiederholte der kleine bewegliche Mann mit der gelben Gesichtsfarbe verwundert und seine Züge wurden auf Secunden ernster. Aber alsobald zeigte sich wieder der alte verbindliche Ausdruck in seinem Gesichte, er trat dicht vor den Jüngling, nickte freundlich und sagte:

„In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!“ (Im Nothwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in Allem Liebe.) Sprecht, mein Sohn!“

Jetzt war für Arcos der große, der entscheidende Moment gekommen. Er fühlte, Heuchelei konnte ihm eine beneidenswerthe Stellung sichern; — Schlauheit und Gewissenlosigkeit selbst eine göttlich schöne, denn Itaty's glühende Liebe und ihre Unerfahrenheit waren leicht zu täuschen. Für die Knechtung der Eingeborenen gab es sogar für fromme Gemüther tausend fromme Entschuldigungen ..... aber Arcos war ein edler, ein freier und wahrer Charakter und eher wollte er selbst untergehen, als siegen und sich verachten müssen.

In der That war es denn auch, als habe der Entschluß: „ein wahrer Mensch zu sein und zu bleiben!“ ihn mit wunderbarer Begeisterung erfüllt. Er erzählte einfach, klar und deutlich, aber mit hinreißender Beredtsamkeit, seine Lage; — er schilderte seine Gemüthsstimmung mit glühenden Farben; — aber er verbreitete sich auch sehr kühn über die Art und Weise, wie das Christenthum in den Urwäldern eingeführt und die natürliche Religion der Wilden, sammt den heiligsten

Gefühlen der Menschenbrust, in den Staub getreten würden. Endlich schloß er mit der Bitte: ihn seiner früheren Versprechungen zu entheben, da er doch nie im Stande sei, ein Priester zu werden, wie ihn die heilige Kirche verlange. Auf jede ehrliche, und sich mit seinem Gewissen vertragende Weise werde er alsdann mit Freuden fort und fort für die Ausbreitung des Christenthums und des Ordens wirken.

Es war wunderbar und merkwürdig, welche Streiflichter während dieser langen Beichte über die Züge Don Juan's liefen. Wohlgemerkt aber nur dann, wenn der Zimmer auf- und ablaufende alte Herr dem Sprechenden den Rücken kehrte; sobald er sich umdrehte, so daß Arcos seine Züge beobachten konnte, waren sie stets die freundlich lächelnden.

„Ich hab' es ja gesagt!" — rief endlich der Superior, als Arcos tief bewegt und erschöpft schwieg. — „Ich hab's gesagt: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas! — In Allem Liebe, — Bruderliebe! — treue, offne Bruderliebe, wie sie unsere heilige Kirche lehrt. Ihr, mein lieber Sohn, seid zwar auf großen Irrwegen, — ja, Irrwegen — aber — der Böse geht ja auch umher, daß er Unkraut säe — und wir alle sind Menschen, — schwache irr-

thumsfähige Menschen. Doch Justitia est regina virtutum! — Niemand zwinge das menschliche Herz! — Wir müssen suchen, dem Uebel abzuhelfen.“

Arcos war überrascht. Er hatte Donner und Blitz, — er hatte eine niederschmetternde Strafpredigt, — er hatte Ausbrüche des Zornes erwartet und fand nun Gerechtigkeit.

Er jubelte in seinem Innern. Man hatte ihn nicht belogen. San Juan de los Lanos war ein Mann der Gerechtigkeit. Er hätte ihm zu Füßen sinken und seine Hände mit Küssen und Thränen der Dankbarkeit bedecken können; gewiß — dachte jetzt Arcos — ging auch nicht von diesem jene schmähliche Politik aus, mit welcher man die Größe, den Reichthum und die Macht des Ordens auf Kosten der unglücklichen Eingeborenen mehrt — gewiß hat sie allein ihre Wurzel in Rom, in dem Herzen des Generals.

Während sich Arcos auf Augenblicke diesen Gedanken überließ, war der Superior mehrere Male, und zwar noch rascher als gewöhnlich, durch das Zimmer geeilt. Endlich blieb er dicht vor Arcos stehen, und rief mit der alten freundlichen Unbefangenheit, man könnte sagen mit väterlicher Milde:

„Mein lieber Sohn, nur der Unkluge handelt rasch

in den Tag hinein! — Ueberlegung, Ueberlegung daher! — Jedenfalls will die heilige Mutterkirche keine erzwungene Diener. Ihr seid des geistlichen Standes enthoben; Eurer Ordensgelübde kann ich Euch freilich nicht entbinden. Indessen — will auch hier das Meinige thun — ja das Meinige thun. Der Orden kann nicht leicht so tüchtige Glieder entbehren — kann nicht! — darf nicht!"

Arcos lauschte zitternd auf jedes Wort. Als der Superior hier längere Zeit — wie in Gedanken versunken — schwieg, frug der junge Missionär endlich:

„Und Ihr befehlt, mein Vater?"

„Kein guter Vater befiehlt!" — entgegnete der Angeredete. — „Ich wünsche, mein lieber, kranker Sohn, daß Ihr Euch in das Missionshaus begebt, dort empfangt Ihr morgen die Weisungen des Ordens, wie sie Euer Seelenheil bezwecken — ja, Euer Seelenheil — hört Ihr, Euer höchstes, Euer Seelenheil!"

Arcos athmete freier. Mit tiefer Ehrfurcht, — ja mit einem Gefühl von Dankbarkeit und Liebe beugte er sich zu der knochendürren, gelben Hand des Superiors herab und küßte sie.

Der Vorsteher ließ es ruhig geschehen, aber seine grauen Augen leuchteten in diesem Momente von einem

unheimlichen Feuer, das wie Racheblitze auf das gesenkte Haupt des Spaniers herniederschoß. Zugleich aber machte er über denselben das Zeichen des Kreuzes und verabschiedete den jungen Mann mit den feierlich gesprochenen Worten:

„In nomine patris, filii et spiritus sancti!“ — Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Als Arcos das Zimmer des Superiors verlassen, änderte sich dessen ganzes Aeußere. Es schien, als sei die kleine Figur jetzt größer und fester geworden, als stehe sie kühner, aufgerichteter da; — während die Freundlichkeit des welken Antlitzes in den Ausdruck eines starren, eisigen Ernstes überging.

Auch die Beweglichkeit hatte nachgelassen, San Juan de los Lanos stand nachdenkend vor einem ungeheuren Buche.

„Procul este profani!“ sagte er dann mit finsterer Stirne, indem er den Folianten aufschlug, und sich dabei vorsichtig umsah, ob er auch unbelauscht sei. — „Fern steht ihr Ungeweihten!“ Dann liefen seine

kleinen Augen geschäftig über die Blätter, die in lateinischer Sprache eng und sorgfältig beschrieben waren.

Ein wiederholtes Nicken des Kopfes bewies die Uebereinstimmung seiner Gedanken mit dem Inhalte des Geschriebenen. Endlich schaute er auf, und die welke Hand auf der Stelle der Schrift liegen lassend, bis zu welcher er gekommen, sagte er:

„Alvarez hat recht gesehen! — hat er doch die Liebe zu Itaty, von der hier berichtet ist, selbst eingestanden, — ja! ja! eingestanden! — der brave Alvarez! und wie er ihn richtig beurtheilt — Ketzer — ja wahrlich Ketzer! — Zweifler — Verräther an dem heiligsten der Orden. Atqui nactus est!"

Und der ehrwürdige Pater Superior schlug das Buch langsam zu und verschloß es vorsichtig.

„Nun!" — sagte er sodann — „der Schlange, die da sticht, zertritt man den Kopf! — Der Zweck heiligt die Mittel."

Und mit diesen Worten schritt der Superior durch eine längere Zimmerreihe, bis er in das Archiv des Ordens trat.

„Schreiben Sie, Bruder Archivar!" — rief er hier einem Ordensgliede zu, das, wie es schien, die Stelle eines Geheimsecretärs bei ihm vertrat.

„An den Rector des Collegs von Cordova!"

Hierauf dictirte der Superior folgende Zeilen:

„Im Namen der christlichen Republik und unseres heiligen Ordens, haben Sie den Ueberbringer dieser Zeilen: Arcos de la Beltramini, als einen Verräther an beiden, den unterirdischen Kerkern zu überliefern. Es ist dies Urtheil rasch und geheim zu vollführen. Da derselbe nicht nur erwiesener Weise ketzerische Gedanken hegt, seinen Gelübden untreu ward, und zu tiefe Blicke in das Innere des Ordens gethan, — darf er das Tageslicht nicht wieder sehen. Zugleich erhalten Sie den gemessenen Befehl: unter keiner Bedingung mehr einen Schüler des Colleges als Missionär zu empfehlen, der nicht von Jugend auf durch die Disciplin unserer Erziehungsanstalten die nöthigen Garantieen für seine Treue und Brauchbarkeit im Orden bietet." Assomption u. s. w.

Als diese Zeilen beendet und vom Superior unterzeichnet, auch mit einem geheimen Zeichen versehen waren, ließ sie Pater Juan sorgfältig schließen, couvertiren und siegeln, dann setzte er sich selbst nieder, und schrieb eigenhändig noch folgenden Brief an Arcos:

„Mein lieber Sohn!"

„Unser heiligster Orden ist seinen Mitgliedern und

Untergebenen ein liebender Vater, eine zärtliche Mutter. Wie aber treue Aeltern sorgsam an dem Krankenbett ihres Kindes wachen, und es pflegen, so auch die Gesellschaft der Väter Jesu an der Seite eines seelenkranken Sohnes. Ihr, mein Sohn, seid krank und wenn wir Euch auch der Last des priesterlichen Standes, die für Eure Schultern zu schwer ist, liebend entheben wollen, so dürfen wir doch eine sündige Liebe nicht gut heißen. Um indessen auch hier unsere väterliche Milde zu beurkunden, und Euch Gelegenheit zu schaffen, die Wunde vernarben zu lassen, betrauen wir Euch, lieber Sohn, mit einer sehr wichtigen Sendung, die Euch nach Cordova führt. Sogleich nach Empfang dieser Zeilen habt Ihr Euch auf den Weg zu begeben. Für die sichere und geheime Einhändigung des beifolgenden Schreibens an den Rector des Colleges bürgt uns Euer anerkannter Eifer für das Wohl der christlichen Republik. Zugleich verlangt die Wichtigkeit des Auftrages, daß Ihr Euer Erscheinen in Cordova so einrichtet, daß es für Jeden, außer dem Rector, geheim bleibe. Kehrt Ihr sodann mit der nöthigen Antwort zurück, soll es unsere schönste Pflicht sein, für Eure Zukunft zu sorgen, denn bonorum memoria a posteris pie colitur! Das Andenken der Gerechten

bleibt im Segen. Und so grüße ich Euch, mein Sohn, mit dem Gruße des Herrn: „Der Friede sei mit Euch!“

Pater Juan de los Lanos,
Superior.“

Als Arcos den kommenden Morgen diese Zuschrift gelesen, war er sehr niedergeschlagen. Die Hoffnungen, die er noch gestern gehegt, waren zertreten, und so sehr ihn einerseits die Milde und väterliche Güte seines Obern rührte, so furchtbar peinigte ihn andererseits der Gedanke, sich nun am Ende doch von seiner Liebe losreißen und einsam und verlassen in stillem Kummer um Itaty umkommen zu müssen. Ebenso unerträglich aber war es ihm, denken zu müssen, die treue Seele halte am Ende gar sein Nichtwiederkommen für einen schmählichen Treubruch.

Dennoch war hier keinen Augenblick zu schwanken. Der Orden befahl, und jedes Zögern konnte als ein neuer Ungehorsam angesehen werden.

Mißstimmt, niedergebeugt, ja fast der alten Verzweiflung anheimgegeben, trat daher der junge Missionär seine Reise an, die einzige, schwache Hoffnung im Busen tragend, nach seiner Rückkehr den ihm, wie es schien so wohlwollend zugewandten Superior durch alle Kräfte seiner Beredtsamkeit und die wiederholte Dar-

legung seiner Verzweiflung dennoch für seine Liebe zu gewinnen.

Diese traurige Stimmung vermehrte sich aber auf der Reise immer mehr und mehr, je weiter sich der Unglückliche von den stillen Urwäldern Paraguay's, — der trauten Wiege seiner Liebe, — entfernte.

Und wahrlich die Pampas, — jene furchtbaren kahlen und einsamen Ebenen, die er jetzt zu durchziehen hatte, trugen nicht dazu bei, eine freundlichere Stimmung in ihm hervorzurufen.

Wohin sein Auge blickte, sah er nichts, als eine ungeheure Ebene, die nur nach Westen hin von den fernen Zügen der Cordilleren begrenzt wurde, die ihre höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten Piks tief in die Wolken tauchten. Kein Baum, kein Busch bot hier den munteren Vögeln einen Zweig zum Ruhen, — dem einsamen Wanderer des Schattens Kühle; — keine labende Quelle bot der dürren, ausgebrannten Erde und ihren schmachtenden Geschöpfen Nahrung dar. Die unabsehliche Fläche bildete einen einzigen Wald von Klee, Disteln und Gras, die an vielen Stellen bis zu einer Höhe von 10 bis 12 Fuß aufgeschossen, und die ganze Natur wäre völlig leblos erschienen, wenn nicht einige Störche über das grüne, wogende Meer der Halme dahin gezo-

gen, und Heerden von Dammhirschen und Straußen von Zeit zu Zeit ihre Köpfe aus dem hohen Grase hervorgereckt hätten.

Und durch diese Steppen führte Arcos Tage lang der Weg.

In der That fing nachgerade sein Seelenzustand an, ein bedenklicher zu werden. Die alten Zweifel folterten ihn und neue waren hinzugetreten; sein Vertrauen auf den Orden war vernichtet, sein Herz vom Gram der Liebe gebrochen und somit sank die alte Schwermuth mit verdoppelter Last auf ihn herab.

Arcos wünschte sich den Tod, und gar manches Mal, wenn er aus der Ferne das furchtbare Brüllen des Jaguars vernahm, ließ er sein Pferd gefliſſentlich langsamer gehen, in der Hoffnung, plötzlich einen derselben aus dem hohen Grase vor sich auftauchen zu sehen.

Es war umsonst. Eine höhere Hand schien ihn sicher durch diese sonst so gefährlichen Distrikte führen zu wollen. Desto willkommener war es ihm, als ihn eines Abends, — da er auf einer einsamen Estancia zum Uebernachten eingekehrt — der Capatazo frug, ob er ihn morgen zu einer Tigerjagd begleiten wolle.

Die Aufforderung kam Arcos um so erwünschter,

als er ohnedem, — seines allzuerschöpften Pferdes we-nen, — hier einen längeren Aufenthalt machen mußte, und sein Seelenzustand der Art war, daß er sich nach Tod und Blut und Gefahr wahrhaft sehnte. Geist und Körper bedurften der Aufrüttlung durch mächtige Gemüthsbewegungen.

Die kleine Estancia gehörte zu der Commandancia Yaguaretecoral, deren Hauptort einige Stunden nordöstlich davon liegt, und ihren Namen von der Menge Jaguars hat, welche sich daselbst finden, was sich leicht durch die Gegend erklärt, die hier anfängt sumpfiger und waldiger zu werden.

Der Vorsteher dieser Commandancia, einer der be-rühmtesten Lassowerfer des Landes, befand sich eben in der Estancia, und ihm zu Ehren war denn auch die Tigerjagd veranstaltet.

Der Jaguar (felis onca), der Tiger jener Gegenden, gleicht dem Aeußeren nach so ziemlich dem afrikanischen Panther, was die Farbe und die Form der Flecken auf seinem Felle betrifft. Durchaus unzähmbar und wilder als Afrikas Löwe, ist er auch stärker als dieser, da er bis an seinen Aufenthaltsort ein ganzes Pferd oder einen ganzen Stier zu schleppen vermag, ja selbst im Stande ist mit seiner Beute einen Fluß zu durchschwimmen.

Kann er nichts Besseres finden, nährt er sich von Fischen, die er sich in der Nacht fängt, indem er seinen Speichel als Lockspeise in das Wasser fallen läßt, und sie dann mit der Pfote hinter sich an das Ufer schleudert.

Furcht kennt dieser wilde Bewohner jener Gegenden nicht. Die Jagd auf ihn gehört daher unbedingt zu den gefährlichsten Unternehmungen, die es gibt. Aber eben dies war Arcos recht. Er konnte den kommenden Tag kaum erwarten.

Mit der ersten Dämmerung des Morgens machte sich die Gesellschaft, wohl beritten, bis an die Zähne bewaffnet und begleitet von mehreren Knechten, auf den Weg, und wandte sich einem der wildesten Dickigte zu.

Kaum hatte man eine Viertelstunde zurückgelegt, als die Pferde nicht mehr fortwollten, die Ohren spitzten und umzukehren suchten, ein sichres Zeichen von der Nähe des Tigers.

In der That erhob sich auch bald aus hohem Grase in ganz mäßiger Entfernung von Arcos ein weiblicher Jaguar mit vier Jungen, deren Rückzug die Alte decken zu wollen schien.

Da gab der unerschrockene Commandant seinem Pferde beide Sporen, jagte auf das Thier trotz dem Widerstreben seines Pferdes zu, schwang um seinen

Kopf den Lasso — ein langes Seil, an dessen Enden Bleikugeln befestigt sind — umschlang im Nu einen der jungen Jaguars und zog ihn dann von der Alten zurück, welche bereits von Hunden umringt und so im Schach gehalten wurde.

Schwer möchte es sein, die Wuth des Thieres, die durch den Raub eines seiner Jungen noch gesteigert worden, zu beschreiben. Es brüllte, daß die Erde erbebte und die Pferde wie Laub im Winde zitterten. Schon hatten zwei der jüngsten Jagdhunde unter den Klauen des Ungethüms ihre Unklugheit, den Kreis, den Erfahrenere nie überschreiten, mißachtet zu haben, mit ihrem Leben gebüßt, und die einmal blutig gewordene Scene nahm nun von Augenblick zu Augenblick einen ernsteren Charakter an.

Da wandte sich das Thier plötzlich mit einem geschickten Sprunge dem Räuber seines Jungen zu, aber in demselben Augenblicke scheute das Pferd des Arcos zurück, bäumte sich, — und schleuderte seinen Reiter zehn Schritte in das Gras.

Ein Schrei des Entsetzens durchdrang die Luft! — Alles griff zu den Büchsen; aber schneller noch war der Tiger, der mit einem Sprung dem Pferde im Nacken saß. Tief und blutig schlug die eine Tatze in

die Mähne, die andere packte die Nüstern — — ein knirschender Biß in den Hals, und das Pferd stürzte leblos zusammen.

Drei Kugeln waren unterdessen nach dem Ungethüm abgesandt worden, aber nur eine hatte es leise verletzt, was es offenbar noch mehr ermuthigte.

Jetzt war keine Minute zu verlieren, da sich Arcos, vom Fall betäubt, noch nicht erhoben hatte und der Jaguar sich jetzt nach der Seite wandte, wo er lag. Schon duckte er sich zum Sprung, schon hatte ihn ein ungeheurer Satz bis dicht zu dem Unglücklichen getragen, — — als eine Kugel des Commandanten ihn niederstreckte.

Dennoch sollte die verhängnißvolle Jagd traurig für Arcos enden. Im Todeskampfe zuckte das Thier noch einmal auf, sein verlöschender Blick fiel auf den ohnmächtig neben ihm liegenden Jüngling, und wie in ersterbender Wuth hieb seine linke Vordertatze nach dem Feind. Sie hatte die Schulter erreicht, und im gleichen Augenblick überfluthete ein Blutstrom das niedergetretene Gras, während sich der Spanier unter fürchterlichen Schmerzen wie ein Wurm krümmte.

IX.

Ein Blick in die Geschichte.

„Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz!"
Uhland.

Ehe wir nun dem geschichtlichen Verlaufe unserer Erzählung folgen können, müssen wir einen Blick auf das damalige Treiben der Jesuiten und ihre Stellung, — Europa gegenüber, — werfen.

Zu jener Zeit war Sebastian Joseph von Carvalho und Mela, Graf von Oyras, Marquis von Pombal portugiesischer Minister. Dieser muthige und kühne Staatsmann war es nun, der zuerst mit Entschlossenheit in Europa gegen die Jesuiten und ihr unseliges Treiben auftrat; — ein Unternehmen, das die Achtung

der Welt um so mehr verdient, als der Orden dazumal fast noch allmächtig war. Wie sich die Jesuiten aber eingenistet hatten, davon ist Folgendes ein schlagendes Beispiel.

Als König Joseph 1750 den Thron bestieg, war der Jesuit Joseph Moreira sein Beichtvater; bei der Königin Mutter bekleidete der deutsche Jesuit, Joseph Ritter, dies Amt. Der Beichtvater der königlichen Prinzessinnen hieß Oliveira, und stand ebenfalls in diesem Orden, so wie auch Hyacinth da Costa, der Beichtvater des Kronprinzen Dom Pedro; — selbst die Beichtväter der Vettern des Königs, Dom Antonio und Dom Emanuel, waren die beiden Jesuiten Samuel de Campos und Joseph Araugio. Außer allen diesen Beichtvätern standen noch der deutsche Jesuit Rochus Hundertpf bei der Königin, und der italienische Jesuit Gabriel Malagrida beim Könige in großer Gunst.

Dem Scharfblicke des Marquis von Pombal konnte nun die Gefährlichkeit des Ordens nicht entgehen. Ihm galten die Jesuiten für eine gefährliche selbstständige Aristokratie mit einem in Rom wohnenden Haupte, welche als hierarchische Macht und als Bewahrer der Geheimnisse fast aller Beichtstühle der Großen Europas für jeden weltlichen Arm ganz unerreichbar wären.

Dies galt aber nicht allein für Portugal, sondern für alle anderen Staaten. In Portugal besonders drohte der Orden aber auch noch durch Reichthümer, die er im Handel zu erstreben suchte, und durch seine weltliche Herrschaft in Paraguay, den Staat, der sich ihm hingegeben hatte, ganz zu erdrücken.

Wir wissen es ja bereits, zu welcher Macht die sogenannte „christliche Republik" nachgerade herangewachsen war. Zugleich drohte der Orden auch auf den Antillen und in den europäischen Seeplätzen durch Speculationen und ungeheure Handelsunternehmungen alle großen Geschäfte der Privatleute an sich zu bringen. Auch war die Gefahr, einen Orden zu erlauben, der durch Grundsätze berüchtigt war, vermöge deren sich — wie Arnauld und Pascal bewiesen hatten — Königsmord und Bankerott auf gleiche Weise rechtfertigen ließen, erst ganz neulich öffentlich in den französischen Obergerichten auf eine solche Weise dargethan worden, daß diese schon damals auf die Aufhebung der Jesuiten gedrungen hatten.

Der Jesuitenorden ward lange beschuldigt, daß er Wucher, Sclavenhandel und selbst Krämerei für seine Rechnung treiben lasse. Allein erst 1756, als des Jesuiten de la Va-

lette Bankerott vor den französischen Parlamenten verhandelt ward, kam es an's Licht, daß man in der That von den schmählichen Grundsätzen des Ordens Gebrauch mache, um Gläubiger zu betrügen.

Der Jesuit de la Valette hatte nämlich, trotz des strengen Verbotes, welches Papst Benedict XIV. gegen jede Theilnahme geistlicher Personen an Handelsgeschäften erlassen hatte, zu St. Peter auf Martinique einen sehr bedeutenden Zweig des westindischen Handels an sich gezogen. Dies hatte nun der Orden anfangs nach Außen hin dem Scheine nach mißbilligt, nachher aber wurde La Valette unter der Hand zum General-Superior des Ordens auf allen Inseln unter dem Winde gemacht, und seine Spekulationen schon um 1747 mit dem Gelde und dem Credit des Ordens unterstützt. So stand der Orden unter La Valette's Namen mit allen bedeutenden Seeplätzen von Europa in Verbindung, hatte überall Commanditen und Factoreien, und erwarb sich ungeheure Summen. Als jedoch in dem Kriege, der 1756 zwischen England und Frankreich ausbrach, — die Spekulationen La Valette's mißglückten, und zahllose Familien durch den Superior des Ordens in's Unglück gestürzt wurden, zog sich der Orden zurück und betheuerte, keinen Antheil an jenen Unter-

nehmungen gehabt zu haben. Der General aber war so unverschämt, den Gläubigern Seelenmessen statt Geldes anzubieten.

In Folge dessen waren bald alle französischen Gerichte mit Prozessen gegen die Jesuiten beschäftigt und diese wurden endlich auch nicht nur gemeinsam zur Bezahlung ihrer Schulden und zu Schadenersatz verurtheilt, sondern das Parlament trug auch auf Aufhebung oder doch Beschränkung des Ordens an.

Es hatte übrigens der Papst selbst gegen den Sclavenhandel, den Wucher und die Bankgeschäfte der „Väter Jesu" schon im Jahre 1741 strenge Verordnungen erlassen. Ja, die Jesuiten hatten ihre Schändlichkeiten so weit getrieben, daß Papst Benedikt XIV. in der Bulle „Immensa pastorum" allen Geistlichen jede Art Handel und Gewerbe, jede weltliche Herrschaft **oder gar Kauf und Verkauf der Bekehrten** untersagen mußte.

Bei Strafe des Bannfluches war hier den Jesuiten verboten, die Indianer ferner zu Sclaven zu machen, sie zu verkaufen, zu vertauschen, zu verschenken, von Weibern und Kindern zu trennen, ihrer Güter zu berauben, sie unter dem Vorwande der Be-

kehrung und Civilisation aus ihren Urwäldern nach anderen ungesunden Orten zu versetzen, oder auch in Predigten und in ihren Collegen zu lehren: daß es recht und erlaubt sei, die Indianer zu verkaufen u. s. w.

Dieselben Usurpationen, welche trotz der Bulle des Papstes fortdauerten, trieben nun auch Pombal zu Maßregeln gegen die Jesuiten. Hatten sie sich doch auch in ihren Missionen in Paraguay der geistlichen und weltlichen Herrschaft dadurch bemächtigt, daß sie von den unbedingt von ihnen geleiteten portugiesischen und spanischen Königen und deren Gemahlinnen die übertriebensten Privilegien erhalten hatten; so daß sogar — wie wir bereits wissen — kein Spanier und kein Portugiese auch nur den Fuß in ihre Missionen setzen durfte.*)

Als nun aber der Orden Pombal's entschiedenes Auftreten gegen ihn sah, und merkte, daß auch Paraguay bedroht sei, faßte er den Entschluß, den Streichen jenes Staatsmannes zuvorzukommen. Die Habgierde

*) Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts von F. C. Schlosser. 3 Bände.

König Johann's V., — der in Paraguay unermeßliche Schätze erwartete — gab den Jesuiten dabei eine treffliche Gelegenheit, sich zu retten, ihre Macht zu erhalten und noch Millionen zu gewinnen. Sie verkauften nämlich im Geheimen sieben ihrer Missionen sammt den darin wohnenden bekehrten Indianern an den König, der sodann jene Missionen in Besitz nehmen, die Eingebornen aber — unter dem Vorwande eines Tausches mit Portugal — aus den ihnen von dem Gotte ihrer Väter überkommenen herrlichen Urwäldern herausnehmen und in die ungesunde Mission San Sacramento in La Plata versetzen sollte. Dem Orden aber war das Recht fernerer Ausdehnung in den Urwäldern vorbehalten.

Dieser geheime Vertrag war jedoch in der letzten Zeit ruchbar geworden, und trotz aller Vorsicht von Seiten der Jesuiten hatten sich Nachrichten von demselben selbst in Paraguay eingeschlichen.

Arcos natürlich wußte von allem dem nichts, da er ja seit Monaten in den Wäldern gelebt und fast ausschließlich mit dem Stamme der Tobas Umgang gepflogen hatte. Ebensowenig kannte er deshalb auch die Gährung der Gemüther, die sich unter den bekehrten Indianern selbst kund gab, sobald sie vernommen, daß

sie von ihren vermeintlichen Vätern, — den Jesuiten, — an Portugal verkauft seien, und nun aus ihren angestammten Waldrevieren, in welchen ihre Väter und Urväter gehaust und deren tausendjährige Ybaro-Stämme die Gräber ihrer Vorfahren überschatteten, vertrieben und in Gegenden versetzt werden sollten, in welchen tödtliche Fieber Jahr aus, Jahr ein herrschten.

Und dies war noch nicht Alles, was die unglücklichen Einwohner von Paraguay in Angst und Spannung versetzte. Man sprach nachgerade auch von einem Heere, welches Pombal sende, den Jesuitenstaat zu besetzen und das, als schrecklichen Bundesgenossen, die wilden, gräßlichen Paulistas gegen die Bewohner Paraguay's aufgereizt habe.

Von allem dem wußte also, wie gesagt, Arcos nichts. Ueberhaupt kümmerte ihn seit jener unglücklichen Tigerjagd die Welt wenig, indem er nun schon den dritten Tag fast ohne Bewußtsein war.

Zwar war die Wunde keineswegs lebensgefährlich, da aber das Ungethüm den Schlag im Todeskrampfe versetzt hatte, so war sie doch tief genug gegangen, um einen übermäßigen Blutverlust herbeizuführen.

Glücklicherweise war der junge Missionär in guten Händen. Der Commandant und der Capatazo der

Estancia pflegten ihn, wie ihren Sohn, und in der That saßen sie auch jetzt nicht weit von dem Schmerzenslager, auf welchem er noch immer, wie es schien, ohne Bewußtsein lag. Indessen hatten die Kräuter und Blätter, welche der Capatazo auf die wunde Stelle gelegt, rascher und kräftiger gewirkt, als sich der besorgte Gastfreund selbst gedacht. Allmälig kehrten die Lebensgeister Arcos zurück, er fühlte das Brennen der Wunde und konnte sich, wenigstens in nebligen Umrissen, fast wie eines Traumes, des Vorgangs erinnern, der ihn niedergeworfen. Dennoch war er zu schwach, um sich zu bewegen oder zu sprechen. Ja, die Anstrengung, die er gemacht, sich des Geschehenen zu erinnern, überwältigte ihn auf's Neue und nach wenigen Minuten sank Arcos abermals in völlige Bewußtlosigkeit zurück.

Der Aufmerksamkeit der treuen Wärter entging es indessen nicht, daß sein Athemholen etwas kräftiger werde. „Er scheint sich endlich erholen zu wollen!" sagte daher freudig der Commandant und trat näher.

„Wird schon kommen!" entgegnete der Capatazo mit Zuversicht. — „Ein kräftiger junger Mann und meine Aufschläge! — da müßt' es ja wunderlich zuge-

hen, wenn er nicht bald wieder den Lasso trotz einem Strauße jagenden Gauchos schwingen könnte.“

Und sich über ihn beugend führte er ein Gefäß mit kühlendem Trank an die bleichen Lippen des jungen Mannes, der auch instinktartig einen Theil der Flüssigkeit einschlürfte.

„So!“ — fuhr hierauf der Capatazo mit spanischer Grandezza fort. — „Nun noch zwei bis drei Stunden, und wir können ihn fragen, wie er geruht! — O, lieber Commandant, wer schon so viele Verwundete wie ich von der Jaguarjagd nach Hause gebracht und gepflegt, der kennt den Gang der Heilung wie der beste Arzt zu Madrid den Verlauf eines Fiebers. Kommt, setzen wir uns wieder. Ich muß Euch eine Geschichte erzählen, die mir dabei einfällt, und die sich hier vor zwei Jahren mit Don Xaver Mendoza zugetragen.“

Der Commandant, obgleich er die Geschichte seit Arcos Verwundung schon mehr als einmal gehört, folgte geduldig dem Freunde, indem er sich vornahm, dem Gespräch sobald als möglich eine andere Wendung zu geben.

Glücklicherweise gelang ihm dieses auch bald, und so kam man auf dasjenige zu sprechen, was jetzt alle

spanischen und portugiesischen Provinzen in Amerika und namentlich Paraguay beschäftigte.

Das Gespräch ward immer lebhafter, da man für und gegen das Gerücht von dem Verrathe der Jesuiten sprach, und nahm endlich die beiden Spanier so sehr in Anspruch, daß sie nicht einmal gewahrten, wie ihr Patient nach und nach abermals zu sich kam und die Augen aufschlug.

„Ihr könnt auf Alles, was ich gesagt, das heilige Sacrament nehmen!“ — rief in diesem Augenblick der Commandant — „Pombal's Heer kann die Grenzen von Paraguay in wenigen Tagen erreichen, um, laut Vertrag, das Land in Besitz zu nehmen, und die verkauften Indianer nach San Sacramento zu führen.

„Ich kann's nicht glauben!“ — entgegnete der Capatazo — „ich kann's nicht glauben, so oft ich auch schon davon gehört habe! Die heiligen Väter der Gesellschaft Jesu, die so viel für die Neubekehrten gethan, die sie doch wirklich so väterlich behandeln, — die sollten ihre Unterthanen verkauft haben, — die sollten sie aus ihren Wäldern, von ihrem Eigenthum treiben, um sie in San Sacramento dem Fieber zu opfern?“

„Ja! ja! und noch einmal ja!“ entgegnete der

Commandant. „Die Missionen St. Angelo, St. Lorenzo, St. Giovanne, St. Michelo, St. Luigi, St. Nicolo und die ganz neu begründete St. Borgia bei den Tobas hat man mit ihren Einwohnern — um, wenn Ihr wollt, nicht zu sagen „verkauft" — an Portugal „überlassen" und für diese Gefälligkeit ungeheure Summen in Empfang genommen."

„Aber" — versetzte der Capatazo — „das wäre ja himmelschreiend von den heiligen Vätern!"

„Nun" — sagte lächelnd der Commandant — „friedliche Indianer ihres Landes berauben hat auch bei uns nicht als Sünde gegolten."

„Ei was!" — entgegnete der Capatazo — „das waren auch Heiden, — hier aber handelt es sich um Christen."

„Mir däucht" — nahm Jener das Wort wieder — „das Vaterland zu verlassen und als Sclave verkauft werden, sei immer herb!"

„Sollte mich aber auch sehr wundern," — bemerkte der Besitzer der Estancia — „wenn sich dies die Indianer gefallen lassen. Sie werden aufstehen und ihre Wälder vertheidigen, denn trotz Kreuz und Wedel hängen sie alle noch mit fast abgöttischer Liebe an den Wäl-

dern, in welchen seit Jahrtausenden ihre Stämme gehaust.“

„Und“ — rief der Commandant, — „was wird ein Aufstand nützen? Ehe man von hier nach Cordova kommt, ist diese Stadt von Pombal's Heer erreicht und die Paulistas haben die Tobas nach Assomption getrieben oder vernichtet.“

In diesem Augenblicke zog ein Geräusch die Blicke der Sprechenden nach Arcos Lager, und eine freudige Ausrufung entfloh den Lippen beider Männer, als sie den Patienten — freilich mit bleichem, fast entstelltem Antlitze — halb aufgerichtet auf seiner Leidensstätte sitzen sahen.

„Was hab ich gesagt!“ — rief stolz der Capatazo — „in einer oder zwei Stunden ist er wieder frisch und gesund, und nun ist's noch keine halbe.“

Und beide Männer erkundigten sich nun eifrig nach seinem Befinden. Aber Arcos antwortete nicht. Er beschwor nur mit schwacher vor Entsetzen wankender Stimme den Commandanten: ob das wahr sei, was er eben aus seinem Munde gehört.

„Ei! ei! — rief Dieser lächelnd — „das müßt Ihr so gut als ich wissen. Aber verrathet mich nicht, daß ich geplaudert, was übrigens schon allbekannt ist!“

Aber Arcos gab sich nicht zufrieden. So schwach er war, betheuerte er seine Unwissenheit hierüber, da er als Missionär Monate lang unter den Wilden gelebt, und beschwor den Commandanten, ihm die Wahrheit des Gesagten zu verbürgen.

Zu seinem Entsetzen that dies denn auch der Commandant.

Von diesem Augenblicke an war Arcos in sich gekehrt und schweigend. Ein großer Entschluß reifte in ihm heran. Sein Ordenskleid war ihm eine Qual, — er verabscheute, — er haßte den Orden — und nach gewaltigen Kämpfen stand in seiner Seele der Vorsatz fest: koste es was es wolle, wenigstens den Stamm der armen Tobas zu retten.

Indeß mußte er erst seiner übernommenen Sendung genügen. Er eilte daher, sobald es sein langsam genesender Körper erlaubte, — Cordova zu!

X.

Der Aufstand.

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren."
Schiller.

Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, war Cordova ein Ort von großer Wichtigkeit; es war daher auch außerordentlich stark bevölkert und seine Einwohner besaßen einen Grad von Bildung, wie er sonst in den Colonialstädten Spaniens nicht gefunden wurde. Die Universität, für die Bildung der ausgezeichnetsten Creolen bestimmt, befand sich indessen ganz und gar in der Hand der Jesuiten, so wie diese überhaupt hier in ihrer ganzen Glorie herrschten, ja Cordova durfte der Mittelpunkt ihrer Macht, ihres Einflusses und ihrer Spekulationen genannt werden.

Man kann sich daher auch leicht denken, welchen

Einfluß die Jesuiten auf die Einwohner der Stadt übten, und so wäre die Nachricht von dem Schurkenstreich, den die Väter der Gesellschaft Jesu durch den Verkauf der ihnen untergebenen Indianer-Stämme jetzt gerade auszuführen im Begriffe standen, wohl spurlos an Cordova vorübergegangen, wenn nicht der Marquis von Pombal dabei die Hände im Spiel gehabt hätte.

Aber dieser schlaue Staatsmann hatte durch den Tausch der öfter erwähnten Provinzen zwischen Spanien und Portugal und den gedachten Handel die sonst noch schlaueren Jesuiten, — die Habgierde und Geiz hier blind gemacht, — in sein Netz gezogen, wohl wissend, daß er den gefürchteten Orden durch diese Handlung stürzen werde.

Seinem Geld und seinen zahlreichen Agenten gelang es denn auch, Cordova in Gährung zu setzen, indem er das Gerücht ausspreugen ließ, der Orden habe im Geheimen von Madrid das Privilegium erlangt, einen nicht unbedeutenden Zoll auf den Maulthierhandel der Stadt zu legen. Nun aber nahm der Bergbau auf den unwirthlichen Hochebenen eine unglaubliche Anzahl dieser Thiere in Anspruch, so daß Cordova allein jährlich an 80,000 Stück zu Markte brachte. Ein Zoll auf diesen Handel griff demnach tief in die materiellen

Interessen des Volkes ein, und schon das Gerücht davon mußte den größten Unwillen erregen. Jetzt zündete denn auch in den erbitterten Gemüthern die Nachricht von dem Verkauf der Indianer. Man sah sich selbst, Handel und Freiheit, in seinen Grundfesten bedroht, und so brach, noch ehe Arcos die Stadt erreicht, ein förmlicher Aufstand gegen die Jesuiten in Cordova aus.

Mit Staunen, — aber mit einer gewissen inneren Befriedigung, — vernahm Arcos dies Ereigniß schon bei Annäherung an die Stadt, indem ihm schon zwei Tagereisen von derselben die ersten Flüchtlinge des Jesuiten-Collegs entgegen kamen. An eine Weiterreise war nun nicht zu denken; auch erfuhr er, daß der Rector dieser Anstalt, an welchen das Sendschreiben des Superiors gerichtet war, den Flüchtlingen auf dem Fuße folgen werde. Und so war es denn auch in der That. Noch an demselben Abend traf der Rector bleich und zerstört und von der eiligen Flucht auf's Aeußerste entkräftet auf der Estancia ein, die in der allgemeinen Verwirrung als Sammelplatz angegeben worden war.

Arcos war dadurch wenigstens über seine Sendung beruhigt, und da ihn der Superior in Assomption versichert, daß er der Träger einer äußerst wichtigen De-

pesche sei, so hatte er nun nichts Wichtigeres zu thun, als den gedachten Brief laut Befehl sicher und geheim an seine Bestimmung gelangen zu lassen.

Wie aber sollte er dies nun anfangen, da der Rector, — auf die Nachricht hin, man habe die Spur ihrer Flucht entdeckt und folge ihnen auf dem Fuße — sich keinen Augenblick Zeit gönnte, und mit dem Aufwand seiner letzten Kräfte, die nöthigen Vorkehrungen zur weiteren Flucht für sich und die Seinen traf?

Und doch konnte ja der Brief, dachte Arcos, Dinge enthalten, die vielleicht gar Bezug auf den Sturm hatten, der so überraschend über den Orden eingebrochen war. Er erfaßte daher einen günstigen Augenblick, in welchem der Rector allein war, sich ihm zu nahen und den Brief zu überreichen.

Mit flüchtigen Blicken überlief der Obere die Zeilen; aber dem jungen Missionär schien es, als ob sein früherer Lehrer unter dem Lesen noch blasser würde. Wie fragend, — einen peinlichen Ausdruck im Gesichte, — blickte Jener dabei von Zeit zu Zeit über das Papier hinweg, als ob er sich überzeugen wolle, daß er sich in der Person nicht irre.

Sichtbar hatte ein mächtiger Seelenkampf den Rec-

tor erfaßt, während sein ganzes Wesen Rathlosigkeit verrieth.

In diesem Augenblicke stürzte einer der Schüler mit der Nachricht herein, die ausgestellten Wachen hätten die Nachricht gebracht, daß man in der Ferne Cordovanische Reiter erblickt. Da war denn freilich nichts zu thun, als sogleich die herbeigeschafften Thiere zu besteigen und ohne einen Augenblick Zeitverlust weiter zu fliehen.

„Paraguay zu!" rief daher der Rector, den Brief zusammendrückend, und ihn mechanisch in den Gürtel steckend, — und „Paraguay" zu! durchhallte es die Menge der geängstigten jungen Leute.

Arcos blieb natürlich nichts anderes übrig, als sich der flüchtigen Colonne anzuschließen; während in seinem Herzen der Ruf „Paraguay zu!" ganz anders widerklang, als in jenen der Flüchtlinge.

Es war ein wunderbarer Zug, der jetzt durch die Ebnen flog, so rasch der Lauf der Pferde es erlaubte.

Die Strauße sahen verwundert auf, und flohen oft zu dreißig und vierzig, mit zurückgeworfenen Flügeln, als ahnten sie Verfolgung.

So ging es von Estancia zu Estancia, bis man gewiß sein konnte, daß die Cordovaner ihre Verfolgung

aufgegeben. Man kann sich die gränzenlose Müdigkeit und Erschöpfung denken, mit welcher die Verfolgten endlich niedersanken. Auch Arcos theilte sie; und nicht zu verwundern ist es, daß er, der kaum noch von dem Schmerzenlager erstanden, doppelt entkräftet war. Wie köstlich labte da der erste ruhige Schlummer, und wie versüßte ihn ein schöner Traum, der Arcos seine Itaty selig wiederfinden ließ.

Es war ihm nämlich, als befinde er sich wieder in jenem unbeschreiblich schönen Thälchen, in dem er einstens so glücklich an Itaty's Seite gesessen. Aber um wie viel herrlicher und feenhafter malte der mohnbekränzte Traumgott dies kleine Paradies jetzt aus. Er sah unter dem dunkelgrünen Dach der himmelhohen Bäume den wohlbekannten Waldbach über die schwarzen Felsen stürzen, aber sein Staubregen war ein Zersprühen in zahllose funkelnde Diamanten, über die sich Regenbogen wie Triumphthore aufbauten. Ueber die prächtigen Hecken von Myrthen und Euphorbien rankten sich wie damals die blendend weißen und duftenden Blüthen der Ipomäa und die blauen Blumen der Jarinha; aber in ihre Kelche schien der dunkle nächtliche Himmel leuchtende Sternlein gesenkt zu haben, die, wie liebende Augen, sehnsüchtig funkelten, und über welche sich, wenn

sie in seliger Liebe zerfließen wollten, die zarten Blüthenblätter gleich Augenlidern langsam schlossen. Und auf dem weichen Moose lag der Goldregen von Millionen leuchtenden Käfern, und durch die Büsche fuhren die Rubinblitze der kleinen summenden Kolibri's, und auf den Zweigen der Bäume wiegten sich tausende von bunten Vögeln, und aus dem dichten Grün schallte melodisch ein vielstimmiger Gesang hervor.

O! wie herrlich war dies Alles — aber die Herrlichkeit des Paradieses erblich an dem Seufzer: — „Wo bist Du, Geliebte?!"

Da fiel Arcos Auge, — von Thränen der Sehnsucht feucht, — auf eine wundervolle Blume, die sich mitten aus dem schäumenden Bach erhob. Sie war die Königin des Zaubergartens. Aus der Fülle breiter, grüner Blätter, mit deren Spitzen die Wellen des Baches spielten, erhob sich der schlanke Schaft und trug als Krone eine riesige himmelblaue Blüthe, deren Kelch wie ein Opferaltar duftete. Und Arcos dachte an Itaty und bog sich hinab, die Blume für die Freundin seiner Seele zu pflücken. Als er sich aber über sie bog — siehe! — da fiel eine Thräne aus seinen brennenden Augen in den sammetweichen Kelch und die Drosseln schlugen lauter, und die Sterne funkelten heller

und in dem himmelblauen Grunde fing es an, sich wunderbar zu regen, und alle Blätter erklangen melodisch und alle Blumen dufteten stärker. Aus der blauen Blume aber stieg es auf wie ein leiser, dunkler Nebel und zwei Augen blitzten Arcos mit süßer Gluth entgegen, und es war Itaty, die sich in der Fülle ihrer Reize aus dem Kelch der Blume hob. Ach! sie war ja selbst die Blume und mit ihr verwachsen und so oft sich Arcos zu ihr beugte, sie an sein Herz zu ziehen, wogten die Wasser mächtig empor, und aus den krystallnen Fluthen hoben sich zahllose ekelhafte Wasserschlangen drohend auf und ihre Zungen zielten wie scharfe, giftige Pfeile nach dem Herz des Jünglings. Da erfaßte ihn eine gräßliche Angst, und wie er aufsah, da schwebte ein schwarzer Raubvogel langsam über Itaty's Haupt. Im gleichen Augenblick aber schossen die Wasserschlangen wie Blitze empor und von ihren Bissen getroffen sank der Vogel in die Fluth und er riß sich selbst mit dem krummen Schnabel die Brust auf, daß der Bach roth ward von seinem Blute. Doch die Schlangen waren verschwunden und als sich Arcos noch einmal nach der Blume beugte, sank Itaty ihm weinend in die Arme.

Da faßte ihn eine kalte Faust an sein Herz — —

und er erwachte. Aber die Hand hatte er zu deutlich gespürt, er griff nach der Stelle und fand ein Papier, das ihm Jemand während des Schlafes in die Brust gesteckt haben mußte.

Verwundert rieb er sich den Schlaf aus den Augen. Auf dem Papier standen undeutlich die Worte: „Fliehe, auch Assomption ist im Aufstand, so wie ganz Paraguay!“

Bei diesem geheimnißvollen Blatt befand sich indessen auch ein zerknitterter Brief. Arcos entfaltete ihn und sah mit Erstaunen, daß es das Schreiben war, welches er vom Superior erhalten und dem Rector ausgeliefert hatte. Da es offen war, nahm er keinen Anstand es zu lesen.

Aber er glaubte zu träumen. Er las und las wieder. Die Buchstaben blieben dieselben, — die Unterschrift war die des Superiors.

Als Verräther an Orden und Republik sollte er rasch und geheim den unterirdischen Kerkern zu Cordova übergeben werden, um nie wieder das Tageslicht zu sehen. Dies war der Befehl des Mannes, der ihm Vaterliebe geheuchelt, — dies war das Verfahren eines Ordens, dessen Wahlspruch: „Alles zur größeren Ehre Gottes!“ — — eines Ordens, der sich nach Jesu, dem sanften, liebevollen Menschenfreunde, nannte.

Und warum dies gräßliche Urtheil? — Der Brief sagte es ja: „Weil Arcos zu tiefe Blicke in das Innere des Ordens gethan!“

Es bedurfte in der That längere Zeit, bis sich Arcos von seinem Staunen erholt. Mehr als einmal war er versucht zu glauben, er träume noch; aber er mußte sich vom Gegentheile überzeugen.

Da erfaßte ihn mit einem Male eine gränzenlose Verachtung gegen den Orden. Mit einem einzigen Riß hatte er den schwarzen Mantel von seinem Ordenskleide getrennt und weg, weit weg geschleudert.

Da durchzuckte der Gedanke seine Seele: „Ich bin frei!“ und wie eine Welt sank es von seiner Brust, und er schaute in die Zukunft wie in ein Land voll Sonnen und Blumen.

Wer konnte ihm den Brief zugesteckt haben, als sein früherer Lehrer, als der Rector selbst? Von ihm mußten auch jene Worte sein; — er billigte also seinen Rücktritt, — ja, er hatte ihn dazu aufgefordert.

O, wie stärkte diese Ueberzeugung den Entschluß Arcos. Rasch ging er an's Werk. Man hatte ihn, geflissentlich wie es schien, vergessen. Als er noch geschlafen, war der Rector mit seinen flüchtigen Zöglingen aufgebrochen. Wohin? dies wußte Niemand.

Aber Arcos wußte, wohin ihn die Pflicht rufe. Die Tobas waren ja von den Jesuiten verrathen und von den wilden Pauliſtas bedroht.

„Zu den Tobas alſo!“ rief er — „Itaty und ihr Stamm müſſen gerettet werden!“

Und in weniger als einer halben Stunde war er auf dem Weg nach den Urwäldern Paraguay's.

XI.

Der Märtyrer.

„Siehst Du den Geier über jenen Tannen?
Auf unser Wild bald senkt er das Gefieder;
Es lüstet ihn das Elend der Savannen —
Dort — sollst Du sehen, stürzt es leblos nieder."

Ferd. Freiligrath.

Während aber Arcos sich nach Cordova begeben, und nun der Mission der Tobas auf den nächsten Wegen wieder zueilte, hatte sich in derselben Folgendes zugetragen.

Alvarez war bald nach Arcos Besuch zu Assomption zum Priester geweiht, und von dem Orden als Vorsteher der neu gegründeten Mission, die den Namen St. Borgia erhalten, ernannt worden. Wie Alles in seinem Leben, so betrieb er nun auch die Ein-

richtung derselben, so wie namentlich die fernere Bekehrung der Tobas mit einer Art fanatischem Eifer.

Aber sonderbar! sein Bekehrungsfanatismus wandte sich mit ganz besonderer Aufmerksamkeit der reizenden Itaty zu. Sah er diese und konnte er es so einleiten, daß sie ihm nicht zu entgehen vermochte, so leerte er den ganzen Köcher seiner Beredtsamkeit aus, die schöne Wilde zu bekehren. Lebendiger ward alsdann seine Sprache, eindringlicher der Ton seiner Stimme, und seine Augen fingen an in einem Feuer zu erglühen, von dem es schwer zu unterscheiden war, ob es geistiger oder sinnlicher Natur sei.

Itaty dagegen, — seit Arcos Abreise in sich gekehrt und still, — wies den jungen Priester mit schneidender Kälte zurück, und wollte um so weniger von Taufe und Bekehrung wissen, als sie einen wahren Abscheu vor dem bekehrungssüchtigen jungen Priester hatte, der sie — wenn er es mit Sicherheit thun konnte — im Geheimen oft mit Zärtlichkeiten auf das Zudringlichste belästigte.

Des Mädchens Herz und Gedanken waren ja ganz anders; und wenn sie auch gar Manches in der Christuslehre schön und herrlich fand, und oft Tage lang über Gespräche nachdachte, die sie über diesen Gegen-

stand mit Arcos gepflogen, und auf diese Weise durch sich selbst immer mehr zum Verständniß des Christenthumes kam, — so war sie doch fest entschlossen, sich nur durch den Geliebten in dasselbe einführen zu lassen, dessen Christenthum ihr überhaupt ein ganz anderes zu sein schien, als das des Alvarez.

Wie übrigens die verborgene sinnliche Gluth des Letzteren nur durch den Widerstand täglich wuchs, so steigerte sich auch der Tobas Trauer mit jedem Tage, der ihr den Freund noch immer nicht wiederbrachte; aber die Trauer ward zum niederdrückenden Kummer, als der Mond seine Scheibe voll der Erde zugewandt und wieder abzunehmen begann und Arcos immer noch nicht zurückgekehrt.

Was unterdessen in Cordova, Assomption und ganz Paraguay geschehen, davon war bisjetzt in die entlegene Tobas-Mission St. Borgia noch keine Nachricht gedrungen, so daß hier Niemand eine Ahnung von dem furchtbaren Aufstande hatte, der mit einem Male dem Jesuitenregimente in jenen Gegenden ein Ende machen sollte. Ebensowenig wußte man von dem unseligen Tausche zwischen Spanien und Portugal, oder daß man verkauft sei, und ein portugiesisches Heer, in Verbindung mit den Paulistas, das Land zu überfallen im Begriff stehe.

So war eben für die kleine Tobas-Mission ein Tag hereingebrochen, der, nach einer alten Sitte der Wilden, festlich begangen werden sollte. Die Feierlichkeit war freilich der Art, daß sie bei Europäern Entsetzen erregen mußte; dennoch ist sie den Eingebornen so eigenthümlich und an das Herz gewachsen, daß man sie noch heutzutage jedes Jahr im Juni in Assomption feiern sehen kann.

Auf den wohlbekannten Ton des Büffelhornes versammelte sich nämlich der ganze Stamm auf dem freien Platz vor dem Dorfe. Weiber und Mädchen — bei welchen nur Eine fehlte, die arme Itaty — setzten sich mit den Kindern in einen weiten Halbkreis, in dessen Mitte die Männer erschienen. Sie waren heute, bekehrt oder nicht bekehrt, völlig nackt, wie sonst in ihrem Naturzustande, und mit dem Macana, den Pfeilen und dem Schlachtbeile bewaffnet, als ob sie in den Kampf zu ziehen bereit seien. Außerdem hielt ein Jeder ein langes, sehr scharf zugespitztes starkes Holz in der rechten Hand.

Schweigend führten die dunklen Gestalten, so gerüstet, eine Art Tanz aus, bis der Häuptling ein Zeichen mit dem Horn gab.

Jetzt! — wie auf einen Zauberschlag fuhren sie

auseinander, und fielen sich gegenseitig mit einer Art kannibalischen Wuth an, indem sie sich — ohne auch nur eine Wimper zu zucken, oder einen Laut des Schmerzes von sich zu geben — Arme, Schenkel und Beine mit jenem spitzen Holzsplitter durchstachen. In wenigen Minuten war das Gras ringsumher mit Blut gefärbt.

Während dieser ganzen schrecklichen Scene herrschte ringsum die tiefste Todtenstille.

Da plötzlich erschallte, wie durch ein Wunder, rings aus den Wäldern ein gräßliches, ein furchtbares Geheul und ehe nur die Tobas aufschauen konnten, schwirrten von allen Seiten Pfeile einher und streckten fünf oder sechs Männer todt zu Boden.

Wenn der Blitz aus heiteren Höhen mitten in eine fröhliche Gesellschaft tödtend herniederfährt — der Geier auf einen Flug Tauben stößt — der Wolf sich unerwartet auf die Heerde wirft, — können Schrecken, Staunen und Verwirrung nicht ärger sein, als sie es in diesem Augenblick unter den Tobas waren.

Gräßlich hatte sich das blutige Kampfspiel in blutigen Ernst verwandelt, denn ein einziger Blick überzeugte die Tobas, daß sie, mitten im tiefsten Frieden, von den schrecklichen Paulistas überfallen seien.

Rasch wie ein Gedanke hatte sich nun die Scene

geändert. Während zahllose dunkle, nackte Gestalten unter grauenhaftem Kriegsgeheule rings aus den Wäldern hervorbrachen, und die Weiber, Mädchen und Kinder der Tobas unter gleichem Geheul nach ihren Hütten stürzten, hatte sich der männliche Theil der Angegriffenen in zwei Schlachtreihen aufgestellt, die sich schützend Rücken an Rücken lehnten. Aber diese Bewegung war mit einer Ruhe, einer Schweigsamkeit und einer solchen Gleichgültigkeit in den Zügen ausgeführt worden, als ob der ganze Angriff nur ein Scheinangriff, nur eine Fortsetzung des kaum begonnenen Festspieles sei.

Nur zu bald aber zeigte sich der gräßliche Ernst. Die Angreifenden waren den Tobas zehnfach überlegen; trotz des tapferen, kaltblütigen Kämpfens der Letzteren mußten sie daher der Uebermacht erliegen, denn schon deckte wohl die Hälfte von ihnen das Schlachtfeld. Da rief Yatebu seinen Kampfgenossen einige Worte zu, die Reihen rollten sich auf einen Knäuel zusammen und Alle schossen — als gelte es einen Wettlauf — gegen den Rand des Waldes zu, woselbst eine kleine Höhe die Gegend beherrschte. Da, wo die Laufenden die Linie der überraschten Paulistas durchbrachen, sanken drei Mann mit gespaltenem Schädel zu Boden. Ueberhaupt hatte die Kriegslist die Paulistas auf Secunden über-

rascht, so daß die Tobas den Hügel gewinnen konnten. Hierhin war früher auch schon ein Theil der Weiber und Kinder geflohen und mit diesen zog sich nun der kleine Rest des Stammes, unausgesetzt kämpfend, tiefer in den Wald zurück.

Aber nur ein Theil der Paulistas verfolgte sie; ein anderer Theil hatte sich unterdessen auf die Hütten geworfen, plündernd und Alles niederhauend, was er männlichen Geschlechtes fand, sei es nun Greis oder Kind. Die Frauen und Mädchen aber wurden wie eine Heerde zusammengetrieben, um den Siegern als Gefangene zu folgen. Unter diesen befand sich auch Itaty.

Plötzlich schleppte ein Trupp Wilder Alvarez herbei.

Eine kannibalische Freude spielte sich auf den schauerlich bemalten, zum Theil blutigen Gesichtern der Paulistas. Die Kleidung hatte Alvarez als ein Glied des Jesuitenordens verrathen, und jeden Jesuiten dem Tode zu überliefern, waren ja die Paulistas von Denjenigen beauftragt, die sie zu dem Ueberfall der Missionen aufgereizt. Es war dies ein Stückchen der europäisch-christlichen Politik, die zugleich die christliche Re-

publik stürzen und die Macht der Eingeborenen durch Kämpfe und Kriege unter sich aufreiben wollte.

Alvarez, ohne zu wissen, daß die Wilden hier ein Werkzeug der Feinde des Ordens, schrieb den Ueberfall lediglich dem Haß gegen die christlichen Missionäre zu, und sein alter Lieblingsgedanke, als Märtyrer seines Glaubens zu sterben, durchglühte ihn daher auch mit einem fast übermenschlichen Heroismus.

Seine Augen leuchteten diesmal von dem Feuer einer heiligen Begeisterung, und, weit davon entfernt, Angst, Kummer oder Bestürzung zu zeigen, sprachen seine Züge eher eine fanatische Freude, Stolz und Triumph aus.

„Brüder!" — sagte er daher in dem Dialekte der Paulistas — „wollen die Söhne des Waldes den heiligen Priester der bleichen Gesichter sterben lassen, so sagt er ihnen, daß Sterben ihm Freude ist; — wollen sie aber sein Wort, als das Wort Gottes, — des großen Geistes — vorher hören, so wird er es verkünden und dann noch freudiger an den Pfahl gehen."

„Brüder?" — wiederholte einer der Paulistas mit Ton und Geberde der Verachtung — „die Paulistas und die bleichen Gesichter sind keine Brüder. Der Vater der Paulistas war der edle Fisch Pacu, — der

der Weißen ein Dorado und der der Tobas eine Kröte. Der große Geist führt die Paulistas, — wenn sie mit Pfeil und Bogen von den Söhnen des Stammes begraben sind und nur sieben Kopfhäute besitzen — in die Wälder über den Seen, wo Wasserpflanzen blühen wie hier das Moos. Aber die blassen Gesichter kennt er nicht, sie fressen die Flammen im Kesselthale!"

„Nicht Kopfhäute zu besitzen führt zur Seligkeit" — entgegnete herausfordernd der junge Priester — „sondern der Glaube an den einzig wahren Gott der Christen, an seinen Sohn Jesum Christum und an die heilige Gottesgebärerin, Maria, die Königin des Himmels. Wenn Ihr hier glückselig und jenseits nicht auf ewig verdammt sein wollt, so bekehrt Euch und ich will Euch taufen."

„Was sollte ein weißer Mann in den Revieren des großen Geistes?" — versetzte achselzuckend derselbe Paulistas. — „Er versteht nicht zu jagen, und kann weder das Schlachtbeil noch den Macana führen."

„Thorheit!" — rief flammend Alvarez — „Euer großer Geist ist nichts — ist ein Traum — eine Eingebung des Teufels. Es gibt nur einen wahren Gott und den lehrt die heilige katholische Kirche!"

Aber diese unvorsichtigen Worte hätten Alvarez

bald das gewünschte Märtyrerthum gebracht. Wie einen Blitz sah er einen Lichtstrahl um sein Haupt fahren. Es war das Messer von einem der Wilden, in deren Händen er sich befand. Nur eine rasche Bewegung jenes andern Paulistas, der bis dahin mit ihm gesprochen, wehrte den tödtlichen Streich ab. Alvarez hatte indessen nicht gezuckt.

Sein Muth schien den Wilden zu gefallen. „Laß ab!“ — fuhr der erstere der Paulistas fort, — „ein Krieger Pacus mag unter dem Scalpirmesser sterben, ein Dorado muß sich am Marterpfahle winden wie eine zertretene Schlange und jammern wie ein Weib!“

„Eitle Prahlerei!“ — rief Alvarez, und sein Gesicht strahlte in wilder Schwärmerei — „Gottes Sohn starb am Kreuze und Tausende von Heiligen begrüßten jauchzend den Märtyrertod, auch ich werde lachen, wenn meine Muskeln unter Qualen zucken!“

Ein wahrhaft teuflisches Hohngelächter, heiser und halb erstickt, war die Antwort der Paulistas. Nochmals zuckte das Messer, das schon einmal sein Leben bedroht, diesmal aber glitt es so geschickt mit dem Rücken über seinen Nacken, daß die Schneide die Kleidung von oben bis unten zerschnitt. Mit einem Ruck war sie ihm nun vom Leibe gerissen und eine Beute der Wilden, die sich

mit unglaublicher Fertigkeit in die Stücke theilten. Im gleichen Augenblick fühlte sich Alvarez mit Händen und Füßen an den Stamm eines Baumes gebunden.

Der entscheidende Augenblick war gekommen. Die Gruppe der gefangenen Weiber und Kinder kauerte wie eine Heerde Schaafe beim Gewitter ängstlich und leise heulend in der Nähe beisammen und sah mit Entsetzen das blutige Schauspiel zu, nur Itaty — von einer krankhaften Gefühllosigkeit, von einem alles zermalmenden Schmerze betäubt — saß abgewandt und starrte unbeweglich nach ihrer fernen Hütte, als flehe sie zum großen Geiste, daß er nur jetzt den Geliebten nicht senden möge, der ja doch nun unwiderruflich für sie verloren war.

Alvarez aber stand in diesem Augenblick, obgleich gebunden, wie ein König des Lichtes unter einer Rotte dunkler Teufel. Eine wunderbare, nur der höchsten Schwärmerei eigene, Verklärung leuchtete von seinem Antlitz, — mit einer Mischung von sinnlicher und geistiger Wollust forderten seine Blicke die Wilden ordentlich heraus, ihr blutiges Werk zu beginnen, während er mit fester Stimme ein Jubellied auf die Gebenedeite sang.

Indessen schienen sich die Paulistas darüber besprochen zu haben, auf welche Weise sie ihr Opfer martern

wollten. Nach kurzem Wortwechsel waren sie einverstanden. Jeder nahm einen seiner Pfeile, dann traten sie zehn Schritte von Alvarez weg und warfen die spitzen Pfeile mit aller Gewalt ihrer nervigen Arme auf den nackten Körper des Gefangenen. Würden sie dieselben mit dem Bogen abgeschossen haben, hätte das Opfer zu schnell geendet, so fuhren die Wurfgeschosse tief in das Fleisch, aber sie tödteten nicht. Nach wenigen Minuten staken gegen zwanzig Pfeile Alvarez in den Armen, dem Leib und den Schenkeln, während der ganze Körper mit Blut überdeckt war.

Die Wilden hielten inne und beobachteten schweigend und mit schauerlicher Ruhe die Mienen des Unglücklichen. Aber ihre Wuth ward nur noch gereizt, als sie sich in der Hoffnung betrogen sahen, den Gefangenen jammern zu sehen.

Trotz der fürchterlichsten Schmerzen verzog Alvarez keine Miene; aber sein Gesang war verstummt.

Da rissen auf einen Schlag die Kannibalen ihre Pfeile aus dem Fleisch des jungen Mannes und das teuflische Spiel begann auf's Neue.

Ein See von Blut färbte das umliegende Gras. Alvarez stand fest, aber die Lippen bissen krampfhaft aufeinander. Er erblich unter dem Blutverlust.

In diesem Augenblicke wandte sich zufällig Itaty um. Ein Blick genügte, um sie von Allem zu überzeugen, was geschehen. Wie ein Blitz zuckte es durch ihre Seele; — es war der Gedanke, der Qual des Unglücklichen mit eigner Lebensgefahr ein Ende zu machen. Aber wie — sie hatte seine Liebe verschmäht, konnte ihre That nicht als Rache erscheinen? — o Gott! in diesem entsetzlichen Moment dachte sie nicht an Rache, nur Mitleid füllte ihre Seele.

Da stürzte ein Paulistas mit einem brennenden Stück Holze herbei. Er schwang es triumphirend um sein Haupt und deutete dann auf Alvarez, während seine heftigen Geberden zeigten, daß er beabsichtige, dessen wunden, blutbedeckten Körper mit dem brennenden Holze langsam zu sengen.

Der Beifall der übrigen Wilden gab ihm das Zeichen zur Ausführung; aber noch hatte er Alvarez nicht erreicht, als Itaty, rasch wie der Wind, aufsprang, — Bogen und Pfeil ergriff und spannte. In der nächsten Secunde saß Alvarez ein Pfeil im Herzen. Sein Blick flammte noch einmal auf, als wolle er Itaty danken, — dann sank er zusammen — und war nicht mehr.

Ein furchtbares Wuthgeheul erfüllte im gleichen

Augenblick die Lüfte; — die Paulistas, in ihrer gräßlichen Lust verkürzt, hatten nach Messer und Streitart gegriffen, den Absender des Pfeiles niederzuschmettern. Da trafen ihre Blicke Itaty, die starr wie eine Bildsäule dastand, den Bogen noch in der Hand und irren Blickes um sich schaute.

„Guayarani! Guayarani!" schallte es jetzt in dumpfen Tönen aus dem Haufen der gefangenen Weiber, und die wilden, jetzt erst noch vor Wuth schäumenden Krieger ließen ehrfurchtsvoll die Waffen sinken.

„Guayarani!" — (Sie ist wahnsinnig!) schallte es aus ihrem Munde wie ein ersterbendes Echo wieder, und dem alten Glauben treu, daß Wahn- und Blödsinnige vom großen Geiste besessen und geheiligt seien, fügten sich die Krieger schweigend dem höheren Willen.

Derjenige aber, der den Feuerbrand hielt, schleuderte ihn zähneknirschend in die kleine Kirche aus Rohr und Palmblättern und in wenigen Minuten stand sie in lichten Flammen.

Unterdessen hatte ein Anderer der Leiche des jungen Priesters die Kopfhaut abgezogen und den Körper in die Flammen der brennenden Kirche geworfen.

Zur selben Zeit kehrte der Haufe zurück, der die To-

bas verfolgt. Zwölf bluttriefende Kopfhäute wurden als Siegeszeichen vorgetragen.

Wenige Worte genügten beiden Parteien zur weiteren Verständigung. Auf ein Zeichen des Häuptlings wurden noch sämmtliche Hütten des Dorfes angezündet, dann ordnete sich der Zug, und — die gefangenen Weiber und Mädchen in die Mitte nehmend — verlor sich die dunkele Colonne in den Wäldern.

Zwei Stunden später waren Kirche und Hütten niedergebrannt. Nur dicke, schwarze Rauchsäulen stiegen von den kohlenden Trümmerhaufen auf. Die Sonne war gesunken und der Mond stieg schweigend empor. Ach! er frug nicht, warum es hier so still geworden — hier, wo noch am Morgen Lust und Leben geherrscht, — er warf nur sein bleiches Licht auf die todten Körper der erschlagenen Krieger und strich kalt und gleichgültig über den blutgedüngten Boden.

Ueber der Oede aber kreisten Schaaren von Geier, sich sehnend nach dem schauerlichen Mahle.

XII.

Die Friedensbucht.

„Lehrer waren meine Schmerzen,
Heil ist, was dem Druck entquillt,
Und in meinem innern Herzen
Trag' ich ein geliebtes Bild."

Elisa von der Recke.

War es, daß in jenem verhängnißvollen Augenblick, in welchem Itaty den tödtlichen Pfeil nach dem Herzen des jungen Priesters abgesandt, die gefangenen Weiber und Mädchen der Tobas, durch den Ausdruck des Entsetzens, den all das erlebte Fürchterliche auf Itaty hervorgebracht, und durch des Mädchens irren Blick getäuscht, sie wirklich für wahnsinnig hielten, oder war es ein glücklicher Gedanke gewesen, der sie zu dem Ausrufe veranlaßt, dies möchte hier schwer zu unterscheiden sein. Genug! sie war gerettet.

Itaty hatte sich indessen in jenem Momente in einer Seelenstimmung befunden, die allerdings mehr an Wahnsinn streifte. Die gräßlichsten Scenen waren noch das Wenigste, was sie erschüttert, denn an solche und ähnliche Dinge mußte ja das Auge einer Indianerin gewöhnt sein. Aber — sie war ja eine Gefangene der schrecklichen Paulistas — sie war getrennt von Vater und Mutter, von deren Schicksal sie nichts wußte — all ihre Hoffnungen, den Geliebten je wieder zu sehen, lagen zertreten zu ihren Füßen — und zu allem dem der furchtbare Seelenkampf, ob sie den gränzenlosen Qualen des unglücklichen Alvarez ein Ende machen solle und dürfe oder nicht.

War es da zu verwundern, daß ihr Schmerz und Verzweiflung das Herz zerrissen und der Kampf der verschiedensten Gefühle ihren Geist wie in tollem Schwindel drehte? In der That kehrte ihr auch das klare Bewußtsein erst wieder, als sich die Nacht friedlich und beruhigend über die Erde gebreitet.

Die Paulistas hatten nach mehreren Stunden Halt gemacht, um durch kurzen Schlummer sich und die Gefangenen zur beschwerlichen Weiterreise zu stärken, da ihre Wohnsitze viele Tagereisen südlich von jenen der Tobas lagen.

Itaty schlief nicht. Die Heftigkeit der anstürmenden Gefühle war allmälig gewichen, ihre Verzweiflung hatte sich in einen tiefen Schmerz aufgelöst, der sich jetzt in Thränen Luft machte. Aber sie war auch die einzige der Gefangenen, die wachte, bei allen Uebrigen hatte das Phlegma des indianischen Charakters den Sieg davon getragen.

Mit thierischem Stumpfsinn fügten sie sich in ihr Schicksal, das übrigens, nach der Sitte jener Nationen, nur darin bestand, unter die Sieger vertheilt zu werden. War das geschehen, so blühten ihnen unter den Paulistas dieselben Tage wie früher unter ihrem eigenen Stamm. Wessen Lager sie dabei theilten, blieb ihnen ziemlich gleichgültig, wenn sie auch oft nach wenigen Tagen dieselben Arme umfaßten, unter deren gewaltigen Streichen der frühere Gatte geblieben.

Itaty konnte nur mit Entsetzen an ihre Zukunft denken. Aber auch jetzt verläugnete sich bei ihr der indianische Charakter nicht, in welchem neben Phlegma, Energie — neben der reinsten Natürlichkeit die größte List schlummern.

Der Glaube, sie sei wahn- oder blödsinnig, hatte sie vom Tode gerettet, — er allein — konnte möglicher Weise auch ferner ihr Schützer sein; — denn, und

dies wurde ja schon erwähnt, wie es überhaupt allgemein bekannt ist, — fast allen wilden Nationen sind die „Geisteskranken" heilig und unantastbar.

Als daher der Sturm des Schmerzes einem ruhigeren Nachdenken wich, erkannte Itaty, daß sie vor allen Dingen die Rolle einer Geisteskranken, die ihr der Zufall beigelegt, mit List weiter spielen müsse. That sie dies, so standen ihr zwei Hoffnungen zur Seite. Die eine, und zwar die kühnste war, durch ein kluges Spiel die Feinde sicher und gleichgültig gegen sie zu machen, und, dadurch begünstigt, noch in den nächsten Tagen des Marsches einen Fluchtversuch unternehmen zu können. Sollte aber auch dies mißlingen, so war sie doch wenigstens durch ihren erheuchelten Zustand gesichert, auch in den Wohnsitzen der Paulistas als ein dem großen Geiste geheiligtes Wesen frei und unangetastet zu bleiben, und so in ihrem stillen Kummer einsam vergehen zu können.

Das Tobas-Mädchen benutzte daher noch die Nacht, um sich aus Blättern und Blumengewinden einen phantastischen Schmuck zu bereiten, während sie zugleich reiflich darüber nachdachte, wie sie ihre Rolle am besten ausführen könnte.

In der That gelang ihr denn dies auch den kommenden Tag vortrefflich, so daß sie bald bemerkte, daß ihr Jedermann mit ehrfurchtsvoller Scheu begegne und ausweiche.

Eine Gelegenheit zur Flucht bot sich indessen leider nicht dar, obgleich sie nun schon zwei Tagereisen weit von St. Borgia entfernt waren.

Neue Sorgen erfüllten daher das arme Kind, so daß auch diese Nacht kein Schlaf auf ihre Augen kam.

Als sie nun so dasaß und vor sich hin in die feuchten, buschigen Ufer eines kleinen Sees blickte, der sich ohnweit ihrer Lagerstätte wie ein Spiegel ausdehnte, — siehe, da bewegte es sich in den Blättern der Büsche und lejse trat ein großes, häßliches Thier hervor.

Es hatte die Form eines Schweines, einen langen Hals, der dicker als der Kopf selbst war, und eine Schnauze, die es — gleich dem Rüssel des Elephanten — zusammenziehen und ausdehnen konnte.

Itaty erkannte es sogleich. Es war einer jener großen, gefräßigen Tapir, dessen Jagd für die Indianer eine Hauptlust, deren sehr wohlschmeckendes Fleisch eine Lieblingsspeise der Eingeborenen ist.

Das scheue und seltene Thier schritt vorsichtig weiter. Die junge Wilde durchzuckte fast bei seinem An-

blick die angeborene Jagdlust; denn einen Tapir sehen und ihn nicht jagen sollen, dies wäre für einen Indianer eine Unmöglichkeit.

Aber wie? Wenn sie nun die Paulistas auf das Wild aufmerksam machte? — Jedenfalls durfte sie alsdann gewiß sein, daß ein großer Theil ihrer Begleitung sich der Verfolgung des Thieres hingeben, und somit vielleicht die Aufmerksamkeit mehr von ihr abgezogen würde.

Leise und geräuschlos erhob sie sich daher, um den Tapir nicht zu verscheuchen, und schlich zu dem nächsten Wache haltenden Paulistas. Der Krieger sah überrascht die Gestalt der Guayarani auf sich zuschleichen. Er blieb regungslos stehen.

Itaty trat endlich dicht vor ihn, indem sie wie eine Hummel summte, und mit Kopf und Händen wunderliche Geberden machte.

„Was will die Guayarani!" sagte endlich, nachdem er längere Zeit den Pantomimen der scheinbar Geisteskranken zugesehen, der Krieger.

„Der böse Geist ist aus dem See gestiegen!" — antwortete mit scheinbarer Furcht und starren Augen Itaty, indem sie nach der Gegend deutete, in welcher sie den Tapir wußte — „der böse Geist der Nacht.

Seine Augen funkeln, und seine Klauen suchen die Brust der schlafenden Krieger.“

Der Paulistas, der schwerlich der Kranken sonst Aufmerksamkeit geschenkt haben würde, befürchtete bei den letzten Worten, das Mädchen habe am Ende gar einen Jaguar gesehen. Lautlos schritt er daher einige Schritte vor, um über eine kleine Erderhöhung nach der feuchten Tiefe zu schauen. Kaum aber hatte sein Auge den Tapir erfaßt, als sich sein Gesicht verklärte, — ein halblauter Ton entfloh seinen Lippen und im gleichen Augenblick standen sämmtliche Paulistas an seiner Seite.

Das Wild aber war im Dickicht verschwunden.

Itaty hatte sich hinter den Stamm eines Baumes gedrückt und bemerkte hier mit Freuden, wie sich die dunklen Krieger darum stritten, wer der Jagd beiwohnen und wer die Gefangenen bewachen sollte. Die Allgewalt der Leidenschaft der Jagdlust machte sich aber hier so heftig geltend, daß es zu einem lauten Streit kam.

Noch war es dunkel, Itaty benutzte daher den Augenblick und schlich sich, in der entgegengesetzten Richtung, die das Thier verfolgt, von Stamm zu Stamm. Schon war sie aus dem Bereich der Lagerstätte und

noch immer hörte sie die Stimme der Streitenden. Jetzt galt es! — Jetzt oder nie war ihre Rettung möglich; denn bis der Streit geendet, konnte sie schon weit sein. Dann war es unwahrscheinlich, daß ihre Entfernung sogleich entdeckt würde und sollte dies später geschehen, so waren die Meisten mit der Verfolgung des Tapirs beschäftigt, und die Wenigen, die als Wachen zurückgeblieben, konnten sie nicht verfolgen.

Rasch und geschmeidig wie ein Reh floh die Tobas nun durch Busch und Wald, und da sie sich den Weg, den sie gekommen, so gut als möglich an Hügeln, Bäumen und Felsen gemerkt hatte, durfte sie auch sicher sein, wenigstens im Allgemeinen die Gegend nicht zu verfehlen, die sie suchte.

Nach kurzer Frist war sie in Revieren, die sie von Jugend auf kannte, und in welchen ihr kein Stein und kein Moosbusch unbekannt war.

Itaty athmete frei auf, — sie war gerettet! Dennoch eilte sie unablässig weiter, bis sie endlich mit der einbrechenden Nacht todesmüd zusammenbrach.

Wo aber war Arcos um jene Zeit?

Als er den Entschluß gefaßt, sich unwiderruflich von dem Orden loszusagen und nach St. Borgia zu eilen, um Itaty und ihren Stamm zu retten, war das Erste

gewesen, die verhaßte Ordenskleidung mit einem anderen Anzuge zu vertauschen.

Mit dem wenigen Geld, was ihm geblieben, verschaffte er sich daher auf der Estancia eine einfache Kleidung, wie sie die Pächter in jenen Gegenden tragen.

Die weiten, leichten Beinkleider von gestreiftem Zeug, der kurze, nur bis auf die Hälfte der Hüften fallende Rock und der spitze Hut standen ihm in der That trefflich, so wie ihm Hirschfänger und Jagdbüchse ein kriegerisches Ansehen gaben.

So ausgerüstet, dingte er sich noch einen Eingeborenen, der auf der Estancia als Knecht arbeitete, als Wegweiser, und nun ging es den Wäldern zu. Der Weg über Assomption wäre freilich der kürzere und weniger beschwerliche gewesen, allein Arcos konnte und durfte sich dorthin nicht wagen, da, nach allen Nachrichten, Hauptstadt und Land in völligem Aufstande gegen die Jesuiten waren.

Indessen, welche Schwierigkeiten überwindet nicht ein Mensch, wenn ihn Liebe und Begeistrung führen?

So auch Arcos. Mit riesiger Ausdauer besiegte er alle Hindernisse, die ihm der Weg durch die fast unzugänglichen Wälder entgegenthürmte. Aber trotz dem, und trotz der Versichrung seines Führers, mußte er am

sechsten Tage gewahren, daß er sich verirrt und die Gegend völlig verfehlt habe, in der die Tobas hausen.

Jetzt war guter Rath theuer! Arcos aber hätte verzweifeln können; denn so wenig ihn seine Lage kümmerte, so furchtbar peinigte ihn der Gedanke an die Gefahr, die seine Itaty und deren Stamm bedrohte. Noch befand er sich indessen in diesem rathlosen Zustande, als ein höchst bedenklicher Zwischenfall sein eignes Leben auf's Spiel setzte.

Verstimmt und einer finsteren Verzweiflung preisgegeben, hatte sich nämlich Arcos nach tausend vergeblichen Versuchen, sich zurecht zu finden, unter dem Laubdache einer himmelhohen Sapacuya niedergeworfen, als sein Führer, der in gleicher Absicht einen Hügel erklommen, athemlos und bestürzt zurückkehrte.

„Wir sind verloren!" rief er schon in einiger Entfernung — „wir sind verloren!"

„Warum?" — entgegnete Arcos gelassen, da ihm in seiner jetzigen Lage Alles, selbst sein Leben gleichgültig war.

„Wir sind in den Händen der Paulistas!"

Arcos erblaßte, nicht sowohl aus Schrecken über die eigene Gefahr, sondern weil er sehr richtig schloß, daß, wenn in der That die Paulistas schon bis hieher

vorgedrungen, entweder die Tobas bereits vernichtet seien, oder kaum mehr diesem Schicksal entgehen könnten.

Aber der Mensch zweifelt ja so gern an der Wahrheit dessen, was seinen Wünschen entgegenläuft. Arcos frug daher gleichfalls, woher denn sein Gefährte dies schließe.

Statt jeder Antwort gab ihm der Führer einen Wink zu folgen. Vorsichtig und leise bestiegen sie nun abermals jenen Hügel, sich hinter Felsen, Baumstämmen und Gebüschen verbergend. Endlich hatten sie die Höhe erreicht und nun wies der Führer nach einer entfernten Lichtung des Waldes, auf welcher man deutlich die dunklen Gestalten von Wilden erkennen konnte.

„Lagern die Paulistas dort," — sagte der Führer leise und mit jenem geheimen, instinktmäßigen Grauen, was selbst die Thiere bei Annäherung des Löwen und Tiger zitternd macht, — „so haben sie uns höchst wahrscheinlich entdeckt; denn, bei der Reinheit der heiligen Jungfrau! sie lagern nicht, ohne nach allen Seiten Vorposten auszustellen".

„Aber" — entgegnete mit gedämpfter Stimme Arcos — „wer sagt Dir, daß jene Wilden Paulistas sind?"

„Wer?" — wiederholte der Gefragte und deutete

auf Augen und Stirne — „wer anders, als mein Gesicht und mein Verstand? Wie sollte ein Eingeborener, auch wenn er seit zwanzig Jahren die Wälder nicht mehr gesehen und Christ geworden, die Auszeichnungen der teuflischen Paulistas vergessen? Seht Ihr nicht den Kopfschmuck von Papageienfedern? Kein anderer Stamm trägt diesen Weiberputz als jene eitlen blutdürstigen Hunde!“

Trotz allem Unmuthe mußte hier Arcos neuerdings die Sehkraft der Indianer bewundern. Konnte doch er, — der auch ein gutes Auge zu haben sich rühmen durfte, — kaum die fernen Gestalten unterscheiden, geschweige denn so unbedeutende Gegenstände, als den ebenerwähnten Kopfputz.

Er wußte, daß er indessen dem Scharfsinn seines Führers hierin trauen könne.

„Wie aber nun der Gefahr entgehen?“ sagte er daher nach einigem Sinnen; aber in dem gleichen Augenblick fühlte er eine Hand auf seine Schulter — rasch wandte er sich um, — und sah in Yatebu's Antlitz.

„Yatebu!“ rief Arcos, außer sich vor Freude — aber sein Herz erstarrte, als er den Vater seiner Geliebten schärfer ansah und bemerkte, daß ein tiefer Ernst,

— der Ausdruck eines ungeheuren Schmerzes, — auf seinen Zügen lag, und eine breite, noch nicht geheilte Wunde auf der Brust klaffte.

„Was ist geschehen? wo ist Itaty?“

Yatebu schwieg; aber seine Stirne ward noch finsterer und mit bedeutungsvoller Geberde zeigte seine Hand nach den waldigen Bergen in Süden.

Arcos durchrieselte es wie mit kalten Todesschauern. „Heimgegangen?“ rief er, und seine Stimme bebte — „zum Weltengeiste über den Seen?!“

Yatebu schüttelte mit dem Kopfe und sagte, indem er auf drei Kopfhäute zeigte, die er an einem Gürtel trug, — „kennt Ihr den Namen des Stammes, dem diese Schurken angehören?“

„So ist sie von den Paulistas gefangen weggeführt?“

„Ja!“ entgegnete finster Yátebu — „und wir konnten sie und den Tod von dreimal sieben Kriegern nicht rächen. Aber das Schlachtbeil ist ausgegraben und der Stamm der Tobas ist noch groß.“

Es war ein tiefer Kummer, der sich im Ton der Stimme, die diese Worte gesprochen, ausdrückte; — aber größer, furchtbarer war der Schmerz, den sie über Arcos ausgossen. Er brach zusammen und weinte

leise und unhörbar, während beide Hände sein Antlitz bargen.

Arcos hatte ja Alles verloren! — er war mit einem Schlage verwaist und allein — er hatte jetzt keine Aeltern, keine Geschwister, kein Vaterland, keinen Freund, — keine Geliebte — keine Hoffnung und keine Zukunft mehr!

Wohl eine Viertelstunde blieb die Gruppe schweigend und bewegungslos.

Endlich schaute Arcos auf. Er war todtenbleich.

„Und wie ist dies Alles gekommen?" frug er den Vater seiner Itaty.

„Wie der Blitz aus heitrem Himmel!" entgegnete Yatebu und erzählte nun mit wenigen Worten den Hergang des schrecklichen Ereignisses.

Als er vollendet, konnte sich der Führer des Arcos nicht enthalten zu fragen, warum sich die Tobas mit dem Kopfschmucke der Paulistas geziert. Yatebu antwortete, daß dies als List geschehen, um im Fall einer Annäherung des Feindes ihn irre zu führen. Die in einiger Entfernung Lagernden seien der Rest der Mission St. Borgia.

„Und was seid Ihr nun entschlossen zu thun?"

— frug nach einem abermaligen längeren Schweigen Arcos.

„Tief im Westen" — entgegnete der Tobas — „liegen Wälder, noch schöner als die von Paraguay, dort, unweit der Seen, an welchen der Bieber in ungestörter Einsamkeit seine Wohnung baut, — dort wollen wir hinziehen und uns niederlassen. Wenn aber die Hütte steht, dann" — fuhr er fort und seine Züge nahmen einen furchtbaren Ausdruck an, und seine Augen schossen wilde Blitze — „dann geht das Horn durch die Wälder und sammelt alle Tobas, daß sie vereint das Schlachtbeil nach dem Süden tragen, um es zu färben im Blute der Paulistas."

„Gut!" — rief nach einigem Nachdenken Arcos. — „Ich habe Niemand mehr auf Erden, dem ich angehöre, — ich gehe mit Euch! — Aber — sind wir jetzt weit von St. Borgia?"

„Eine kleine Tagereise!"

„Yatebu! begleitet mich noch einmal dahin, — dann folg' ich Euch!"

„Was wollt Ihr dort?" — entgegnete der Tobas — „Todtenhügel und Aschenhaufen haben keine Zunge."

„Ich kann nicht scheiden, ohne noch einmal dort ge-

wesen zu sein!" rief der junge Spanier — „begleitet mich dahin, dann will ich Dein Sohn sein und Dir folgen bis in die Hütten der Paulistas!"

Der Schmerz, der sich in Arcos Worten und Mienen ausdrückte, schien den Wilden zu rühren. Vielleicht hoffte auch er sein Kind noch einmal aus den Händen jener Kannibalen zu befreien; er gab daher dem Jünglinge die Hand und versprach ihn nach dem Orte des Jammers zu geleiten.

Die Abendsonne des kommenden Tages fand Arcos und Yatebu schon nahe der Waldlichtung, auf welcher noch wenige Tage zuvor die Mission St. Borgia gestanden. Beide Wanderer hatten bis dahin ihren Weg schweigend zurückgelegt, allein mit ihrem Kummer beschäftigt und gegenseitig den Schmerz des Anderen achtend.

Als sie ohngefähr noch eine Viertelstunde von ihrem Ziele entfernt waren, blieb der Tobas-Indianer plötzlich stehen.

„Ihr könnt jetzt nicht mehr fehlen" — sagte er zugleich — „wenn Ihr diesem Pfade folgt, seid Ihr eher an Ort und Stelle, als ein Hirsch durch den Paraguay schwimmt. Yatebu bleibt hier und erwartet Eure Rückkunft; er will die erschlagenen Krieger nicht

zurückrufen, die der große Geist nach den Seen gesandt und die er selbst mit ihrem Schlachtbeil begraben.“

„Es sei!“ — versetzte Arcos — „Wenn die Sonne gesunken, kehre ich zurück!“

Und mit diesen Worten schritt der Jüngling ernst und in sich gekehrt weiter.

Bald war der Waldsaum erreicht. Aber welch' Bild erschloß sich hier seinen Augen!

Mild und freundlich wie in den schönsten Tagen, goß die Abendsonne ihren röthlichen Schein über die weite Lichtung, die Wipfel der uralten Bäume, die Gipfel der sanften Hügel prächtig vergoldend. Kein Lüftchen regte sich, kein Laut ließ sich hören, es schien, als habe sich der Friede dies Plätzchen ausgesucht, seinen liebsten Träumen nachzuhängen.

Aber welch' grellen schneidenden Contrast bildeten mit dieser Paradieses-Ruhe die Trümmer der so schrecklich untergegangenen Mission!

Arcos erster Blick suchte die Hütte, in welcher er eine lange Zeit so glücklich mit Itaty — ein Bruder mit seiner Schwester — gelebt. Ach! sie war verschwunden und kaum wenige Spuren von Asche und Kohlen zeigten die Stelle, auf der sie gestanden. Und auch das bescheidene und freundliche Kirchlein von Rohr

und Palmenblättern war nicht mehr. Schutthaufen nur erhoben sich dort und ringsum, wo sich früher die Wohnungen der Tobas gezeigt. Und in der Mitte des freien Platzes, den sonst die heiteren Spiele der Kinder, die kriegerischen Tänze der Männer belebt, erhob sich jetzt ein mächtiger Grabhügel, traurig und einsam hineinschauend in die freundliche Natur.

Lange, lange Zeit stand Arcos unbeweglich. Es war ihm, als sehe er auf die Trümmer einer untergegangenen Welt, und in der That dehnte sich ja auch hier der Kirchhof seiner Hoffnungen, seiner Freuden, seiner Zukunft.

Und wo war Alvarez, wo waren die übrigen Gehülfen hingekommen? Schlummerten auch sie in der kühlen Erde? oder irrten sie vertrieben in den endlosen Wäldern umher, ein Opfer des Hungers, der Raubthiere, oder der noch schlimmeren Paulistas?

Und Itaty?! — Der Gedanke an sie zerriß Arcos die Seele. Hätte er sie todt gewußt, so würde ihr sein Schmerz Zeit seines Lebens nachgeweint haben, — er hätte sie beneidet und in der Erinnerung ihrer Liebe einen Schimmer von Trost gefunden; — aber so war sie in der Gewalt der schrecklichsten aller Indianer, — vielleicht jetzt schon — — er durfte nicht weiter denken,

denn Schmerz und Wuth drohten das Herz ihm zu sprengen.

Er setzte sich nieder, und, starr in die vor ihm liegende Oede schauend, zogen die schrecklichsten Bilder an seiner Seele vorüber. Er folgte in Gedanken dem unglücklichen Mädchen durch die Wälder; — er sah, wie sie welk wie eine geknickte Blume und gebrochenen Herzens das Haupt neige; — er fühlte mit ihr die Qual ihrer Lage — ihr Widerstreben in den nervigen Armen eines verhaßten Paulistas — ihr Erliegen — ihren Tod durch die Rache des Wilden.

Wie gern hätte er sein Leben daran gesetzt, sie zu retten, und doch war dies eine Unmöglichkeit; — denn wo sie finden? — wie sie befreien!?

Und in seine wachen Träume mischte sich die Erinnerung an jenen wunderbaren wirklichen Traum, in welchem er sehnsuchtsvoll die Arme nach seiner Itaty ausgebreitet, und sich stets die häßlichen Wasserschlangen dazwischengestellt. Aber der Traumgott hatte doch endlich die schöne blaue Blume zu ihm gebogen — die Wirklichkeit zertrat sie.

Ach! die Schlangen, die Schlangen! es waren die Paulistas!

Und Arcos versank immer tiefer in seine schmerz-

lichen Träumereien, so daß er nicht gewahrte, wie die Schatten länger und länger wurden, und die Abenddämmerung allmälig hereinbrach.

Endlich gedachte er Yatebu's, der seiner wartete. Er stand auf. Aber seine Phantasie war so erregt, daß es ihm ordentlich däuchte, als sehe er in den Abendschatten eine menschliche Gestalt, die sich bewege.

Arcos strich sich mit der Hand über die Augen, als wolle er die Gebilde der Einbildung, die vor denselben tanzten, verbannen; — doch die Gestalt blieb. Leise und traurig schien sie, — so viel der Jüngling erkennen konnte — dem Todtenhügel zuzuschreiten.

Bei Gott! er war versucht, an Geister zu glauben — oder sollte es irgend ein Glied des Stammes sein, das sich gerettet, und, gleich ihm, den Manen seines Glücks in wildem Schmerze nun ein Todtenopfer bringe?

Seine Unruhe ließ ihn nicht rasten, er stieg hinab — und siehe! die Gestalt hatte sich, ohne ihn zu bemerken, an dem Grabhügel niedergekauert.

Der junge Mann war abermals stehen geblieben. Die Gestalt blieb unbeweglich. Da hörte er wie aus gramerfüllter Brust, in schmerzlichem, sehnsüchtigem Tone: „Arcos! Arcos!“ rufen.

Es überlief ihn eiskalt. Die Stimme kam vom

Grabhügel her. Sollte am Ende Itaty dennoch todt sein? — War dieser Laut ein Ruf aus jener Welt? — oder war er nur Täuschung der Phantasie?

„Itaty! Itaty! — Theures Mädchen, wo bist Du?!“ rief Arcos schmerzbewegt.

Da schoß die dunkle Gestalt wie ein Blitz in die Höhe. Ihre Glieder zitterten wie Espenlaub im Morgenwind, — sie breitete die Arme aus und mit dem Jubelruf: „Er ist es!“ lag Itaty in Arcos Armen.

Wer kann sagen, was Beide in diesem Augenblick fühlten?! Die Wonne der Seligkeit schlug in wilden, schäumenden Wogen über ihren Häuptern zusammen. Sie hatten nicht Worte, sondern nur heiße, leidenschaftliche Küsse für die Sprache ihrer Seele. Aber sie wollten auch nichts hören und nichts denken, als: Wir haben uns wieder, und weder Himmel und Erde sollen uns jetzt mehr trennen.

Schon war die Nacht völlig hereingebrochen, als sich Arcos erinnerte, daß Yatebu auf ihn warte. Diese Botschaft war ein neues Glück für Itaty, und leichten Schrittes eilten die Ueberglücklichen nun dem Vater zu.

Yatebu war freudig überrascht; aber seinen Kum-

mer verscheuchte das Wiederfinden der Tochter nicht. Der Tobas-Krieger trauerte um seinen Stamm, und sein Herz kannte kein Glück, keine Ruhe, keinen Frieden mehr, als bis die Pauliſtas gestraft und für jeden gefallenen Tobas drei Kopfhäute der Feinde erbeutet waren.

Indessen erfuhr Arcos von Itaty jetzt, — während sie den Rückweg zu dem Rest des Stammes antraten, — den ganzen Verlauf jenes schrecklichen Ereignisses, das St. Borgia vernichtet.

Tief und schmerzlich erschütterte ihn der Tod seines Gefährten, des unglücklichen Alvarez, der auf diese entsetzliche Weise erreicht hatte, was in seiner fanatischen Schwärmerei stets sein heißester Wunsch gewesen.

Auch ihre Flucht erzählte die Tobas ausführlich. Als sie den Feinden entkommen, hatte sie den früheren Wohnsitz ihres Stammes wieder aufgesucht, da sie mit Recht hoffen durfte, daß die geretteten Krieger jedenfalls hieher zurückkehren würden, ihre gefallenen Freunde zu begraben.

So war es denn auch geschehen, aber leider fand Itaty schon den Hügel gewölbt.

Was war für sie jetzt zu thun? Ihr Leben schwebte abermals in Gefahr. Sollte sie auf Geradewohl in

die Wälder gehen, die Ihren zu suchen? sollte sie hier bleiben? Eines war so gefährlich als das Andere, aber an die Trümmer von St. Borgia fesselte sie außer lieben und seligen Erinnerungen auch noch der Gedanke: wenn Arcos jemals zurückkehre, so werde und könne er sich nur dorthin wenden. Darum war die Tobas auch dort geblieben, ihr Leben mit Früchten und Wurzeln fristend und wie gut sie gethan, dies fühlte sie jetzt aus den Küssen des Geliebten.

Noch dieselbe Nacht gelangten sie zu dem übrigen Rest des Stammes, der Itaty freudig begrüßte. Den kommenden Morgen brach man nach den Wäldern „im tiefen Westen" auf.

Dort an den herrlichen Ufern des Pilcomayo-Flusses, in Gegenden, die noch nie eines Europäers Fuß betreten, ließ sich der Rest der Tobas nieder. Yatebu blieb das Haupt der kleinen Ansiedlung. Arcos, sein Schwiegersohn, leitete die innere Einrichtung und führte Alle durch liebevolle und verständige Belehrung einer höheren religiösen Anschauung und Bildung entgegen.

Heiter wie der Himmel, der sich über ihnen wölbte, — frei wie die Vöglein, die in den grünen Waldrevieren sangen, — und glücklich wie Kinder, lebte von nun an

Arcos und Itaty. Arcos aber gedachte nur selten an die unseligen Zeiten zurück, in welchen er ein Glied des Jesuitenordens gewesen, und dann nur, um Gott zu danken, daß er ihn aus diesen furchtbaren Banden erlöst; nie aber erfuhr er, daß der Aufstand in Paraguay den Jesuiten Land und Herrschaft kostete und sie 1759 aus Portugal, bald darauf aus Spanien, Frankreich, Neapel und Deutschland vertrieben, und ihr ganzer Orden 1773 durch Papst Clemens XIV. für ewige Zeiten aufgehoben wurde.

Die Flitterwochen.

Humoristische Erzählung, frei nach dem Spanischen.

Madrid, du Licht von Spaniens Thalen,
In deinen tausend Feldern strahlen
Viel tausend Augen schwarz und blau.
Du weiße Stadt der Serenaden,
Viel tausend kleine Füße baden
Sich Nachts in deines Prado's Thau!

Madrid! und kämpfen deine Stiere,
Dann lassen tausend Händchen ihre
Buntfarb'gen seid'nen Schärpen wehn;
Und in den sternerhellten lauen
Lenznächten, sieht man deine Frauen
Auf deinen blauen Treppen stehn.

Madrid, Madrid! laß sie sich sehnen!
Ich spotte deiner stolzen Schönen,
Die muthig tummeln Maul und Pferd!
Denn unter allen weiß ich Eine; —
Laß Braun' und Blonde kommen — Keine
Ist ihre Fingerspitze werth!

Freiligrath.

Kennst Du ihn denn, den schönsten Edelstein der spanischen Krone, — kennst Du denn das große, das prächtige, das stolze Madrid?

Madrid liegt im Mittelpunkte von Spanien, auf

allen Seiten fast gleich weit vom Meere entfernt, unter allen spanischen Städten am höchsten, und auf einer ungleichen Ebene in einiger Entfernung vom Manzanares. Man hat drei Hauptansichten von der Stadt: die eine auf dem Wege von San Sebastian; die zweite auf den Anhöhen vor dem Thore von Alcala, die dritte auf einem Hügel vor dem Thore von Segovia. Alle drei zeigen Madrid etwas verschieden, die vollkommenste und schönste indessen ist die Letztere. Hier erblicket man die ganze Häusermasse in der weitesten Ausdehnung: in Osten die Gärten des Retiro, den Prado und die übrigen Anlagen am Flusse; in Westen den neuen Palast, die Alleen längs des Stromes und einige Lustschlösser. Entzückt verfolgt von hier aus das Auge den Lauf des Manzanares mit seinen zahllosen Brücken und Kanälen, und erkennt selbst im Hintergrunde noch die hohen, ewig beschneiten Guadarrama-Gebirge.

Madrid bildet ein unregelmäßiges Viereck, wovon zwei Seiten gegen den Fluß, die übrigen gegen die Landschaft gekehrt sind. Die Stadt ist dabei mit einer dünnen, aber hohen Leimmauer umgeben, und kann füglich in viertehalb Stunden umgangen werden. Zieht man nun von der „Puerta de Fuencarral" eine Linie bis zu der von „Toledo", so durchschneidet man die

Stadt in die Länge, und hat einen Weg von fünfviertel Stunden; zieht man eine andere Linie von der „Puerta de Alcala" bis an die von „Segovia", so theilt man die Stadt in die Quere, und braucht ohngefähr drei Viertelstunden. Was die Einwohnerzahl betrifft, so zählt Madrid 297,800 Seelen und zwar fromme, denn die Stadt schmücken 77 Kirchen, 44 Manns- und 31 Nonnenklöster. Eigenthümlich ist dabei, daß die meisten Kirchen und Klöster nicht freistehen, sondern mit in die Reihe der anderen Häuser gebaut sind.

Die alten Häuser sind größtentheils von Fachwerk, die neuen von Granit aufgeführt, der acht bis neun deutsche Meilen herbeigeschafft werden muß. Die alten sind selten über drei Stock hoch; die neueren haben häufig vier bis fünf. Jene sind mit Scenen aus Stiergefechten, tanzenden Figuren u. s. w. bemalt — man könnte die alten Trachten daran studiren, — diese sind ganz einfach, und meistens gelb betüncht. Bei jenen sind die Fenster hoch und schmal, die Balkone klein, die Giebel vorn herausgebaut; bei diesen findet man gerade das Gegentheil und Alles ist in italienischem Geschmacke: doch dürfen bei beiden vor allen Dingen Crucifire, Heiligen- und Marienbilder nicht fehlen.

Aber welch ein buntes Gemisch! Welch ein be-

täubendes Getümmel! — Schwarzgekleidete verschleierte Weiber und mänteltragende Männer; Soldaten von allen Farben, Wasserträger und Fruchtverkäufer; glänzende Equipagen und bestaubte Reisekutschen; leichte Calesins und knarrende Frachtwagen, sämmtlich mit glattgeschornen Maulthieren bespannt; ein Haufen klingelnder Esel mit Schuttkörben, und kleine Ziegenheerden, deren einzelne Thiere von den Hirten von Thüre zu Thüre gemolken werden.

Weiterhin blinde Musikanten, die „Tonadillas"*) singen und „Alguaziles"**), die Polizeibefehle ablesen; eine Reihe galizischer Lastträger und ein vorbeiziehender Rosenkranz; Wachen mit klingendem Spiele und eine singende Brüderschaft, die einen Sarg begleitet; ein gellendes Geläute von zehn benachbarten Kirchen und zuletzt der feierliche Zug des „Venerabile"***). Ist letzteres der Fall, so läßt sich die Klingel des Chorknaben hören und Alles stürzt auf die Kniee; alle Lippen verstummen, alle Hüte verschwinden, alle Wagen stehen still, die ganze wogende Masse scheint versteinert zu sein;

*) Lieder.
**) Gerichtsdiener.
***) Geweihte Hostie.

aber! — zwei Minuten — und Alles geht seinen alten Gang.

Der Mittelpunkt von Madrid, der Sammelplatz aller Einwohner, das allgemeine Rendezvous aller Geschäftsleute, aller Verliebten, aller Müßiggänger, aller Fremden ist der Platz „la Puerta del Sol"; auf welchem die lebhaftesten Straßen „la Red de San Luis", „la Calle mayor", „la Calle de Alcala" und „de San Hieronymo" zusammenstoßen. Ueberhaupt sind die öffentlichen Plätze in ganz Spanien die gewöhnlichen Spazier- und Versammlungsorte. Man findet deren in den kleinsten Städten, selbst in Dörfern, wo sie sich gemeiniglich vor der Kirche befinden. Hier erholt sich der Spanier von seiner Arbeit, hier wärmt er sich im Winter an der Sonne; und Mancher, der nie aus der Stadt kommt, erscheint dennoch regelmäßig auf dem Platze. Man denke nun, was la Puerta del Sol in Madrid sein muß.

Es ist elf Uhr. Eine Schaar Gardeoffiziere mit blinkenden Bandelieren, ein Haufen Geistlicher in schwarzen Talaren; reizende Damen mit goldgestickten Schleiern, am Arm ihren „Cortejos", und eine bunte Reihe bemantelter Personen drängen sich an die Ecken, um die Affichen (Noticias sueltas) zu lesen, die unge-

fähr so beschaffen sind: „Heute ist Predigt und Musik bei den Franziskanern; auch wird italienische Oper und Schauspiel sein; morgen wird wieder Stierhetze gehalten, und die „Novena" zu San Felipe angehen. Gestern verlief sich im Prado ein kleines Mädchen und diesen Morgen ging ein Rosenkranz verloren. Vor drei Tagen wurde ein Schmuckkästchen gestohlen, hat es der Dieb aus Noth gethan und will es durch seinen Beichtvater zurückgeben, so soll er eine gute Belohnung erhalten. Uebermorgen wird ein großes Crucifix, ein Marienbild und ein „Nacimiento"*) verauctionirt und diesen Abend der Rosenkranz um acht Uhr ausgehen." —

Unterdessen füllt sich der Platz immer mehr an, so daß man Mühe hat durchzukommen. Da sind Zeitungsverkäufer, die die Ohren betäuben. Zeitungsvermiether, die das neueste Stück für einen Quart verleihen; Soldaten von den Wallonen und Schweizerregimentern, die kurze Waaren ausbieten und Lohnkutscher, die sich Fuhren suchen; schwatzhafte Schuh- und Kleidertrödler, listige Bilder- und Cigarrenhändler, Verkäufer aller Art, die sich unverdrossen empfehlen. Hier

*) Krippe mit dem Jesuskinde und den übrigen Personen aus Holz, Gips u. s. w.

hat ein fleißiger „Memorialista“*) einen Zirkel um sich versammelt; dort wird eine kleine Stutzuhr ausgespielt; hier läßt ein Gaukler seine Affen tanzen, dort wird ein Güterverkauf geschlossen; hier drängen sich ein paar leichtfüßige Schöne durch den Haufen, dort ein paar gravitätische langbärtige Kapuziner; hier umringen uns drei geistliche Balladensängerinnen; dort stürzt ein ungestümer Bettler auf uns zu. Dazwischen rollen Kutschen und Calesins über den Platz, und von dem nahen Springbrunnen hört man den Tumult der Wasserträger.

Noch glänzender wird die Versammlung an Sonn- und Heiligentagen, wo der letzten Messen wegen Alles in die nahen Kirchen strömt. An solchen Tagen gehört es zum Ton über den Platz zu gehen, und manche

*) Briefe- und Bittschriftschreiber. Man findet ihrer fast in allen volkreichen Gassen und ihr Gewerbe ist sehr einträglich, da in allen Expeditionen keine mündlichen Vorträge angenommen werden. Wer z. B. einen Paß verlangt, der kann das auf keine Weise mündlich thun, sondern muß ein „Memorialito,“ eine kleine Bittschrift einreichen, worin er seinen Wunsch vorträgt. Diese gehet durch mehrere Hände, worauf ein Erlaubnißschein geschrieben wird; nachdem dieser mehrmals contrasignirt worden, wird erst der Paß ausgefertigt. Dieser alte Schlendrian vermehrt, wie man sich denken kann, das Personal der Expeditionen und die Kosten außerordentlich.

Schöne, die ihren Liebhaber in der Kirche verfehlt, ist sicher, ihn hier zu finden. Die Gruppen der Männer dehnen sich alsdann bis an die Kirchthüre und Alles ist im schönsten Putze. Mit dem Schlag ein Uhr aber ist die Menge zerstreut. Die Lastträger nehmen die Seitenwände ein, um Mittagsmahl und „Siesta" zu halten, die Gewölbe werden geschlossen, die Tabuletkrämer an den Ecken bedecken ihre Tische, um sich daneben auszustrecken; der Platz ist verlassen, die geräuschvollen Straßen sind wie ausgestorben und nur selten läßt sich ein einzelner Fußgänger sehen. Aber nicht lange Zeit und die Vesper läutet und Alles belebt sich wieder; es schlägt vier Uhr und der Platz füllt sich von Neuem an.

Jetzt ist besonders die Stunde der gutmüthigen Schönen erschienen, die nun überall zum Vorschein kommen. Der Unfug ist in dieser Beziehung so groß, daß keine rechtliche Frau in Madrid allein ausgehen kann; sie ist wenigstens von ihrem „Cortejo" *) oder ihrer „Duenna", **) oft von Beiden begleitet; aber jene

*)Liebhaber, Hausfreund, Gesellschafter.

**) Sonst eine strenge Aufseherin, die der Mann besoldete, und oft unter seinen Verwandtinnen wählte, jetzt nichts mehr und nichts weniger, als eine dienende weibliche Begleitung.

ebenerwähnten Frauenzimmer haben ein Recht, sich darüber hinwegzusetzen. Ihr trippelnder Gang, ihre kurzen schalkhaften Röcke, bei welchen die langen durchsichtigen Frangen bei jedem Schritte die Waden enthüllen, ihre verführerischen Schleier, die dem Busen fast zur einzigen Bedeckung dienen, ihre großen Blumensträuße und ihr symbolisches Fächerrauschen, alles dies sind Kennzeichen dieser gefährlichen Sirenen. Ein Wort, ein Blick im Vorbeigehen ist hinreichend, um eine Bestellung zu machen, die in einer anderen Gasse dann näher verabredet wird.

Allmälig rollen nun aus allen Straßen Equipagen nach den Theatern und dem Prado und von allen Seiten eilen Reisende in Kutschen, auf Maulthieren und „Borricos" vorüber. Endlich bricht die Dämmerung an, die Glocken läuten, das „Angelus" wird gebetet, die Laternen vor den Marienbildern und an den Häusern werden angezündet, die Wein- und Limonadenverkäufer illuminiren ihre Buden, überall erheben sich kleine Tische voll Milchbrödchen und papierne Laternen. — Das Getümmel der Menschen, das Hin- und Herfahren der Kutschen wird immer stärker und der Platz ist völlig angefüllt. Hier tönen Guitarren und Voleros; dort singt eine Balladensängerin die letzte Mordgeschichte ab; hier

donnert ein wohlbeleibter kupfriger Missionarius von seinem Bänkchen hernieder dem demüthigen Haufen eine Bußpredigt vor; und dort wird eine verliebte Bestellung gemacht.

Dieß ist das Bild eines Tages auf den Straßen von Madrid verlebt! — Auf einer dieser Straßen nun und zwar auf der schönsten, die Madrid aufzuweisen hat, auf der Straße von Alcala — war es, daß der Herzog von Aranza, ein schöner, stattlicher Mann, an einem Morgen dem Grafen Montalban begegnete. Montalban war finster, der Herzog desto heiterer; doch schien ihre gegenseitige Begrüßung so herzlich, daß ein Dritter leicht daraus gesehen hätte, daß sie seit lange ein inniges Freundschaftsbündniß umschloß.

Nun Graf — sagte nach der ersten Bewillkommnung der Herzog, und ein feines Lächeln spielte um seinen Mundwinkel, — nun? warum an meinem Hochzeitstage so traurig? Scheint es doch fast, als ob Ihr meine Freude nicht theiltet, wie ich es doch wohl von einem so treuen Freunde erwarten dürfte.

Wäre mein Aeußeres so geschmeidig als die Sprache des Hofmannes, — entgegnete der Graf, — so würde ich Eurer Hoheit mit strahlendem Auge Glück wünschen.

Da ich aber als Freund meine Hoffnungen für Sie nicht erfüllt sehe, so bitte ich Sie wenigstens meine Wünsche für Ihr künftiges Glück anzunehmen.

Ich bin glücklich, sagte der Herzog. Ist meine Zukünftige nicht schön?

Dagegen sag' ich Nichts. Sie ist sehr schön.

Jung?

Eine aufkeimende Rose in der Frische der Jugend und der Blüthe der Schönheit.

Ist sie nicht reizend gewachsen? Zeichnet sie nicht ein feines, edles Wesen aus?

Alles wahr.

Und ihr Geist? Ihr Witz! — O! der ist bewunderungswürdig.

Bei diesen Worten verfinsterten sich die Züge des Grafen noch mehr. O ja! sagte er mit bittrem Tone, sie hat etwas sehr Pikantes in ihrer Sprache. Ich muß gestehen, ihre Zunge ist scharf und schneidend. Sie bedient sich derselben, wie die Raufer ihres Degens, nicht zum Vertheidigen, sondern zum Angreifen. Und dann ihre Sanftmuth. Eure Hoheit haben beinahe diese Tugend zu rühmen vergessen.

Der Herzog lachte. Gut gesagt, lieber Graf, rief er dann, ich verstehe den Spott. Indessen ist sie

auch stolz wie der Ocean, dessen Wellen den Saum der Wolken berühren; erregt auch der leiseste Hauch oft einen Sturm in ihr, so liebe ich sie darum nur um so mehr. Die Neigungen der Menschen sind verschieden. Ziehen die Einen vor, sanft über den Spiegel des Meeres hinzugleiten, ist es die Lust der Andern, sich auf den Wogen schaukelnd bis zu dem Himmel zu heben und unter dem Heulen des Orkans sich in die Lichtmeere der Blitze zu tauchen. — Es ist wahr, als ein begeisterter Liebhaber habe ich geduldig und schweigend ihre tausend Launen, ihre Liebkosungen und ihre Kälte ertragen; bin ich indessen erst ihr Gemahl, wird sie bald einsehen, daß ich nicht dazu geboren bin: der Sklave einer Frau zu sein. Darf ich Ihnen Etwas vertrauen?

Der Graf gab zu erkennen, daß er glaube ein Recht auf das Vertrauen seines Freundes zu besitzen. So hören Sie, fuhr der Herzog fort, der Stolz meiner Zukünftigen soll in einer strengen Schule gebeugt werden. Bis jetzt kennt sie mich einzig als den, der ich wirklich bin, den Herzog von Aranza. Durch diesen Titel, durch meine Reichthümer fühlte sich ihre kühne Einbildung geschmeichelt; sie schwelgt mit stolzer Freude in dem Gedanken an meine fürstlichen Paläste, meine reizenden Gärten, meine Equipagen und den Glanz ihres

zukünftigen Hauses. — Geben Sie jetzt Acht auf den Abstand, der sie aus den Regionen reißen soll, welche ihrem Stolz so reiche Nahrung geben. Sobald sie sich am Ziele ihrer kühnen Hoffnungen dünken wird, führe ich sie in ein unansehnliches Landhaus, woselbst bereits Alles zu diesem Spiele vorbereitet ist; dort gestehe ich ihr, daß ich sie nur aus Liebe getäuscht, um ihre Hand zu erhalten, daß ich arm sei und ihr nur ein bescheidenes Loos bieten könne. Die ermüdenden Sorgen der Haushaltung, anstrengende Arbeiten und einfache Kost werden ihr Blut, das jetzt von der Ehrsucht erhitzt durch ihre Adern stürmt, allmälig kühlen, bis sie am Ende unserer Flitterwochen so sanft sein wird, wie ein edler, gut abgerichteter Falke, welcher, auf seines Herrn Stimme den kühnen Flug unterbrechend, sich geduldig auf die Faust des Jägers niederläßt, seinen Befehlen lauschend.

Montalban zuckte zweifelnd die Achseln und meinte, der Plan sei doch etwas sehr appart!

Der Herzog aber erwiderte mit Zuversicht: Nur Geduld! Habe ich erst mit fester Hand das wuchernde Unkraut ihres Stolzes ausgejätet, wird sie für mich ein herrlicher Garten, dessen liebliche Blüthen und reiche Früchte meine Seele entzücken werden. — Aber genug

hiervon. Der Ausgang mag zeigen, ob dieser „apparte" Plan meinen Hoffnungen entspricht. Sprechen wir von Ihren Angelegenheiten. Wie weit sind sie mit der liebenswürdigen Schwester meiner Braut? Die trübselige Miene des Grafen wurde durch diese Frage eben nicht erheitert. Er biß sich auf die Lippen, als wolle er einen Schmerz unterdrücken und gestand dann: daß, wenn er auch nicht weiter bei ihr gekommen sei, er doch auch wohl Nichts verloren habe. Ihr Betragen sei noch immer ein Räthsel, das wohl selbst der nicht lösen würde, welcher jenes der Sphinx entziffert. Wenn er nur das Wort Liebe ausspreche, so verlasse sie ihn augenblicklich oder vermeide die Frage mit Geschicklichkeit. Selbst ihre Blicke seien der Art, daß sie ihn in Zweifel ließen: ob sie ergriffen oder erzürnt sei. Demohngeachtet schmeichle er sich, daß sie gerade durch diese Wendungen ihre sehnlichsten Wünsche ihm verbergen wolle.

Sonderbar, sagte der Herzog, aber Sie haben des Vaters Einwilligung?

Ja, entgegnete Montalban, und wir sind übereingekommen, daß ich diesen Abend einen entschiedenen Versuch mache, sie zu erforschen. Sie soll mir beichten!

Beichten? lachte der Herzog, so wünsche ich von Herzen, ihre Liebe zu Ihnen möge ihre größte Sünde sein, dann ist sie wenigstens Ihrer Absolution gewiß. — Doch, leben Sie wohl — ich sehe Rolando kommen, er ist ein erklärter Feind der Frauen und ich will an meinem Hochzeitstage nicht gegen das schöne Geschlecht schmähen hören. Außerdem hat er früher ein Auge auf Diejenige geworfen, welche mir nun ihre Hand gibt, und es möchte daher aussehen, als ob ich über ihn triumphiren wolle. S'ist recht schade, daß er die Frauen mit solcher Hartnäckigkeit verfolgt, denn er ist ein liebenswürdiger Mann, — ein Mann von edlen Eigenschaften.

Der Graf gestand dieß gern zu, und in der That stand Capitän Rolando nicht nur in dem Rufe großer Tapferkeit, sondern galt auch für einen Mann von Geist und Herz. Allerdings war er dabei ein Sonderling, der sich namentlich durch eine gränzenlose Abneigung gegen alle Weiber auszeichnete. Als er sich nahte, bog der Herzog in eine Seitenstraße.

Bei seinem Anblick erheiterten sich des Grafen Züge einigermaßen; denn der Zorn, der sich auf dem Gesichte des Capitäns malte, war so komisch, daß er, —

aller spanischen Grandezza zum Hohne, — den Großinquisitor zum Lachen hätte bringen müssen.

Montalban's erste Frage war daher: ob der Capitän verdrießlich sei?

Ja, entgegnete Rolando finster, wie ein alter Kater, der den Schnupfen hat. Es sind mir drei Weiber begegnet. — Wahrhaftig! ich habe mich erstaunt, daß man sie frei in den Straßen umherlaufen läßt, während doch alle anderen wilden Thiere sorgsam eingeschlossen werden. — Drei Frauen, sage ich, laut schwätzend. Sie unterhielten sich von den neuen Moden, und ihre Zunge ging — ging — Ich suche seitdem vergebens, ob ich nicht unter den irdischen Dingen Etwas finde, was man mit dem ewig unermüdlichen Sprachorgane der Weiber vergleichen kann.

Nun? frug der Graf lächelnd, und Nichts gefunden?

Eigentlich nicht! erwiderte Rolando. Ihre Zunge gleicht einem Bratenwender, denn er geht, einmal aufgezogen, von selbst; aber der Bratenwender steht, abgelaufen, still; also ist dieß Gleichniß schlecht. Ich dachte an eine Wassermühle, aber auch die bleibt stehen, wenn es friert und außerdem muß sie Mahlstoff haben, wenn sie gehen soll; — eine Weiberzunge aber

geht, ob sie Grund zum Sprechen habe oder nicht. Kurz, ich bin zu der Ueberzeugung gelangt: fast alle Dinge dieser Welt lassen sich mit ein oder der anderen Sache vergleichen, aber die Zunge eines Weibes ist unvergleichbar. — Und mit einer raschen Wendung setzte er hinzu: War das nicht der Herzog von Aranza, der Sie eben verließ? Als dieß der Graf bejaht, wollte Rolando wissen, warum sich Jener bei seiner Ankunft so schnell entfernt habe.

Es war in der That klug von ihm, sagte Montalban, den bitteren Wellen Ihrer Galle aus dem Wege zu gehen. — Sie wissen, daß er auf dem Punkte steht sich zu verehlichen.

Rolando faltete die Hände, wie ein Mensch, der sein höchstes Erstaunen kund geben will, dann rief er mit Entsetzen: Aber sagen Sie, Graf, was kann er von einer Frau, wie die ist, welche er heirathet, erwarten? Ein Geschöpf, dessen Herz so voll Stolz ist, daß auch nicht der kleinste Liebesgedanke darin Raum haben kann. Was? — Ist je ein sanftes Wort von ihren Lippen geflossen; es sei denn, daß sie sich mit ihrem Papagei oder Affen unterhielt? — Und wenn er nächtliche Ständchen brachte, und schmachtend zu dem Klang der Laute ihre Schönheit ohne Gleichen pries,

und bei jedem Ritournell seufzte, wie ein müder Tagelöhner, — kam wohl die zärtliche Jungfrau und öffnete halb die Jalousie, lachte ihren Seladon aus und verschwand wie ein Sternschnuppen, ihn stehen lassend in finstrer Nacht, mit dem Herzen voll Liebesgluth und ungestillter Sehnsucht. Dann schlich er langsam heim, warf sich, Essen und Trinken verschmähend, auf sein Lager und träumte die liebe lange Nacht von der kurzen Erscheinung. Wahrhaftig, ehe ich eine solche Frau nähme, würde ich lieber einen schlecht dressirten Bären heirathen, und wäre es selbst mit Gefahr, in seiner ersten Umarmung zu ersticken.

Jetzt mußte der Graf in der That lachen, so wenig es ihm sonst darum zu thun war. Stille, stille, Freund Rolando! sagte er dann. Sie verschreien die Frauen wie die Mönche das Vergnügen. Aber Sie täuschen mich nicht! wie sehr Sie sich verstellen, schlägt Ihr Herz doch im Geheimen für sie. Die Frauen hassen! Sie?! — Pfui, das wäre auch Unrecht von einem Manne, der so hübsch, tapfer, liebenswürdig . . . . .

Nur fortgefahren! brummte Rolando.

Hätte ich eine Schwester, versetzte der Graf, eine Mutter, ja noch mehr, selbst eine Ahnenfrau, die sich nur einigermaßen gut conservirt, ich ließe sie so wenig

mit Ihnen allein, als einen Milchtopf vor der Schnauze meiner Hauskatze.

Sie würden recht daran thun, meinte Rolando, bei allen Teufeln, Sie sollten meine Gesellschaft verwünschen. Dann setzte er spöttisch hinzu, indessen haben Sie es errathen, ich hege eine heimliche Neigung für das weibliche Geschlecht, und wenn ich einmal einer vernünftigen Frau begegne, die schön ohne Eitelkeit ist, und reich ohne Stolz, taub gegen Schmeichelei und ohne böse Zunge, eine Frau, die keine Romane liest, die lieber hört als schwätzt, — die heirathe ich auf mein Wort. Vielleicht findet Ihr scharfes Auge zwei, und dann, Graf, heirathen wir zusammen.

Sie sind lustig, sagte der Graf, — speisen wir zusammen.

Heute nicht.

Warum nicht. Ich bestehe darauf.

Wo finde ich Sie?

Gleich hier, in der Sirene.

Ich kann den Schild nicht leiden; eine Sirene ist zur Hälfte Weib.

Capitän, Sie gehen zu weit!

Es sei denn! Unter der Bedingung, daß wir allein

sind und nicht auf die Gesundheit eines weiblichen Wesens getrunken wird.

Einverstanden!

Erlauben Sie einen Augenblick, ich sehe meinen Pagen kommen und will demselben Einiges auftragen.

Es war in der That eine reizende Erscheinung, dieser Page. Ein feines, weiches, fast mädchenhaftes Gesicht. Dennoch trugen seine Züge auch wieder das Gepräge eines entschlossenen Charakters. Die Figur war klein und überaus zart gebaut. So viel ist gewiß, jedes Mädchen fand ihn zum verlieben!

Als das Kind — denn ein Kind durfte man die Erscheinung fast nennen, zum Jüngling fehlte selbst noch der Flaum des Bartes — seinen Herrn bemerkte, blieb es in einiger Entfernung bescheiden stehen.

Montalban staunte es an, dann rief er zu Rolando gewendet: Ein prächtiger Junge! Der Capitän nickte wohlgefällig. Mein Page, sagte er, ist trotz seinem zarten Alter ein charmanter Junge, und wenn er nicht beim Ton der Trommel zitterte und lieber seinen Degen einsteckte, als zöge, so wäre er der edelste junge Mann in der ganzen Christenheit. Als ich bei der Belagerung von Tunis ein wenig unvorsichtig auf die Wälle sprang und tödtlich verwundet wurde, war es

die Pflege dieses Pagen allein, der ich meine Wiedergenesung verdanke. Sie würden bis zu Thränen gerührt werden, wenn ich Ihnen erzählte, wie er zehn Tage und zehn Nächte ohne Schlaf, ja fast ohne Nahrung um mich wachte. Er verkürzte mir die langen Stunden durch heitere Erzählungen, und wenn meine Schmerzen zunahmen, dann wiegte mich seine Stimme in den sanftesten Tönen, zärtlich wie eine Mutter ihr neugebornes Kind, in einen heilsamen Schlummer. — Aber lassen wir das, ich werde sonst weich wie ein Mädchen. — Bestellen Sie unser Mittagessen, ich folge Ihnen sogleich.

Beide Männer drückten sich hier die Hand, und Graf Montalban verschwand gleich darauf unter der Menge.

Kaum aber hatte er den Rücken gewandt, als sich die Züge des Capitäns merklich veränderten. Weder Zorn noch Spott sprach nun mehr aus ihnen; wohl aber ein finsterer Schmerz. Er ging einige Augenblicke schweigend auf und ab. Man sah, es kämpfte Etwas in seinem Innern. Endlich blieb er entschlossen stehen und winkte seinen Pagen herbei.

Mein Sohn, fing er an — und ein feiner Beobach-

ter hätte gemerkt, daß seine Stimme dabei zitterte — der Krieg ist zu Ende!

Gott sei Dank! rief der Knabe munter.

Gott sei Dank! wiederholte der Capitän gedehnt und es mischte sich etwas Wehmuth in den Ton, dann raffte er sich zusammen und rief mit fester Stimme: Junge, wir müssen uns trennen!

Es war, als ob ein Donnerschlag unerwartet über den Pagen dahingerollt sei. Er wurde in einer Minute leichenblaß und purpurroth und stammelte nur das Wort: Trennen?

Wir müssen! wiederholte mit verbissenem Schmerz der Capitän.

Da flammten des Knaben schöne Augen in lichter Gluth auf und mit weicher hinreißender Stimme rief er: Nein, gewiß Sie sprechen nicht im Ernste, — Sie wollen mich nicht wegschicken. Habe ich denn aus Faulheit oder Nachlässigkeit gefehlt? — Ungehorsam konnte ich Ihnen ja nicht sein. — Und welches auch mein Fehler war, es ist ja der erste. Verweisen Sie ihn mir mit Nachsicht, mit Strenge selbst, wenn Sie es für gut halten; aber sagen Sie nicht, daß wir uns trennen müssen!

Ich bin ein abgedankter Soldat, entgegnete der

Capitän, ohne Sold. Der Krieg ist vorüber und da bin ich nicht mehr nöthig; unnütz wie ein rostiger Helm, den man an den Wänden des Arsenals aufhängt, bis ein neuer Krieg ihm seine neue Politur wiedergibt. Ich bin so arm, daß ich kaum meine eigenen Bedürfnisse, geschweige die Kosten für uns Beide bestreiten kann.

O gnädiger Herr, rief hier der Knabe frohlockend, das soll uns nicht trennen! Die Sorgen um meine Unterhaltung haben mich nie viel bekümmert und so werde ich jetzt nicht mehr daran denken. Ich diente Ihnen ja nicht um des Lohnes willen, sondern aus dem Trieb der Lust, einem solchen Herrn zu folgen! — Wir müssen uns trennen! — Lassen Sie mich meines Dienstes nach und nach entwöhnen; nehmen Sie mir heute eine zarte und heilige Pflicht, entheben mich morgen einer anderen, so wird sich mein Herz allmälig von dem entwöhnen, was es bis jetzt glücklich gemacht hat; aber Sie plötzlich verlassen? — Gnädiger Herr, das kann ich nicht, — ich würde verzweifeln! — Und hier füllten Thränen die Augen des schönen Knaben. Aber jene des Capitäns waren auch nicht ganz trocken geblieben. Eben das ärgerte ihn aber.

Zum Teufel die Thränen! rief er daher. S'ist gut, wir sprechen ein andermal davon. Ich speise heute

mit Graf Montalban in der Sirene; benutze die Zeit, Dich in der großen Stadt umzusehen, und besuche Alles, was des Sehens werth ist. Aber höre, Eugenio, wir sind hier auf gefährlichem Boden; Du wirst eine Masse Weiber finden; denn dieses Unkraut wächst in jedem Land; halte Dich auf vernünftige Weise von ihnen entfernt. — Die Frauen sind wie das glänzende Eis einer Nacht. Dünn und zerbrechlich verführt und verdirbt es die unerfahrenen Kinder, die sich ihm vertrauen. Betrachte sie nur von Ferne! hörst Du, Freund, nur von Ferne!

Und mit diesen Worten eilte der Capitän der „Sirene" zu.

In derselben Stunde, in welcher dies Zwiegespräch zwischen Capitain Rolando und seinem Pagen stattgefunden hatte, entwickelte sich in dem Hause des reichen Baldaros eine große Thätigkeit. Die breiten Marmorstufen, die Corridors und Vorhallen waren mit köstlichen Teppichen, Laubwerk und Blumen feenhaft ausgeschmückt und noch immer rannten zahlreiche Diener und Dienerinnen hin und her und auf und ab, um die

letzte Hand an die geschmackvollen Verzierungen des Hauses zu legen. In der unteren Säulenhalle versammelte sich eine Musikbande, — vor dem Hause drängte sich eine Menge von Bettlern und Gratulanten aller Art, Männer und Weiber, Mädchen und Knaben, in besseren und zerlumpten Kleidern, dem weltlichen oder dem geistlichen Stande angehörend. Es war ein merkwürdig buntes Gemisch; doch machte sich auch hier ein gewisser feierlicher Ton gelten und der Bettler, der seinen zerfetzten Mantel mit ernster Miene und ächt spanischer Gravität über die Schultern geworfen, sah so ernst und stolz darein, als wolle er Grafschaften austheilen, nicht aber Almosen empfangen.

Doch nicht Bettler und Mönche waren es allein, die das Haus des reichen Baldaros — dessen Tochter sich heute mit einem Herzog verbinden sollte — umstanden, sondern überhaupt eine Masse Neugieriger, denn die Neugierde ist kein unbedeutender Zug in dem Charakter des Spaniers.

Während nun die Blicke der Harrenden sehnsüchtig nach dem Haupteingange gerichtet waren, suchten die des glücklichen Brautvaters seine reizende, zu so hohen Ehren bestimmte Tochter vergebens. Viertelstunde auf Viertelstunde eilte dahin, die stolze Braut war mit ihrem

Schmucke noch immer nicht fertig. Nur so viel konnte der Vater von seiner zweiten Tochter, Volante, erfahren, daß sie sich in Erwartung ihres hohen Ranges ganz vortrefflich benehme. Ja, Volante meinte sogar, es dürfe sie selbst ein Thron erwarten, sie wäre zur Krönung bereit. Denn wenn sie eine ihrer herrlichen Locken ordne, oder sich mit irgend einem kostbaren Kleinod schmücke, so gleiche sie in der That einer Königin.

Nun! Eitelkeit und Stolz sind überall Hauptzüge im Charakter der Frauen, daß die Spanierinnen doppelt damit begabt sind, ist allbekannt. Wer von ihnen ein Bild entwerfen wollte, der müßte sagen: die Spanierinnen charakterisiren eine schwärmerische Anhänglichkeit an das kirchliche System ihres Landes; ein nach unbedingter Herrschaft strebender Stolz; **ein Eigensinn, der nur sich selbst nachgibt**; eine Sinnlichkeit, die, gleich der Flamme, Alles verzehrt; — aber auch auf der anderen Seite eine Liebe, die das Unmögliche möglich macht; eine Seelenstärke und ein Heldensinn, wie er kaum bei anderen Nationen getroffen wird. Alle ihre Empfindungen sind heftig, aber alle tragen ein Gepräge von Kraft und Hoheit, das unwillkürlich hinreißt.

Mit diesen Worten ist denn auch in flüchtigen Strichen das Bild der reizenden Juliana Baldaro, der Braut des Herzogs von Aranza, entworfen. Aber wie konnte ein Herzog um die Tochter eines Künstlers freien, wenn derselbe auch noch so reich und angesehen? Man könnte hier sagen: Was thut die Liebe nicht! und Juliana war anerkannt damals die erste Schönheit von Madrid. Allein der Stolz eines spanischen Großen!!

Aber was ist denn Stolz? Stolz ist im Grunde nichts, als eine gewisse Erhabenheit des Charakters, — und die Gravität der übertriebene oder verfehlte Ausdruck desselben.

Man erkennt dieß den ersten Augenblick an dem Spanier. Mag er indessen in einzelnen Fällen auf die Gesetze des Ranges eifersüchtig sein, so läßt er den seinigen doch selten fühlen. Was auch von spanischem Stolz schon Alles erzählt worden ist, man wird in Spanien weniger Ceremonien und mehr wahre Höflichkeit; — weniger Adelstolz und bei weitem mehr Gleichheit der Stände; — weniger Hochmuth der Großen und Gebildeten und mehr Verachtung der Standesvorurtheile finden, — als in Deutschland. Ein Herzog de

Ossuna, de Medina, Sidonia u. s. w. behandelt Gelehrte und Künstler mit einer Achtung, der man mehr Nachahmer unter uns wünschen dürfte.

Hierin und in der unbegrenzten Leidenschaftlichkeit der Liebe war denn auch der allerdings ungewöhnliche Schritt des Herzogs von Aranza, der ohnedem das „Apparte" sehr leiden mochte, begründet.

Doch! wir kehren zu dem Vater der schönen Braut zurück, der wie geblendet dastand, als sich endlich die Flügelthüren öffneten und Juliana, im Glanz der Jugend und Brillanten strahlend, eintrat.

Die Spanierin weidete sich einen Augenblick an dem Staunen des entzückten Vaters, dann sagte sie mit stolzem Lächeln, einen flüchtigen Blick über den Spiegel gleiten lassend: Nun, mein Vater, was halten Sie davon? Sehe ich einer Herzogin gleich, oder wird man sagen, daß Juliana die Rolle, welche ihr die Natur nicht bestimmt zu haben schien, ungeschickt spiele? — Aber, setzte sie hinzu, und das Lächeln erstarb auf ihrem schönen Antlitze, wo ist der Herzog?

Er ist noch nicht erschienen, entgegnete der Vater.

Was, noch nicht erschienen? Der Herzog noch nicht da? rief Juliana, und ihre Stirne ward finster,

während ihre hohe schlanke Gestalt sich noch kühner aufrichtete.

Geduld, meine liebe Schwester, fiel hier beschwichtigend Volante ein, wie oft hat er, ohne zu murren, Dich erwartet.

Das mußte er, rief die Braut, — der Mann ist geboren der Frau zu dienen und ihrem Willen unbedingt nachzukommen. Dieser Verzug am Tage unserer Trauung ist kein Beweis seines Gehorsams.

Baldaro schüttelte den Kopf und wiederholte unmuthig: seines Gehorsams!

Ja, mein Herr, rief in gesteigertem Tone und feuerrothem Köpfchen Juliana, seines Gehorsams!!

Volante erbebte, denn sie erkannte die Zeichen eines herannahenden Sturmes. — Willst Du denn einen Automaten aus Deinem Ehemann machen? sagte sie daher in aufgeregtem Tone. Wahrhaftig, ich glaube, in kurzer Zeit wirst Du ihm vorschreiben, wann und wie oft er ausgehen darf, um sich zu zerstreuen, und ihm bei der nächsten Gelegenheit erlauben, seine besten Kleider anzulegen.

Fahre nur fort! rief Juliana.

Nun, Du wirst alle Schlüssel führen, und wenn er Freunde einladet, bestimmst Du Jedem, wie viel Wein

er trinken darf. Wäre es nicht vielleicht besser, wenn Du ihn gleich in eine Livrée schlupfen und hinter Deinen Stuhl treten ließest? — Ich würde an Deiner Stelle lieber einen Mann von Teig heirathen, wie ihn, in kindischer Einbildung, die Mägde kneten, wenn sie Brod gemacht; — möge mich der Himmel vor der Abgeschmacktheit eines gehorsamen Mannes bewahren!

Und Dich zu einer unterwürfigen Frau machen! entgegnete Juliana mit einer spöttischen Verbeugung, — einen Gegenstand, an welchem der Herr der Schöpfung seine üble Laune ausläßt; eine Sclavin, die man mißhandelt oder liebkoset, je nachdem man aufgelegt ist, und die beständig die Worte im Munde führt: Wenn Du so meinst, mein Lieber, — wie Dir's gefällt — und — Du weißt es besser als ich, selbst wenn er Nichts weiß. — Nichts ist mir unerträglicher, als der Gedanke, daß eine Frau, frei geboren, ihre Sprache bis zu dem demüthigen Flüstern einer Sclavin herabstimme, um jener gebrechlichen Creatur willen, die wir Mann nennen, — und daß sie sich ihm als ihrem Tyrannen unterwirft.

Du sprichst in einem sehr heroischen Tone, — unterbrach hier den Fluß der Rede der alte Baldaro, dem es bangte, die Heirath am Ende gar rückgehen zu

sehen. Der Stolz kann wohl ein Reiz sein, der einen Liebhaber verführt, aber glaube mir, meine Tochter, er wird schwerlich einen Ehemann fesseln.

Laßt mich nur gewähren, — fuhr die schöne Braut fort. Was für einen Schwiegersohn hätte ich Ihnen, mein Vater, wohl mit den Eigenschaften, die man mir so empfiehlt, gegeben? — Einen eingebildeten Künstler? oder einen reichen Bürger, der mich gekauft hätte? oder auch irgend einen armen Edelmann, der mit Verachtung sein hochadliges Blut mit dem einer Plebejerin vermischt, um der Ducaten willen, die er mit der Tochter des reichen Malers erheirathete? Ich habe meinen Werth erkannt und jene Zudringlichen von mir zu entfernen gewußt; kein günstiger Blick fiel auf einen Mann, bis ich den rechten fand, der einzig in ganz Spanien um meine Hand freien durfte. Und, hörst Du, meine Schwester, ich habe ihn sogleich so behandelt, daß er fühlen mußte, ich ehre sein Haus, indem ich einwillige.

In diesem Augenblick ward seine Hoheit angemeldet.

Baldaro und Volante athmeten frei auf. Juliana — das Bild einer Juno — erwartete ihren Bräutigam mit stolzer Ruhe.

Der Herzog trat ein. Alle waren überrascht. Es

war ein schöner, — ja man konnte sagen, ein ausgezeichnet schöner Mann, wie er denn auch als ein Abgott der Damen galt. Seine Züge trugen das Gepräge eines edlen, hohen Charakters, in dem sich Milde und unbeugsame Festigkeit auf wunderbare Weise paarten. Seine Bewegungen zeigten auf den ersten Blick den gewandten und feinen Mann von hoher Geburt. Nach der ersten gegenseitigen Begrüßung wollte er sich mit einer zarten Aufmerksamkeit an Juliana wenden, diese aber kam ihm zuvor, indem sie mit einer gewissen Herablassung sagte: Endlich, mein Herr! ich habe Sie lange erwartet. Ist das Ihre Galanterie? und auch noch heute, am Tage unserer Trauung?

Baldaro und Volante erblaßten und flüsterten der Schwester leise zu, doch um Gottes und aller Heiligen willen dieß unselige Spiel endlich zu lassen.

Wohl denn, mein Herr, sagte sie, für diesmal sei's vergeben.

Ihre Güte ist ohne Grenzen, entgegnete der Herzog; erlauben Sie, daß ich diese schöne Hand fasse; aber noch ehe er sein Vorhaben ausgeführt, hatte ihm die Braut die niedliche Hand mit den Worten entzogen: Noch nicht, Herr Herzog, meine Hand ist jungfräulich und noch mein Eigenthum; warten Sie noch Weni-

ges, dann gehört sie, nebst meiner bescheidenen Person, Ihnen.

Himmlische Bescheidenheit! rief der Herzog. — Kommen Sie, lassen Sie uns aufbrechen, Alles ist zu der heiligen Handlung bereit. Aber die Fackel Hymens wirft nur einen matten Schein, wenn sie aus dem Glanze Ihrer Gegenwart nicht neue Nahrung saugt! — Kommen Sie, meine theure Juliana.

Und die Thüren flogen auf, — die Gäste traten ein, — die Musik ertönte, — die Wagen rollten vor, — der Hausmeister warf Hände voll Geldes unter die vor dem Hause versammelten Bettler, und das schöne Paar fuhr unter Segnungen in die Kirche.

Nach der Trauung erwartete das junge Paar ein bequemer Reisewagen. Man stieg ein und die Pferde eilten davon. Die Reise ging Tag und Nacht fort, und zwar durch Gegenden, welche Juliana völlig unbekannt waren. Seltsam kam es der jungen Herzogin den kommenden Morgen vor, daß ihnen die beiden Wagen nicht mehr folgten, in welchen sich die Dienerschaft

befunden; doch beruhigte der Gatte sein hübsches Weibchen bald, indem er die Vermuthung aussprach, daß sie aus Mangel an Pferden auf irgend einer Station zurückgehalten worden seien. Außerdem, wie hätte die Spanierin jetzt viel Aufmerksamkeit auf solche Dinge verschwenden sollen. Ruhte sie doch in den Armen ihres jungen Gatten, den sie heißer liebte, als sie es sich selbst gestanden. Ihr Stolz und ihre Herrschsucht waren, — wenigstens für den Augenblick, — unter den Küssen des Gatten geschmolzen. **Juliana** war ganz Liebe — ganz Weib!

Doch schon nach 24 Stunden sollte sich die Scene ändern. Der Wagen hielt vor einem zwar sehr einfachen aber reizenden Landhause. Man stieg aus. Aber sonderbar, von dem Augenblicke an, in welchem die Spanierin nicht mehr in des Gemahles Armen ruhte, die Wellen des Blutes ruhiger flossen, und die kältere Ueberlegung in den Vordergrund trat, — war sie eine Andere, war sie die stolze Donna Juliana wieder.

Als man in das Landhaus getreten, fuhr der Wagen davon. Was soll dieß? frug die Herzogin, worauf sich folgendes Gespräch zwischen den Gatten entspann:

Du bist in Deiner Wohnung.

Dieß meine Wohnung? rief Juliana lachend. Sie scherzen; es wäre ein recht angenehmer Aufenthalt für Nachteulen.

Es ist der Deine.

Ja, für den Augenblick, den wir hier verweilen werden.

Ich schwöre Dir, meine liebe Juliana, dieß ist die freundliche Wohnung, von welcher ich Dir sprach.

Hier?! — Geben Sie sich nicht die Mühe Ihren Scherz unter einer ernsten Miene zu verbergen, ich durchschaue Sie doch.

Ich scherze nicht. Die Liebe zu Dir, herrliches Weib, hat mich zu einem Schritt verleitet, den nur die Liebe selbst entschuldigen kann. Deine Hand zu erlangen, trat ich als Herzog auf. Ich bin es nicht.

Wie, nicht Herzog?

Wenn nicht aus eigener Schöpfung — nein.

So bin ich verrathen? — rief entsetzt Juliana. Doch nein, — es ist unmöglich. Lassen Sie nun den Scherz, er fängt an, seine Grenzen zu überschreiten.

Du wirst Dich bald von der Wahrheit überzeugen.

Sie sind nicht Herzog?!

Keinesweges.

Und Rang und Schlösser, von welchen Sie so oft erzählten, sind erlogen?

Dieß freundliche und bequeme Haus ist mein Palais.

Und die Herren, die Sie in Madrid begleiteten, und die Diener, welche uns bedienten?

Waren Freunde, welche die Innigkeit meiner Liebe bewog, für mich diese Rolle zu übernehmen, und die jetzt zu ihren Geschäften zurückgekehrt sind.

Gerechter Gott! rief hier Juliana zornglühend, in welche Hände bin ich gerathen! — o, wäre ich nie geboren! — und wer sind Sie denn nun, mein Herr?

Ich bin ein redlicher Mann, ein vermögender Pachter, der Dich herzlich liebt und Dich glücklich machen kann; jung und von erträglichem Aeußern. Genügt dieß nicht? — Gut, außerdem bin ich Dein Ehemann. — Du wirst Dich darein finden müssen! — Juliana war wie vernichtet. Alle Leidenschaften kochten in ihrem Innern: Zorn, Stolz, Rache — und doch auch wieder eine Liebe, die sie eben erst die Welt hatte vergessen machen. Aber der beleidigte Stolz war zu mächtig, er siegte über alle anderen Gefühle und sich hoch aufrichtend rief sie mit fester Stimme:

Ich werde diese Gewaltthat nicht leiden! — Aber erinnern Sie sich wohl, Herzog oder nicht Herzog; — ich werde Herzogin sein.

Herzogin?! entgegnete der Gatte freundlich und mild. Du wirst mir eine Königin sein — mir und Allen, die Dir aus Höflichkeit diesen Titel geben.

Ich werde Diener halten.

Ganz sicher, wenn Du erst Dich selbst zu bedienen gelernt hast.

Ich mich bedienen? Sie irren sich, mein Herr. O, ich könnte mir die Augen ausreißen, wenn ich denken müßte, daß ich Sie damit aufgemuntert, mir zu schmeicheln! Die Zunge möchte ich mir abschneiden, weil sie „ja!" gesagt.

Sie würde nachwachsen. — Ich meines Theils glaube, daß Dich das Schicksal zur Frau eines Pächters bestimmt hat.

So werden Sie sehen, mein Herr, daß meine Erziehung über mein Schicksal erhaben ist. Glauben Sie, ich würde arbeiten?

Ich glaube, ja!

Was? ich sollte für Ihr Hauswesen sorgen?

Mein nettes Weibchen wird diese Arbeit übernehmen.

Und ich sollte Ihr Essen bereiten? (Wenn es hier etwas zu essen gibt) — O, ich werde wahnsinnig!

Füge hinzu, meine liebe Frau, daß Du die nachtheiligen Folgen der Zeit an meinen Kleidern ausbessern, und wie ein sanftes Echo warten wirst, bis man Dich zum Reden auffordert.

Oder wie eine Uhr nur einmal in der Stunde mich hören lasse.

Besser, wie eine Sonnenuhr, die ihr Tagewerk schweigend verrichtet und gar nicht spricht.

O, es wäre eine edle Lebensart! Euer Geflügel und Stallvieh zu füttern! — O Gott! mich schaudert bei dem Gedanken. Oder auf einem Esel reitend, mit den Bauerweibern des Ortes die nächste Stadt besuchen, um Butter und Eier zu verkaufen.

Herrlich! Du zählst ja alle Pflichten einer guten Hausfrau auf. O, welchen Schatz besitze ich in Dir, und wie glücklich werden wir sein!

Glücklich!

Sehr glücklich. Du wirst eine herrliche Hausfrau werden.

Ein Dämon will ich sein.

Nein, mein Täubchen, wir können in unserer Zurückgezogenheit keinen Dämon brauchen.

Doch warum weile ich noch hier? — Leben Sie wohl, mein Herr Herzog, ich kehre zu meinem Vater zurück.

Gemach! Du vergißt, daß wir mit schnellen Pferden von einem Morgen bis zum andern gereist sind, und Dir der Weg unbekannt ist.

Und wenn tausend Hindernisse sich mir entgegenstellen, so werde ich ihn dennoch finden.

Ruhig, mein Weibchen! sieh! Du wirst dieß Haus nur um Luft zu schöpfen verlassen, und dann gehen wir immer zusammen.

Was, bin ich Gefangene?

Es möchte nicht verständig sein, Dich frei zu lassen.

Bin ich ein Kind, das man am Gängelbande führt? — Wohl, wenn ich nicht selbst zu meinem Vater kann, — werde ich ihm schreiben — das heißt, wenn man in Ihrem Herzogthum, durch ein dreifaches Wunder, drei Dinge findet, nämlich: Feder, Tinte und Papier.

Du findest dieß Alles in dem anstoßenden Gemache. — Doch ein Wort, ehe Du Dich dahin begibst. — Du bist meine Frau, mir verbunden durch die heiligsten Bande der Liebe, der Natur und der heiligen Kirche, meine Lebensgenossin, die Theilnehmerin meines Glückes ...

Ihres Glückes?

Ruhig! — Keine unnöthigen Entgegnungen. Der Himmel war der Zeuge meines Schwures: daß ich Dich lieben, achten und ernähren wolle; keine menschliche Macht kann uns nun trennen. Was bleibt uns nun zu thun übrig? Wollen wir schmollen, uns zanken und quälen, Eins dem Andern das Leben geflissentlich erschweren, und es unerträglich machen, durch gegenseitige gehässige Vorwürfe und ewige Kämpfe? — Oder wollen wir nicht eher als ein liebendes und geduldiges Paar, — aus Träumen einer trügerischen Größe geweckt, — unser Ungemach durch eine ruhige Resignation und eine gegenseitige Neigung versüßen? — Jetzt, liebes Kind, kannst Du in Dein Zimmer gehen. Schreibe, was Du willst, aber ehe Du das Papier mit Worten füllst, die Deine Wunden nur vergiften, nicht heilen — überlege das eben Gesagte.

Wahrhaftig, Sie müssen mich für eine geduldige Sclavin halten.

Ich halte Dich für meine Frau, und bin überzeugt, daß ich Dich mit der Zeit noch so gut finden werde, als ich es so sehnlich wünsche.

Sie werden in mir eine Frau finden, ihres Geschlechtes würdig, die gezwungen, sich zu beklagen weiß,

und welche, ihre Vorrechte kennend, es verachtet, von einem Manne Lehren über die Geduld anzuhören, wenn ihr Herz um Rache gegen den Stolzen schreit! und mit diesen Worten verließ Juliana stolz das Zimmer. Der Herzog sah ihr ergriffen nach. Schön! sagte er dann leise vor sich hin. Die Wogen werden sich legen! Es gibt keine Frau, deren Zorn nicht Ebbe und Fluth kennt. Auf diese Art also beginnen unsere Flitterwochen. Sonderbar genug! Montalban würde sagen: „Etwas appart!" Während den ersten vierzehn Tagen wird meine Frau toben, wie die Stürme des Märzes, in den folgenden wird bei ihr der April eintreten, dessen veränderliche Witterung zwischen heiterem Himmel und finsteren Wettern wechselt; dann aber wird sie strahlend wie der heitere Mai und kein tückischer Frost, kein wilder Sturm wird die freundlichen Blüthen abstreifen, die die Sonne der Liebe und die frischen Lüfte der Vernunft hervorgelockt. — Mögen Andere um den Preis eines glücklichen Monates ein ganzes Leben voll Langweile und Verdruß erkaufen, wir wollen so vernünftig sein, erst die Bitterkeit des Kelches zu schlürfen, damit sein köstlicher Rest uns das ganze Leben versüße.

Während sich nun die Flitterwochen des jungen Ehepaares eben nicht auf die angenehmste Weise anließen, hatte des Herzogs Freund, Graf Montalban, seine Bewerbungen bei Volanten fortgesetzt. Allein auch jetzt blieb der Erfolg derselbe.

Volante war nicht stolz und herrisch, wie ihre Schwester Juliana; aber desto heiterer, — ja! ihre Heiterkeit durfte oft Muthwillen genannt werden. Dennoch fühlte sie tief und war in jeder Beziehung ein vortreffliches Mädchen, nur hatte sie das Schicksal ihrer jüngsten Schwester, Zamora, — die schon vor längerer Zeit plötzlich aus dem Hause verschwunden, wahrscheinlich entführt worden war, — etwas vorsichtig in der Liebe gemacht.

Sie glich einem Vöglein, das im Uebermuth der Freiheit von Ast zu Ast singend und schmetternd fliegt, den Vogelsteller verspottet, aber dennoch mit stillem Verlangen nach den schönen rothen Beeren schielt.

Frug sie z. B. der Vater, wie sie den Grafen der Person, dem Geiste nach finde, so antwortete sie wohl kichernd: „Seine Person? — Nun, ich halte sie nicht für so schön, daß er sich, wie Narciß, in sein Bild verliebe, noch so häßlich, daß er, sieht er sich im Spiegel, vor Schrecken stirbt. Was seinen Geist betrifft, hat er

genug, um von der Welt für einen Narren gehalten zu werden, und zu wenig, ein Mädchen zu überlisten!" und damit flatterte das lustige Vöglein gewöhnlich weiter.

Indessen — war es der Abschied von der Schwester Juliana, waren durch die Verheirathung des jungen Paares die reizbarsten Saiten ihres weiblichen Wesens berührt worden, — für den Augenblick schien sie empfänglicher, weicher, ernster. Der Vater erfaßte diese Stimmung bald und benutzte sie, dem Grafen die Gelegenheit zu geben, seiner Tochter Gesinnungen zu erforschen.

Baldaro hatte des Grafen Portrait gemalt. Das Bild war ihm vortrefflich gelungen; allein es hatte es noch Niemand gesehen, nicht einmal Volante, obgleich sie den Vater schon öfter darum gebeten. Hierauf baute der Alte seinen Plan. Er ließ nämlich Montalban kommen, barg ihn hinter einem Vorhange in seinem Atelier, und gewährte zur selben Zeit der Tochter Wunsch, das Bild zu sehen.

Volante hüpfte hinab. Schon das Heiligthum, in welchem ihr Vater so herrliche Werke schuf, übte auf die liebende und zugleich für die Kunst schwärmende Tochter einen eigenen Einfluß aus. Es war ihr, als

trete sie in eine Kirche. Und nun das Bild — und die Einsamkeit — und die Stille — und das Halbdunkel!

Es wurde dem armen Kinde wunderbar um das Herz; — wunderbar wie dem Vöglein, das auf die Leimruthe geflogen ist, und nun sein Schicksal zwar noch nicht kennt — aber ahnt!

Lange Zeit stand Volante schweigend in Anschauung verloren. Endlich machten sich die Gefühle in Worten Luft; sie gestand der vermeintlichen Einsamkeit ihre Liebe, — aber die Einsamkeit hatte Ohren — vier Ohren und zwei Herzen, denn plötzlich stand Vater und Anbeter vor ihr.

Nun mochte das Vöglein mit den Flügeln schlagen, wie es wollte, es war gefangen und mußte sich ergeben. Eine heitere, glückliche Scene folgte. Wie aber auf Erden fast kein Glück ungetrübt bleibt, so auch hier. Die Liebenden lagen sich noch in den Armen, als ein Diener eintrat, und Baldaro einen Brief überreichte. Der Vater erkannte sogleich die Handschrift seiner Tochter Juliana. Wie er aber den Brief nun zu lesen begann, da zogen sich seine Augenbrauen wie Gewitterwolken zusammen, seine Blicke flammten und eine

dunkle Röthe bedeckte das ehrwürdige Antlitz bis unter die schneeigen Locken.

Volante und der Graf bemerkten diese Veränderung sogleich. Letzterer, der in des Herzogs Plan eingeweiht war, erblaßte daher, einen unseligen Ausgang des „apparten" Unternehmens fürchtend.

Volante aber flog erschrocken zu dem Vater, mit bebender Stimme fragend: Was ist geschehen? um der Heiligen willen! ist sie krank?

Nein! — entgegnete der Vater, der vor Ueberraschung ganz erstarrt schien — es ist unglaublich!

Was denn? rief Volante.

Was ein Marmorbild erregen würde! entgegnete der Alte, und sich zum Grafen wendend rief er mit zornerstickter Stimme: Ihr Freund ist ein Betrüger! und — wenn ich mich nicht sehr täusche — sind auch Sie einer. Lesen Sie ....

Volante stand wie versteinert.

Der Graf hatte indessen, nicht ohne Verlegenheit, den Brief ergriffen und las:

„Mein theurer Vater! ich bin betrogen, verrathen, beleidigt! Der Mann, dem ich angetraut bin, ist nicht Herzog."

Er ist nicht Herzog? unterbrach den Lesenden Volante.

Ich werde mich rächen! versetzte Baldaro zähneknirschend. — Lesen Sie, mein Herr, lesen Sie!

Der Graf fuhr fort: „Er hat weder Vermögen, noch Familie, noch Freunde."

Alles dieß mußten Sie wissen, Herr! — doch weiter!

„Eingeschlossen in einem elenden Landhause, werden Sie, kommen Sie mir nicht bald zu Hülfe, nichts mehr von Ihrer unglücklichen und tödtlich gekränkten Tochter hören."

Juliana.

Der Graf schwieg. Baldaro aber frug mit der Stimme eines Richters: Was haben Sie darauf zu erwidern, mein Herr?

Nichts! versetzte Montalban.

Wie? Nichts? wiederholte Volante langsam. Es folgte eine lange, peinliche Pause, endlich hub Baldaro wieder an: Es ist klar, daß Sie der Mitschuldige bei einer schändlichen Betrügerei sind, die einem zärtlichen Vater sein Kind kostete.

Der Graf hatte sich indessen gesammelt, und sagte ernst und würdevoll: Beruhigen Sie Ihren Zorn nur

auf wenige Tage, und Sie werden sehen, daß das Geheimniß, welches meinen Freund umgibt . . .

Ein Geheimniß! rief Baldaro. Welch' Geheimniß? Bei rechtlichen Leuten walten bei solchen Gelegenheiten keine Geheimnisse ob. Ist er Herzog oder nicht?

Darauf kann ich nicht antworten.

So ist es ein Betrüger?

Nein, bei meiner Seele, er ist ein edler und ehrenvoller Mann.

Ich reise noch diese Nacht ab! — versetzte Baldaro entschlossen — Olmedo! Perez! — Vielleicht sind die Pläne des Herrn Grafen eben „so edel und ehrenvoll" — Meine Pferde! — Hier walten Geheimnisse vor, die auch Sie theilen. Aber ehe ich unter solchen Umständen die einzige Tochter, die mir noch bleibt, aus meinen Armen lasse, werde ich einen flüchtigen Blick auf Ihren Stammbaum werfen; und was Ihren „edlen und ehrenvollen Herzog" betrifft, werde ich Tag und Nacht reisen, bis ich ihn finde. Er soll lernen, daß ich noch nicht so alt bin, als ich scheine, und mein Blut sich bei einer solchen Beleidigung noch mit Jugendfeuer entflammt. Mit dem Degen in der Hand werde ich mich an ihm rächen.

Der Graf sah ein, daß hiergegen weder Etwas ein-

zuwenden sei, noch der Alte sich werde abwendig machen lassen. Er stimmte also zu und sagte: Auf denn, mein Herr! lassen Sie uns sehen und uns persönlich von der Sachlage unterrichten; ich werde Sie mit Ihrer Erlaubniß begleiten, und Sie werden finden, daß dieß tiefe Dunkel einem heiteren Lichte weichen wird.

Aber auch Volante wollte dieß Licht gern erblicken, d. h. einmal ihre weibliche Neugierde befriedigt sehen, und dann ihren Geliebten gerechtfertigt wissen. War sie doch überzeugt, daß er ein Ehrenmann sei, endlich hätte sie den Vater ohnehin nicht allein reisen lassen. Sie entschloß sich also, die Reise mit zu unternehmen. Man eilte, das Nöthige zu bereiten, und noch in der Nacht verließen die Wagen die Stadt.

Kehren wir indessen zu dem jungen Ehepaare zurück. Der Hochzeitsstaat und die Reisekleider hatten einer bürgerlichen Kleidung weichen müssen; aber keineswegs war darum auch der Stolz und Eigensinn der jungen Frau vor der Vernunft gebeugt. Aranza schien daher nachdenklich, und indem er mit verschränkten Armen in seinem Zimmer auf und abging, entschlüpften seinen Lippen folgende Worte:

Sie hat ihrem Vater geschrieben, und was schlimmer ist, den Brief durch ein Kind des benachbarten Or-

tes, das an ihrem Fenster vorüberging, zur Post gebracht. Indessen scheint sie jetzt reuig und beruhigt. — Doch das ist nicht möglich. — Es wäre eine zu schnelle und wunderbare Bekehrung. Sie gleicht zu sehr dem Eise, welches eine plötzliche Hitze, und nicht die sanfte und allmälig zunehmende Wärme der vorrückenden Jahreszeit zu schmelzen beginnt. Setzt ihr es der Luft aus, nimmt es augenblicklich seine alte Form wieder an.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Juliana trat in das Zimmer. Sie schien völlig verändert. Nichts mehr von den stolzen Zügen, den hoheitsvollen Blicken. Ihr reizendes Gesichtchen zeigte im Gegentheil eine gewisse Unterwürfigkeit. „Der dumme Brief!“ seufzte sie.

Wie! bereust Du ihn geschrieben zu haben? frug ihr Gatte.

O gewiß! ich möchte mir die Finger dafür abschneiden.

Was thut's im Ganzen? Schreibe einen anderen, der in sanftem Tone die Uebel des ersten wieder gut macht.

Recht gern.

Es ist vielleicht sogar Deine Pflicht.

Wenn es Dir Freude macht, will ich es thun.

Wohl gesprochen. Ich sehe nun, daß Du Deine Vernunft wiedergefunden, und Dich in eine gute Frau verwandelt hast.

Gewiß.

Ich weiß es, — ich errathe Dich. Aus Deinen Augen spricht offene Reue, die nicht erheuchelt ist. Du willst mich nicht täuschen.

Dich täuschen!

Du erkennst die Nichtigkeit dessen, nach dem Du vor Kurzem noch geseufzt.

Ja, mein Herr!

Ein Herzogthum! — Bah! — S'ist ein armseliges Ding.

Ich fange wirklich an, es zu glauben.

Der Herzog lächelte, denn er sah nur zu gut, daß dieß Alles Verstellung sei; doch wollte er sehen, wie weit es sein junges Frauchen in dieser, dem weiblichen Geschlecht so wichtigen Kunst zu führen vermöchte. Er fuhr daher mit anscheinender Ruhe fort:

Ist dieser stille und zurückgezogene Ort nicht reicher an wahren Freuden als ein Palast?

Er gefällt mir unendlich! entgegnete Juliana, und biß sich auf die Lippen.

Und wenn wir nun selten durch Besuche belästigt werden, so haben wir in uns selbst die beste Gesellschaft. Während unsere Glieder den Beschäftigungen der Jugend gewidmet sind, bedürfen wir keiner Equipagen, um, in dieselben gestreckt, unser Blut in üppigem Nichtsthun sich verdicken zu lassen. Und was die Diener betrifft, — Du lieber Gott, da weiß ja Jedermann, welche Plage man mit ihnen hat. Wer möchte so thöricht sein, sein Glück in einem großen Hause zu suchen, das zu Nichts taugt, als von den Winden bewohnt zu werden; kostbare Zierrathen auszustellen, um sie dem Staub und den Spinnen zu widmen; ewig Besuche zu empfangen, um sich zu langweilen, statt zu leben wie wir. Nichts mangelt uns . . . . .

Nichts! versetzte Juliana, und ihre Stimme zitterte, außer . . . . einer Kleinigkeit.

Und die wäre?

Du wirst böse werden.

Wenn es eine vernünftige Aeußerung ist, gewiß nicht.

Was fehlt dem Vogel, der aus den Gittern seines Käfigs seine melodiereichen Gesänge den befiederten Freunden zuflötet, die in raschem Fluge an seinem Ge-

fängnisse vorbeistreichen? Es wäre schade, in diesem herrlichen Palaste gefangen zu sitzen.

Und wohin würdest Du gehen, liebe Frau?

Die frische Luft einathmen und Dir einen Kranz von den Blumen winden, die ihre süßen Düfte durch die Gitter meiner Fenster senden. Ich würde so schnell wieder zurückkehren . . . .

Du bist frei, sagte der Herzog; aber benutze Deine Freiheit vernünftig.

Vertraue mir! entgegnete Juliana, und eilte dem Garten zu. Der Herzog blieb zurück und schaute wehmüthig der herrlichen Gestalt nach, wie sie, gleich einer Grazie, dahinschwebte. Warum, — sagte er alsdann leise vor sich hin, — warum bin ich doch gezwungen, sie eine so harte Schule durchlaufen zu lassen. Ach! sie ist noch lange nicht, was sie eben scheinen wollte. Ich traue ihr nicht. — Aus ihrem Auge sprach Verstellung und Bitterkeit, die sie vergebens zu verbergen strebte; ihr Zorn ist ein gedämpftes, kein gelöschtes Feuer, das jeden Augenblick, wird es nicht sorgfältig bewacht, von Neuem losbrechen kann. — Sie haben Ihre Freiheit, Madame; aber ich werde Ihnen folgen, um mich zu versichern, daß Sie sie nicht mißbrauchen.

Aber! — wir haben ja bisher vergessen, einem unserer Freunde zu folgen. Was trug sich denn seitdem mit Capitän Rolando, dem Weiberfeinde, zu? Wir verließen ihn, als er nach der „Sirene" ging, um mit Graf Montalban zu Mittag zu speisen.

Als er in das Gasthaus kam, fand er schon Alles bestellt. In der Veranda war ein kleiner Tisch gedeckt, auf dem Speisen und Wein standen. Da der Graf noch nicht zurückgekommen war, setzte sich der Capitän einstweilen und fing an, den Wein zu kosten. Endlich aber ward er doch unwillig über Montalban's Ausbleiben. Er blickte finster in den Becher, als wolle er die perlenden Bläschen zählen.

Ist es nicht des Teufels zu werden — murmelte er dabei durch die Zähne — daß ein denkender und vernünftiger Mann wie der Graf, Freund und Flasche um einer Frau willen verläßt? — Bei jeder anderen Gelegenheit zeigt Montalban ein kaltes Urtheil, erwärmt auch wohl von Zeit zu Zeit sein Blut durch ein Glas mehr als gewöhnlich — und dennoch läßt er sich von einem Mädchen den Kopf verdrehen. — Wahrhaftig, der Mann, der gepriesene Unsterbliche, was ist er anders, als ein Spielball, den Wein und Weiber sich wie prasselnde Raketen zuwerfen?

In dem Augenblick sah er seinen Pagen, der sich nicht weit von ihm in den Schatten einer Jasmin-Hecke des „Sirenen-Gartens" niedergelassen hatte. Er winkte ihm. Der Knabe kam.

Sie befehlen, gnädiger Herr? frug er mit zarter Stimme.

Ich bin allein; leiste mir Gesellschaft und singe zur Unterhaltung eine Deiner Balladen.

Wünschen Sie eine heitere, oder eine tragische? frug Eugenio.

Mir einerlei! entgegnete der Capitän und leerte seinen Becher, laß nur nicht lange warten, denn ich versaure sonst hier vor Langerweile. Der Page ließ sich von dem Kellner eine Guitarre reichen — denn keine „Posada" ohne Guitarre! — setzte sich, spielte und sang:

Vergeblich tönen meine Klagen
In eine Welt, die todt für mich,
Denn niemals kann ich ihm wohl sagen:
Ich lebe nur und sterb' für Dich.

Und wenn ich's wagte, mich zu zeigen
Das Herz der reinsten Liebe voll,
Wird eine Thrän' in's Aug' ihm schleichen? —
Schlüg' seine Brust auch mitleidsvoll? —

Doch wenn es kalt und finster bliebe
Und theilte meine Gluthen nicht, —
Dann lebe wohl du Welt der Liebe!
Ein treues Herz im Tode bricht.

Die Töne, die im Anfang eine südliche Gluth geathmet hatten, verklangen mit einem Hauch tiefer Wehmuth. Eugenio's Wangen aber brannten in Purpurroth.

Das ist eine der tragischen Romanzen; aber sie ist ergreifend! sagte der Capitän.

Ich habe sie aus einer traurigen Erzählung.

Erinnerst Du Dich derselben noch?

Nicht vollständig, gnäd'ger Herr; nur wie aus einem Traume! Man konnte hier deutlich sehen, daß irgend ein innerer Kampf den Pagen bewegte; er rang sichtbar nach Muth, doch fuhr er mit bebender Stimme fort: Ein Edelmann, — ein Soldat und Held, dessen Aeußeres seiner großen Seele entsprach, hatte einen Pagen, einen Jüngling, wie ich, der aus reiner Neigung und Begeistrung wahrer Liebe, ihm in den Krieg folgte.

Das wäre ja fast unsre eigne Geschichte! rief Rolando.

So weit, ja! aber hier endet die Aehnlichkeit! ver-

setzte Eugenio, — denn, wenn ich mich recht erinnere, so entdeckte es sich in der Folge, daß jener Page ein Mädchen war.

Was, ein Mädchen? spottete Rolando.

Ja, gnädiger Herr, ein Mädchen.

Und das soll er nicht entdeckt haben?

Es ist allerdings sonderbar.

Sonderbar? Sag' lieber unmöglich. Das erste Mal, wenn sie erröthet wäre, hätte er ja ihre Verkleidung durchschauen müssen; und außerdem wenn jener Krieger, von dem Du sprachst, beschränkt genug war, die Wahrheit daran nicht zu entdecken, so hätte sich doch jedenfalls das Mädchen durch sein Schwätzen verrathen.

Indessen, versetzte der Page und ward noch röther als bisher, sagt die Thatsache, daß sie ihr Geheimniß bis zu ihrem Tode zu behaupten wußte. So oft die Liebe das Geständniß auf ihre Lippen legte, drückte ihr die Scham das Siegel der Verschwiegenheit auf. So nährte sie lange Zeit, im Kampfe der Bescheidenheit und Liebe, das drückende Geheimniß; aber der stille Kummer zehrte sie allmälig auf, und wie eine Blume, die vom Ufer herab sehnsüchtig in die erquickenden Fluthen des Baches blickt, endlich — vom Himmel nicht be-

gossen, — welk und geknickt in die kühlen Wellen sinkt, so gestand sie sterbend in den Armen ihres Geliebten ihr traurig Loos.

Kind, Du erzählst ja herrlich!

Ich kannte die Dame.

Du kanntest sie und bist von der Wahrheit der Sache überzeugt?

Bis auf ihren Tod, ja! — O ich kannte ihre Liebe ohne Hoffnung, ihre stille Resignation, ihre Kämpfe zwischen Leidenschaft und Scham. — Ich war oft Zeuge davon; es ist eine traurige, aber wahre Geschichte.

Sie hätte nicht sterben müssen. Ein solches Mädchen war der Liebe jenes Helden werth. Und wenn sie noch lebte .... Eugenio's Augen flammten hier in süßer Gluth auf und leise entschlüpfte ihm der Seufzer: O Gott, ich danke Dir!

In diesem Augenblicke trat Graf Montalban ein. Er streckte dem Freunde die Hände wie bittend entgegen und sagte, indem er sein Ausbleiben entschuldigte: Ich habe Sie lange warten lassen, Capitän; aber es sind auch sonderbare Sachen seit jener Zeit vorgegangen. — Ich muß diese Nacht abreisen.

Diese Nacht? frug der Capitän Rolando erstaunt — und wohin?

Dieß ist noch ein Geheimniß, entgegnete der Graf. Alles, was ich Ihnen darüber sagen kann, ist, — daß, wenn Sie mich fünfzig Meilen begleiten wollen, Sie sehen sollen . . .

Nun?

Eine gezähmte und gebesserte Frau.

Nicht weiter als fünfzig Meilen? lachte spöttisch der Capitän — dafür will ich gern hundert Meilen weit reisen. — Kenne ich die Dame?

Wenn es nun unsere neue Herzogin wäre?

Diese? — Welch' Sterblicher hat dieses Werk unternommen? — Vielleicht der Schließer einer Menagerie, der seinen Kopf in den Rachen des Löwen steckt, oder der Wärter der Tiger irgend eines Nabob?

Wer anders als ihr Gemahl?

Und mit welchen Waffen?

Mit Worten.

Mit Worten? — dann hat er eine bis jetzt unbekannte Sprache erfunden. — Ich habe wohl schon gehört, daß der Tod sie zahm macht, aber Worte? — einfache Worte den Lippen eines Mannes entströmt? — Es mag möglich sein, dem Panther, der in der

Wüste heult, Sanftmuth zu predigen; — eine Batterie mit Schneeballen zum Schweigen zu bringen; — Feuer mit Oel zu löschen; — den Nordwind mit unserem Hauch zurückzutreiben; — den Donner zu überpfeifen! — Alles das mag möglich, leicht sein; — aber eine Frau mit Worten zur Vernunft zu bringen? . . .

Sie kennen ihn nicht.

Aber sie.

O er weiß das Unmöglichste zu leisten.

Und wenn er mit der größten Beredsamkeit begabt, mehr Sprachen verstände, als wir Babel verdanken, so glaube ich die Sache nicht, bis ich mich überzeugt.

Sie müssen sich selbst überzeugen! rief der Graf. Lassen Sie uns schnell speisen und dann fahren Sie mit. Die Langeweile plagt Sie doch und in meinem Wagen ist Platz.

Der Capitän willigte gern ein, und so vergrößerte sich die Reisegesellschaft Baldaro's abermals.

Wenden wir nun für einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit dem Palaste des Herzogs von Aranza zu. Hier war die ganze Dienerschaft in einer heiteren Aufregung, denn so eben hatte der Haushofmeister Campillo einen Brief von seinem Gebieter erhalten, laut welchem der Herzog befahl, daß sein Kammerdiener

Jaquez, ein lustiger Kautz, ihn für die nächste Zeit in allen Beziehungen repräsentire und daß Jedermann demselben eben so unbedingt gehorche, als ob er in der That Herzog sei. Solche „apparte" Anordnungen war man hier schon gewohnt und befolgte sie daher ohne alles Weitere. Eben jetzt kündete ein lautes Lachen das Nahen des neugeschaffenen Fürsten an, dem sechs Diener folgten, die sich umsonst bemühten, ihre Heiterkeit zu verbergen. Jaquez aber, in herzogliche Kleider gehüllt, ließ sich nicht irre machen. Mit Gravität wandte er sich um und rief:

Nun, Ihr Schlingel! — Was gibt's zu lachen? — Bin ich der erste große Herr, der seine Würde dem Schneider verdankt? — Lacht noch einmal, und ich lasse Euch Alle der Reihe nach hängen. Ich weiß nicht, was die Kerls lächerlich an mir finden, wenn es nicht mein Degen ist, dem es gefällt, mir, wie der Schwanz eines Affen, zwischen den Beinen zu tanzen, und meine noble Personage dadurch stolpern macht. — Außerdem, Ihr Galgenvögel, werft Euch keine malicieusen Blicke zu, wenn ich die Honneurs an meiner Tafel mache; und wenn ich eine meiner besten Geschichten erzähle, so hütet Euch, vor dem Schluß zu lachen, damit man nicht merkt, daß Ihr sie schon kennt; — erinnert Euch, daß

Ihr mich nicht bei meinem Taufnamen nennen sollt, um mir nachher zu sagen, es wäre aus Versehen geschehen. Ihr riskirt wenigstens deportirt zu werden! — Und trinke ich auf das Wohl meiner Freunde, so bildet Euch nicht ein, Ihr gehört dazu.

In diesem Augenblick trat ein Diener ein, und meldete, daß sich eine Dame im Vorzimmer befinde, die dringend bitte, seine Hoheit sprechen zu dürfen?

Eine Dame? rief Jaquez.

Ja, gnädigster Herr! versetzte der Diener mit leisem Hohne.

Ist sie jung?

Ja, durchlauchtigster Herzog.

Schön?

Sehr schön, erlauchtigster Prinz!

So lasse sie eintreten! befahl Jaquez mit großer Selbstzufriedenheit. Dann wandte er sich zu der übrigen Dienerschaft und sagte: Ihr könnt Euch nun bis auf zwei zurückziehen; ich werde ein andermal meine Instruktionen vollenden. — Jung und schön! fuhr er hierauf fort. — Ich werde mich ihrer Sache in hocheigner Person annehmen. Die Alten und Häßlichen werde ich dagegen durch Abgeordnete befördern. Zuerst müssen wir sie durch unsere Wichtigkeit einschüchtern,

um sie nachher durch unsere Leutseligkeit zu gewinnen; ich muß den Stolzen machen, mich brüsten, wie ein Dorfschulmeister, wenn er mit einem „hem, hem!" in seine Schule tritt und seine Buben durch den Klang seiner Tritte erschreckt. Ich will mich aufblasen wie ein Hemd, das man an der Luft trocknet — wie ein Küster, wenn er die profane Fußbank einer alten Fruchthändlerin mit dem Fuße von den Stufen der Kirche stößt. — Meinen Staatssessel!

Die Diener flogen, den Befehl des erlauchten Standesgenossen zu vollziehen. Jaquez setzte sich mit ungeschicktem Spreizen in den kostbaren Sessel, lehnte sich zurück, schlug die Beine übereinander, und erwartete so die Angemeldete. Nach einigen Secunden trat sie ein. Es war Juliana.

Edler Herzog, sagte sie nach einer leichten Verbeugung, ich komme, Sie um Gerechtigkeit anzuflehen.

Die soll Euch werden, entgegnete Jaquez mit erzwungener Würde. Ueber was beklagt Ihr Euch?

Ueber meinen Mann, Hoheit.

Ich werde ihn hängen lassen. — Und was ist sein Verbrechen?

Er hat mich betrogen.

Weiter Nichts? Das ist eine sehr gewöhnliche Sache.

— Wenige Männer genügen den Anforderungen ihrer Frauen.

Er hat mich beleidigt, Hoheit!

So? — Wenn dem so ist, wird er der Strafe nicht entgehen; aber wie, Madame, wie?

Kurz gesagt, gnädigster Herr, er wagte, obgleich nur ein gemeiner Pächter, sich für Ihre hohe Person auszugeben.

Kaum waren diese Worte den Lippen der schönen Juliana entschlüpft, als der Herzog selbst eintrat. Juliana erblaßte und rief: Dieß ist er, Hoheit!

Jetzt galt es für Jaquez seine Rolle gut zu spielen. Aber der Junge war ein schlauer Kamerad und wußte, daß er viel wagen durfte. Er blieb daher ganz ruhig und sagte mit ächt spanischer Grandezza zu seinem Gebieter gewandt: Nun, Freund, haltet Ihr dieß Schloß vielleicht für eine Herberge, weil Ihr so keck hereintretet. Wißt Ihr, wo Ihr seid?

Der Herzog mußte im Innern über den Schelmen lachen, doch gab er sich alle Mühe ernst zu scheinen, verbeugte sich tief und sprach: Entschuldigen Eure Hoheit diese Freiheit, aber die Furcht, daß diese überspannte Frau die Wahrheit überschreite . . . .

Ich habe Nichts, als die Wahrheit gesagt.

War einzig Schuld . . . .

Schön; unterbrach ihn Jaquez; Ihr hättet indessen etwas ceremonieller dabei sein dürfen! Dann bat er Juliana fortzufahren; was diese auch in folgender Weise that:

Ich sagte Ihnen bereits, gnädigster Herr, daß dieser Mann, auf meine Unerfahrenheit rechnend, sich für den Herrn dieses herrlichen Palastes ausgab, um meine Hand zu erhalten. Durch diesen unwürdigen Betrug hat er meine Hoffnungen getäuscht und eine Tochter ihrem Vater geraubt.

Wie! das ist ja ein schreiendes Verbrechen! — rief Jaquez mit verstelltem Zorn. Das Gut eines Andern unter falschem Titel nehmen! — D. h. wenn es erwiesen ist, daß eine Frau ein Gut ist! — S'ist eine verfängliche Frage für die Richter. Dann wandte er sich zu Aranza und frug: Nun, und was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung zu sagen?

Ich gestehe, sagte der Herzog, daß ich mich dieser List bedient habe; auch läugne ich nicht die vorübergehende Usurpation des Namens Eurer sehr edlen Person und unterwerfe mich in so fern der ganzen Strenge der Gesetze. — Was aber meine Frau betrifft, so kann sich dieselbe nicht beklagen.

Was? rief hier Juliana zornglühend, ich hätte mich nicht zu beklagen, nachdem ich so getäuscht wurde?!

Stille, Madame! begütigte Jaquez, mit unvergleichlicher Ironie. Wenn die Gerechtigkeit auch blind ist, so ist sie doch nicht taub.

Der Herzog war entzückt. Lächelnd verbeugte er sich und sprach zu Jaquez gewendet: Wenn ihr übermäßiger Stolz nicht alle ihre Sinne übertäubt hätte, so würde sie sogleich den großen Abstand zwischen Eurer Hoheit und einem Manne, wie ich bin, erkannt haben.

Gewiß, den hätte sie finden müssen, antwortete Jaquez, und hob das Haupt stolz empor. — Doch fahret fort.

Außerdem bin ich lange nicht so weit unter ihrem Stande, als sie es unter meinem gewesen sein würde, wenn ich das, was ich schien, wirklich war.

Indessen habt Ihr sie immer getäuscht.

Wofür er sich verantworten soll! rief Juliana.

Es sei! entgegnete der Herzog. Alle Männer täuschen ihre Weiber in irgend einer Sache; dagegen täuschen die Frauen ihre Männer ebenfalls. Das ist nun einmal der Welt Lauf. Aber vorausgesetzt, daß Titel und Vermögen nur eine Phantasie waren, han-

delte ich im Uebrigen als redlicher Mann. Ich sagte ihr, daß sie schön, aber zu stolz sei; daß sie Geschmack und Sinn für Musik, aber keine Stimme habe; daß sie gut tanze, aber wohl die Grazie mancher ihrer Rivalinnen annehmen dürfe; kurz, ich lobte nie Eigenschaften, die sie nicht besaß und übertrieb nie das Lob ihrer Tugend. Und nun frage ich sie, ob ich, außer dem Gestandenen, ihr nicht alle Aufmerksamkeit zollte, die eine Frau — eine sanfte und vernünftige Frau — von ihrem Manne in Anspruch nehmen kann, ja, ob ich nicht mehr als meine Pflicht gethan?

Wohl! versetzte Jaquez. Wenn sie seit Eurer Verheirathung keinen anderen Grund zur Klage hat . . . . .

Ich appellire an sie selbst.

Ist es wahr?

Ueber das, was nach der Verheirathung geschehen — entgegnete Juliana, und eine andere als die Röthe des Zorns überflog diesmal ihre reizenden Züge, — habe ich mich nicht zu beklagen; er hat sich als einen ziemlich ordentlichen Ehemann erwiesen. Aber jene schändliche Täuschung kann ich nicht vergessen und auf diese hin, trage ich auf Ehescheidung an.

Jaquez erschrack. Das Ding schien ihm doch

etwas zu verwickelt werden zu wollen. Ein Zeichen seines Gebieters aber beruhigte ihn. Er faßte neuen Muth und sagte: Das ist unmöglich!

Unmöglich, Hoheit? frug Juliana.

Ja. Sie müssen bei ihm bleiben.

Niemals! rief die schöne Spanierin stolz und entschlossen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Herzog sich in das Mittel schlagen mußte. Er nahm daher das Wort und sagte: Wenn Eure Herrlichkeit es mir erlauben würde, so möchte ich eine Bedingung stellen. Wir sind erst einige Tage verheirathet. Wenn wir nun die Flitterwochen als Mann und Frau mit einander gelebt haben, und sie am Ende dieser Zeit, sei es Morgens oder Abends, nicht knieend, mit zu dem Himmel erhobenen Händen, mich mit derselben Wärme, mit welcher sie jetzt die Ehescheidung verlangt — um die Gnade anfleht, meine Gemahlin bleiben zu dürfen . . . .

Wenn ich das thue . . . . unterbrach ihn hier Juliana mit unverkennbarem Hohne.

Dann, fuhr der Herzog ruhig fort, — dann soll ihr die Erlaubniß zur Trennung unseres Bundes ertheilt werden.

Juliana willigte mit einem kalten, verachtenden Blick ein.

Jaquez war froh, sich auf diese Weise aus der Affaire ziehen zu können. Er räusperte sich daher, zuckte vornehm die Achsel und sagte: Hum! — Gut! Ich willige ein! und erhob sich, worauf sich Aranza und Juliana unter Verbeugungen zurückzogen.

Jaquez athmete auf. Dann nahm er den Haushofmeister, trotz dessen stolzem Sträuben, vertraulich unter den Arm und sagte, sich den Bart streichend:

Wahrhaftig, ich fange an zu glauben, daß ich für einen großen Herrn geschaffen bin; mein würdevolles Aeußere, die Sicherheit meines Benehmens, mein Anstand, — Alles überzeugt mich davon. In der That, was hat man denn nöthig, um einen vornehmen Mann zu repräsentiren? — Nichts, als keck seine Miene anzunehmen! — Wie viele hochweisen Politiker zerbrechen sich umsonst ihr Gehirnchen über das Geheimniß einer Kartenschlägerin! — Wie mancher gefürchtete General würde keine Büchse angreifen, wenn er nicht den Vortheil des Windes für sich hätte! — Wie mancher weit verschrieene Advokat gäbe einen guten Perückenstock ab! — Wie viele Aerzte gibt es, deren ganze Kunst darin besteht, ihr Todesurtheil lateinisch zu schreiben! Wie

oft hat man die Beispiele, daß Niemand mehr Glück hat, als die vernageltsten Köpfe!! — S'ist wahr, s'ist verwünscht unangenehm, schon nach einem Monat von seiner Größe herabzusteigen, — aber nun — ich will es machen, wie andere hohe Angestellte, ich will meine Zeit benutzen und mich dann von selbst zurückziehen, ehe man mich wieder wegjagt. Und damit stolzirte der Pseudo-Herzog hinaus.

Während sich aber diese Begebenheit im Palaste Aranza's zutrug, hatte Baldaro seine Reise angetreten. Was man jedoch mit zu großer Eile thut, gelingt selten. In der Nacht hatte Baldaro's Wagen umgeworfen und der alte Mann lag nun in einer elenden Dorfkneipe. Nicht als ob er ein oder mehrere Glieder zerbrochen, sondern ursprünglich nur, um sich, auf die dringenden Bitten Volantens, von dem Schrecken und der Aufregung zu erholen. Was indessen beinahe noch schlimmer als ein Beinbruch — er war dabei in die Klauen einer habsüchtigen Wirthin und eines ausgehungerten Baders gefallen, wie sie nur Spanien aufzuweisen hat. Die Verschwörung, die

Beide miteinander schlossen, ergibt sich aus folgendem Gespräch, welches sie kurz nach Baldaro's Ankunft miteinander führten.

Endlich! sagte Lampedo, der Arzt des Dorfes, eine spindeldürre, ausgehungerte Figur, à là Don Quixote, endlich! nach drei langen Wochen der erste Patient wieder, dem ich den Puls fühle, wenn ich nicht die Katze der alten Dame rechne, die ich von der Schwindsucht ihrer Herrin angesteckt halte. Nun, vortreffliche Frau Wirthin, wie befindet sich jetzt Ihr Gast?

Der darf den Abend noch nicht weg! entgegnete die Wirthin.

Und auch morgen nicht! sagte gemüthlich Lampedo.

Und übermorgen auch noch nicht! fügte die Wirthin gebieterisch hinzu.

Lampedo schaute sich um, ob sie nicht belauscht seien, dann flüsterte er der Wirthin mit boshaftem Lächeln zu: Ueberlassen Sie mir diese Sorge.

Gut, wenn's beliebt! nickte die Wirthin. Indessen, wenn's beliebt, hat er keine Wunde, und ich fürchte . . .

Nichts! — wenn's beliebt! — Sie sind seine

Köchin und ich sein Arzt. Sie machen ihn krank, und ich werde sein Uebel unterhalten. Denn, die Wahrheit zu sagen, es ist der erste zweifüßige Kunde, den ich seit langer Zeit unter die Hände bekomme. Sie erscheinen langsam, wie die Subscribenten zu meinen Werken über die Fieber.

Wahrhaftig! rief die Wirthin seufzend, die Zeiten sind schlimm! — Ich bin auch ohne Beschäftigung.

Ich sehe es an Ihrem Aeußeren, schöne Wirthin; man soll denken, daß Sie, da die Gäste fehlen, sich genöthigt sehen, Alles selbst zu consumiren.

Ach, das ist nur zu wahr! — Aber, wenn's beliebt, was ich thue, ist nur um meine Heiterkeit zu erhalten.

Und Euren Embonpoint. — Schauen Sie einmal mich an.

Ich gestehe, Sie scheinen halb verhungert.

Halb? — Ich möchte doch gern von Ihnen wissen, wo die Hälfte von mir ist, die Sie gut genährt finden. Ich lasse an meiner traurigen Figur mehr knochige Vorsprünge sehen, als ein Pferd, das drei Wochen ausgehungert ist, obgleich ich stets bemüht bin, alle Welt krank zu machen. Hab ich meine Boutique nicht so bunt wie den Regenbogen anmalen lassen? Glänzen

nicht Stößer und Mörser, daß man sie von Weitem für die Sonne halten sollte?

Wenn's beliebt . . . .

Hab' ich nicht über die Thüre meines Ladens in feuerfarbigen Buchstaben, — wie ein dreifaches Sternbild, — die Worte: Chirurgus, Accoucheur, Pharmaceut! setzen lassen, denn heutzutage ist Apotheker viel zu gemein. — Nun? — Töpfe und Gläser bleiben unberührt auf ihrem Platze, wie die werthlosesten Dinge. Ich habe keine Recepte zu schreiben, keine Glieder zu heilen — aber dieses Mal werde ich die Gelegenheit benutzen, meine Beste!

Ich! wenn's beliebt, weiß die Gelegenheit immer zu benutzen.

Das heiß ich als verständige Wirthin reden. — Kommen Sie. Unterdessen wir unsere Pläne entwerfen, will ich die Wuth meiner Eingeweide, die vor Hunger wie die jungen Geier schreien, mit einem Omlette und einem Glase Eures besten Weines beschwichtigen. — Die Menschen zu curiren, übersteigt vielleicht unsere Kunst, aber es wäre doch wahrhaftig eine Schande, wenn wir sie nicht krank erhalten könnten.

Und Beide gingen nach der Küche.

Ehe wir nun aber dem weiteren Verlauf unserer Erzählung folgen, sei es uns vergönnt, Etwas über den spanischen National-Charakter zu sagen, da sich aus diesem Vieles erklären läßt, was dem Deutschen in unserer Erzählung sonst unerklärlich bleiben dürfte.

Die Männer in Spanien haben National-Charaktere, die Weiber National-Temperamente. Lassen Sie uns die Spanierinnen betrachten. Wir sagten schon früher einmal von denselben, sie würden charakterisirt durch: eine schwärmerische Anhänglichkeit an das kirchliche System ihres Landes, — einen Stolz, der nach allgemeiner Herrschaft strebt, — einen Eigensinn, der nur sich selbst nachgibt, — eine Rachsucht, die Alles aufopfert, — und eine glühende Sinnlichkeit. Das sind nun in der That keine liebenswürdigen Eigenschaften. Aber auf der anderen Seite ist auch Treue und Anhänglichkeit, Seelenstärke und Heroismus in hohem Grade bei den Spanierinnen zu finden. Alle ihre Empfindungen sind heftig, aber alle tragen ein Gepräge von Kraft und Hoheit, das unwillkürlich hinreißt.

Das Aeußere einer Spanierin ist der Abdruck ihres Charakters. Ihr schöner Wuchs, ihr majestätischer Gang, ihre sonore Stimme, ihr schwarzes feuriges Auge, die Heftigkeit ihrer Gesticulationen, kurz der Aus-

druck ihrer ganzen Person kündigt denselben an. Ihre Reize entwickeln sich früh, um zeitig zu verwelken, wozu das Klima, die hitzigen Nahrungsmittel und der sinnliche Genuß beitragen. Eine Spanierin von vierzig Jahren scheint noch einmal so alt und ihre ganze Figur zeigt von Uebersättigung und beschleunigtem Alter.

Eine Spanierin hängt mit inniger Ergebenheit an ihrem kirchlichen System. Die Ehrfurcht für Maria, die Liebe zu ihrem Schutzheiligen kann das kindliche Herz beschäftigen, und der äußere Pomp der sinnlichen Gebräuche vermag die unentwickelten Sinne zu befriedigen. Aber eben diese frommen Gefühle, diese andächtigen Schwärmereien, diese kirchlichen Rührungen machen die Seele für die Sinnlichkeit empfänglich. Genuß und Kirchensystem sind daher vom dreizehnten Jahre an die zwei wichtigsten Angelegenheiten einer Spanierin, und die sonderbarsten Widersprüche ihres Charakters, der häufige Wechsel der Bußübungen und der Verirrungen, und der physische und moralische Einfluß der Geistlichen müssen aus diesem Umstande erklärt werden.

Zwischen kirchliche Pflichten und die Reize der Sinne getheilt, scheint die Spanierin im ewigen Kampfe mit ihrem Gewissen und ihrem Temperamente

zu stehen. Aber trotz aller Aengstlichkeit siegt am Ende doch gewöhnlich die Natur über die Strenge der Vorschriften, und man beruhigt sich, jede Verirrung mit einer Messe oder einem Gebete abzubüßen. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, Spanierinnen zu sehen, die sich den Armen der Liebe entrissen, um vor ihrem Marienbilde niederzuknieen und dann — durch diesen Tribut mit der Jungfrau versöhnt — sich den Verirrungen von Neuem überlassen.

Eine Spanierin ist in sinnlichen Rücksichten nichts weniger als delicat. Mit einer glühenden Phantasie, mit feurigem Blute, mit dringenden Wünschen, aber unbekannt mit den feinen Gefühlen verschönerter Weiblichkeit, sind die freisten Aeußerungen der Sprache und die schlüpfrigsten Ansichten des Auges keine Gegenstände des Erröthens für sie. Was die keusche Einbildungskraft einer Deutschen oder Engländerin mit Abscheu erfüllen würde, das ist der glühenden Phantasie einer Spanierin fast zur Gewohnheit geworden, und Bilder der Sinnlichkeit, die sich Jene kaum zu gestehen wagen, beschäftigen diese in ihrer ganzen Lebhaftigkeit.

Eine Spanierin zeigt Treue und Anhänglichkeit, ihr fester Charakter bewahrt sie vor der Veränderlichkeit, und ihr Stolz vor Niederträchtigkeiten; aber sie erfüllt

jene Tugenden mehr um ihrer selbst, als um anderer willen. Sie ist der erhabensten Gesinnungen, der größten Aufopferungen, der edelsten Handlungen fähig, aber die Motive sind in ihrer Achtung für sich selbst, nicht in ihrer Liebe zu suchen. Sie betrachtet ihren Liebhaber als ein Eigenthum, als einen Sklaven, der ihr am Herzen liegt, den sie um ihrer selbst willen schonet, aber von dem sie auch die völlige Hingebung seines ganzen Wesens fordert.

Die Dienste eines solchen Liebhabers sind äußerst beschwerlich und eine Reihe immerwährender Aufmerksamkeiten. An den Arm seiner Dame gekettet, muß er ihr unaufhörlicher Gesellschafter, ihr beständiger Begleiter sein; und weder der Prado noch die Messe, weder das Theater noch der Beichtstuhl kann sie von ihm trennen. Auf ihm liegt die ganze Last ihrer kleinen und großen Bedürfnisse, nie und am wenigsten an Festtagen, darf er mit leerer Hand vor ihr erscheinen; ihr leisester Wunsch, ihr flüchtigster Einfall muß ein Befehl für ihn sein; wie die tiefste Achtung für ihre Launen und eine immer gleiche Unterhaltung eine Pflicht für ihn ist. Mit einem Worte, er wird nichts als die Creatur seiner Schönen, deren glühende Phantasie mit egoistischem Trotze häufig Unmöglichkeiten fordert.

So sind die Spanierinnen im Allgemeinen betrachtet; wir schildern sie nun als Gattinnen. Ein Anschein von gegenseitiger Liebe, oder die bloße Convention hat eine Ehe geschlossen, die nun durch priesterliche Einsegnung unauflöslich geworden ist. Der Mann schien der erklärte Sklave seiner Schönen; der Hochzeittag verwandelt ihn in einen Herrn. Indem er seine Rechte herzustellen sucht, vertheidigt sie die ihrigen desto hartnäckiger; indem er sie entwaffnen will, verstärkt sie sich jeden Tag mit neuen Anmaßungen. So wird die Ehe zu einem System von Feindseligkeiten, die die beiden Gatten immer getrennt erhalten und vielleicht mehr als alles andere das „Cortejat" begünstigen.

Wenn ich hier von den unglücklichen Eheverhältnissen der Spanier redete, so will ich natürlich die glücklichen Ausnahmen nicht läugnen; aber wer ein wenig in das häusliche Leben geblickt hat, der wird sich überzeugen, daß die an sich seltnen guten Ehen in Spanien noch seltner sind. Und wo sollten die Spanierinnen wahre weibliche Bildung, das heißt, richtige Begriffe von ihrer Bestimmung und ihren Pflichten erhalten? Ihre Erziehung beschränkt sich auf das System von Meinungen und Gebräuchen, welches man Religion zu nennen pflegt; auf die Erlernung einiger glän-

zenden Geschicklichkeiten, wie Tanzen, Guitarrespielen und einige leichte Handarbeiten. Aus dem hier Gesagten erklärt es sich nun von selbst, warum der Herzog von Aranza, der Juliana wirklich heiß und innig liebte, die **Flitterwochen** seiner Ehe dazu benutzte, **um für den Preis einiger unglücklichen Wochen eine glückliche Ehe zu erkaufen.**

Er mußte seine Frau für sich erziehen.

Kehren wir nun zu dem jungen Paare auf dem Landhause zurück.

Die guten Leutchen waren, wie natürlich, abermals in einem Wortwechsel begriffen. Jedes rang nach der Herrschaft; Juliana, um ihren Mann nach Sitte anderer Weiber zum Sklaven zu machen; — der Herzog dagegen, um sie der Vernunft und einer glücklichen Zukunft entgegen zu führen. Nachdem daher die Schöne eine Zeit hindurch gelärmt und geschmäht hatte, sagte er ruhig:

Du möchtest wohl aus mir einen Pantoffelhelden machen. Einen Gimpel, der durch seinen Namen und Rang den Credit der Frau hebt und wie ein Stück Löschpapier die Flecken ihres Charakters aufsaugt.

Wahrlich! es gibt genug Solche, meinte Juliana.

Es gibt indessen auch Welche, versetzte der Herzog,

die sich von einer finsteren Stirne, von Thränen, dem lärmendsten Charivari einer Weiberzunge, oder, — gegen was sich noch schwerer zu vertheidigen ist, — dem verführerischen Lächeln, das die festesten Herzen oft von ihren Entschlüssen abspenstig zu machen vermag; — es gibt Männer, sage ich, die sich durch alles dieß nicht von dem kleinsten ihrer Vorrechte abbringen lassen. Und unter diese, mein Leben, rechne auch mich. — Jetzt komme in Dein Zimmer.

Juliana sträubte sich. Ich will nicht wieder eingeschlossen werden! rief sie.

Du willst nicht? frug Aranza lächelnd.

Ach Gott! ich bitte, Du mögest mich nicht einschließen! verbesserte die junge Frau.

Dann wirst Du wieder fliehen.

Nein, bei Allem, was heilig ist! — bei meiner Seele! ich fliehe nicht wieder.

Du hast mich einmal so getäuscht . . . .

Ich gestehe, daß ich Dein Vertrauen nicht verdiene, aber um Gotteswillen laß mich frei umhergehn, ich will geduldig, arbeitsam und unterwürfig sein.

Aber murrend.

Nein, auf meine Ehre! Ich will Alles, was Du nur wünschest, thun, ehe Du es nur sagst.

Wohl denn! es sei! Aber nimm Dich in Acht! Machst Du noch einen Versuch zum Fliehen, so werde ich Dich, gleich einem Jagdfalken, in einen Käfig schließen, in den das Tageslicht nicht dringt und an dessen Gittern Du den Stolz und Eigensinn Deines Herzens brechen sollst.

In diesem Augenblick klopfte es an der Thüre; Aranza bat seine Frau, zu öffnen. Nachdem er mit großer Gelassenheit die Bitte dreimal wiederholt, that sie es. Lopez trat ein. Er war eigentlich der Pächter des Landhauses, auf dem sich das junge Paar jetzt befand. Jetzt kam er im Auftrage und nach Instruktion des Herzogs. Letzterer hieß ihn als Nachbar willkommen und stellte ihn seiner Frau vor, die er alsdann bat, einen Stuhl zu holen. Man kann sich denken, welches Gesicht die Schöne dazu machte; auch stellte sie den Stuhl so hin, daß er umfallen mußte.

Verzeiht, lieber Nachbar, rief Aranza entschuldigend, sie ist ein wenig linkisch; aber, wie Ihr seht, voll guten Willens. Dann bat er Juliana, einen anderen Stuhl für ihren Mann zu bringen. Sie that es wirklich, war aber im Begriff ihn ebenfalls hinzuwerfen, als der Herzog sie ernst und streng ansah, worauf sie ihn sanft niedersetzte. Aber eine Thräne trat ihr doch

dabei in die Augen und unter Seufzen wünschte sie sich den Tod.

Der Herzog frug nun seinen Besuch, ob er etwas genießen wolle. Lopez nahm das Anerbieten eines Glases Wein dankbar an. Juliana mußte ihn holen. Im ersten Augenblick wollte sie sich sperren, dann aber sah sie ein, daß es nichts helfen würde, und gab seufzend nach.

Als Juliana wiederkam, rückte Lopez abgeredeter Maßen mit der Bitte heraus: Aranza und sein Weib möchten doch die Nachbarn heute bei einem ländlichen Feste durch ihren Besuch erfreuen. Der gute Mann hatte jedoch noch nicht ausgesprochen, als ihn der Herzog unterbrechen mußte.

Was ist das? rief er.

Es ist der Wein, den Du gewünscht hast! entgegnete die Gattin.

Der Herzog lachte und entgegnete dann: Ei, mein Herz, habe ich denn vielleicht gesagt, Du solltest ihn in einer Nußschaale bringen?

In Juliana fing es wieder zu sieden an. Es ist genug für Euch Beide! sagte sie fest. Der Herzog blieb ruhig, streichelte ihr sanft die Wangen, gab ihr

einen Kuß — so sehr sie sich auch sträubte — und versetzte dann:

Liebes Weibchen, wenn Freunde bei mir sind, ist es Gebrauch, den Wein in einem mächtigen Kruge anzubieten, damit sie nicht denken können, wir wollten auf eine unwürdige Weise sparen. Du hast mich verstanden, in einem großen Kruge.

Was wollte Juliana machen? war es der Kuß, war es die Schaam, — kurz sie ging. Unterwegs aber plagte sie der alte Teufel des Widerspruchs abermals. Sie schüttelte den Krug vor Zorn, daß der Wein trüb wie Sumpfwasser wurde. Beim Eingießen merkte Aranza sogleich, was vorgegangen war. Mit unübertrefflicher Gleichmuth sagte er daher sanft lächelnd:

Aber, mein Gott! glaubst Du denn, Theure, der Wein gehöre zu den bittern medicinischen Tropfen, die man schütteln muß, eh' man sie verschluckt? — Du mußt andern schaffen.

Aber Juliana's Geduld war nun zu Ende. Mit dem ganzen Stolz einer rachedürstenden Spanierin rief sie: Jetzt hab' ich es genug, ich gehe nicht mehr!

Lopez zitterte, der Herzog erhob sich mit waÿrhaft fürstlicher Größe; seine Züge waren felsenfest, seine

Blicke geboten, ohne daß auch nur ein Wort seinen Lippen entschlüpft wäre.

Da erbleichte Juliana. Sie sah ihren Gebieter vor sich stehen; aber mehr noch, sie fühlte, daß sie den Mann gekränkt und beleidigt hatte, von dem sie wußte, daß er sie unendlich liebe, — und den sie, trotz ihres Stolzes und ihrer Herrschsucht, — mit ächt spanischer Gluth wieder liebte. Sie ging, neuen Wein zu holen. Als sie das Zimmer verlassen, trat eine Thräne in des Herzogs Auge. Gab es je einen unglücklicheren Mann? sagte er seufzend zu Lopez. Ihr habt wohl eine schmiegsamere Frau, mein Lopez. Ach, und da ich sie so innig, so unaussprechlich liebe, so schmerzt mich ihr Leiden nur um so mehr. Doch ich muß ihr, will ich ihre Seele genesen — will ich sie glücklich sehen — mit fester Hand die bittre Arznei reichen.

Jetzt kam Juliana zurück und betrug sich wie eine vernünftige Frau. Aranza lobte sie daher freundlich und machte sie mit der Einladung des Nachbars bekannt. Nach einer Weile verabschiedete sich alsdann der Gast.

Nach seinem Weggehen schloß der Herzog sein Weib in die Arme, drückte sie sanft an seine Brust und küßte sie lächelnd. Juliana's reizender Busen wogte

mächtig. Doch suchte sie Herrin über sich zu bleiben und kalt zu erscheinen. Doch der Herzog ließ nicht nach. Endlich rief er: Komm, mein Herz! kleide Dich an!

Aber ein schmollendes Weib gibt sich so schnell nicht.

Ich mache mir nichts aus ländlichen Vergnügen! sagte sie.

Nun, mein Täubchen, versetzte der Herzog, so gehst Du Deinem Manne zu Gefallen mit! — Ich wünsche zugleich, daß Du Deinen Schmuck dabei nicht trägst, damit die Blicke einer dummstaunenden Menge nicht auf ein armes Wesen, wie auf den gestirnten Himmel fallen. Keine fliegenden Federn, die leichten Paniere der Eitelkeit; — auch keine Seidenstoffe, denn ihr Rauschen steigert den Stolz; — Diejenige, welche den Augen ihres Mannes, — dem einzigen Spiegel, in welchem eine brave Frau sich mit gerechtem Stolze betrachtet, gefällt, ist am schönsten geschmückt.

Der Herzog hatte dieß mit einem so sanften und liebevollen Ausdrucke gesagt, daß Juliana nicht ausweichen konnte. Es würde mich freuen, fuhr nach ihrer Zustimmung Aranza fort, Dich in dem Kleide zu sehen, was ich Dir zuletzt gab.

Dem blauen?

Nein, Liebe, in dem weißen. Füge zu diesem einfachen Putze eine halbentfaltete Rose, die sich leicht in den Wellen Deiner schwarzen Locken wiegt; keine anderen Diamanten sollen Dich schmücken, als die, welche aus Deinen Augen blitzen, keine anderen Rubinen, als Deine Lippen, deren freundliches Lächeln dem Staunenden die schönsten Perlen zeigt. Wenn Du dann, hingerissen von den Tönen der Musik, Deinen schlanken Körper — (glaube nicht, daß ich Dir schmeichle —) in frohem Tanze leicht bewegst, und Deine Locken frei in den Lüften spielen, dann wirst Du die Aufmerksamkeit auf Dich ziehen, die eine treue Gattin, ohne zu erröthen, für sich wünschen darf.

Und der Herzog blickte Juliana dabei mit solcher Gluth und Innigkeit an, daß sie ihm schweigend, aufgelöst in Liebe, in die Arme sank. Dann riß sie sich los, um den Wünschen des Mannes Folge zu leisten. Der Herzog sah ihr selig nach und sagte mit stiller Freude vor sich hin: wir werden noch glücklich sein. Ich führe sie nun unter dieß harmlose Völkchen; dort wird kein Laffe ihr Ohr mit unverschämten Schmeicheleien kitzeln und ihr schwören, daß sie in Allem, nur nicht in der Wahl ihres Mannes, einen feinen Geschmack verrathe; keine jener frechen Weiber, die, nach-

dem sie ihre Männer allmälig zur Sklaverei herabgewürdigt, nun bemüht sind, den Saamen der Empörung in die Herzen junger Gattinnen zu streuen, wird sie dort verführen. — Ungekünstelte Herzlichkeit wird sie umgeben und das Glück jener einfachen Menschen mag sie zur Selbstkenntniß zurückführen.

Und der Herzog hatte Recht.

Und wie ging es unterdessen Baldaro? Wir werden es hören, wenn wir das saubere Pärchen, die Wirthin und den Feldscherer Lampedo belauschen, die eben gemüthlich beisammen sitzen.

Noch vierzehn Tage! sagte die Wirthin in dringendem Ton.

Das ist total unmöglich; versetzte der Chirurg, unser Patient ist so gesund als ich. So habt denn doch auch nur ein bischen Mitleid! der arme Teufel weilt nun beinahe drei Wochen hier.

Nun dann wenigstens noch acht Tage! handelte die gute Wirthin.

Der Mitverschworne nickte mit dem Kopfe: Eine

Woche? — Ja, das kann ich versprechen! Jetzt sprecht Ihr als vernünftige Wirthin, die zu Zeiten auch eine Rechnung nach ihrem Gewissen herunter stimmt. Und indem der dürre, phantastisch gekleidete Mensch der dicken Wirthin die Hand küßte, bemerkte er nicht, daß sich Baldaro in die halboffene Thüre geschlichen hatte. Er sah leidend aus, war von seinem Schlafrock umhüllt und hielt einen Degen in der Hand.

Er glaubt immer noch an einer innerlichen Verletzung zu leiden! fuhr die Wirthin fort.

Wollte Gott, es wäre der Fall, oder er hätte sich die Achsel verrenkt oder lieber noch Arm oder Bein gebrochen! — ich wünsche ihm nichts Böses, Gott bewahre! — aber...

Ja, ich gäbe was drum, wenn er irgend Etwas außer dem Hals gebrochen hätte.

Nichtsdestoweniger, und obgleich er eine wahre Pferdenatur hat — ein Hufschmidt könnte ihn behandeln — will ich ihn Euch noch eine Woche halten.

Baldaro zuckte krampfhaft mit dem Degen, doch hielt er im Augenblick noch gewaltsam an sich.

Morgen, fuhr Lampedo fort, bekommt er wieder zur Ader gelassen....

Heute noch, Doctor! — wenn's beliebt, heute noch!

Meinetwegen heute. Morgen verschreibe ich ihm alsdann ein neues Recept von meiner Erfindung; für den Mittwoch habe ich diese Pillen hier verfertigt, den Donnerstag bekommt er China, den Freitag . . . .

Hier aber hielt es Baldaro nicht mehr aus. Zornflammend trat er in das Zimmer und rief:

Und, mein Herr, den Freitag? — was bekomme ich den Freitag? — Nun? —

Lampedo erblaßte. Wir sind entdeckt! stotterte er. Die Wirthin aber hielt ihre Fleischmasse nur mit Mühe aufrecht und rief zähneklappernd alle Heiligen um Hülfe an. Endlich sanken Beide auf die Kniee und flehten auf eine herzzerreißende Weise um Gnade.

Baldaro aber zuckte den Degen und donnerte ihnen entgegen: Jetzt empfehlt Eure Seele dem Herrn, denn Eure Zeit ist herum!

Ach! schrie die Wirthin verzweifelnd, wenn's beliebt, bringen Sie uns nur nicht um!

Ihr seid gerichtet und verurtheilt, entgegnete Baldaro kalt; es bleibt Euch nun nichts mehr, als die Todesstrafe zu empfangen. Wen soll ich zuerst umbringen?

Gnädiger Herr, fangen Sie an ihr an! schrie Lampedo, und barg sich hinter der dicken Dame.

Seid Ihr bereit?

Gnade für mein Geschlecht! Gnade! jammerte die Unglückliche. Jesus Maria, ich glaube, ich bin schon todt!

Baldaro sah sie verächtlich an. Endlich frug er: Sage mir, Du Fleischmasse, wie viel Gift hast Du mir gegeben?

Keins! — so wahr ich auf Eure Gnade hoffe!

Ist Dein Wein nicht schon allein Gift?

Es ist wahr, gnädiger Herr, er ist's, wenn's beliebt, nicht von dem Besten . . . aber . . .

Was?

Ich gebe immer nur sehr kleines Maas und beruhige dadurch mein Gewissen wieder!

Warte! ich will Dein Gewissen auf ewig beruhigen.

Gnade, Gnade! gnäd'ger Herr!

Stehe auf, wenn Du es vermagst, und höre mich!

Was befehlen Sie, gestrenger Herr?

Wenn in fünf Minuten Alles zu meiner Abreise fertig ist will ich Dir das Leben schenken.

Alles soll noch früher bereit sein, wenn's beliebt.

Fort dann, unförmlicher Wallfisch! — donnerte Baldaro, und siehe da, die Todesangst gab der dicken Wirthin eine ungewöhnliche Schnellkraft. Neu-

chend raffte sie sich auf und floh wie ein verfolgtes Nilpferd aus dem Zimmer. Der Doktor kniete indeß noch immer. Seine Zähne schlugen klappernd aneinander. Ach! seufzte er bei der Flucht der Mitverschworenen: Jetzt kommt er an mich! — S'ist um mich geschehn! — Aus seinen Blicken zuckt Stahl, Strick und Gift.

Nun, — Jammerbild eines Menschen! rief Baldaro. Gestalt ohne Schatten — Erstgeburt des Todes und des Hungers! — Schwindsücht'ger Aal! —

Ich gestehe meine Magerkeit ein, stammelte Lampedo. Mein armseliges Leben ist ja schon eine Strafe, lassen Sie mich daher zur Strafe leben.

Du wolltest mir also Deine ganze Apotheke in den Leib jagen?

Ach! — der Mensch muß ja leben! —

Aber auch sterben. Verstehst Du mich?

Aus Mitleid für meine Patienten! . . .

Will ich Dich der größern Zahl, die Du unter Händen gehabt, nachschicken! — Das Fenster ist auf. Nun mach' Dich fertig.

Ueberlegen Sie — ich könnte am Ende Jemanden auf der Straße verletzen.

Du sollst nun einmal mit Pluto zu Nacht speisen. — Vorwärts, — zum Fenster hinaus — oder ich be-

diene mich des Degens statt einer Lanzette und öffne Deiner Seele einen Ausgang, denn Blut hast Du doch keins; oder ich spieße Dich an die Wand, daß Du aussehen sollst wie ein getrockneter Käfer an einer Nadel.

Denkt an meine Frau, jammerte Lampedo, der, dem zürnenden Alten ausweichend, von einer Stelle zur andern auf dem Knie rutschte.

Deine Frau!? spottete Baldaro.

Meine Frau, gnädiger Herr! bestätigte Lampedo mit kläglichem Tone.

Kerl, hast Du denn an's Heirathen denken können! — Du, der Du nichts als Haut und Knochen hast? frug der Maler.

Ich nahm sie aus Liebe zum Fleisch, entgegnete der Dürre. — Ja, ich habe eine Frau und drei allerliebste Kinder, die, — wenn ich Ihren Blicken nach schließe — bald Waisen sein werden.

Gut denn, sprach Baldaro. Deine Frau und Deine Kinder bitten für Dich. — Aber zeige einmal die Pillen her! — Wo sind die Pillen?

Hier ist die Schachtel!

Das ist also die verwünschte Pandora-Büchse?! und jedes dieser Dinger zieht wohl eine Krankheit nach sich?

Ach nein! sie purificiren nur etwas stark.

Verschlinge sie!

Was? — Alle?

Ja, alle! — und schnell — oder! ... und er drohte mit dem Degen.

Jede einzelne ist ja schon eine Dosis!

Verschlinge sie!

Ach? — was wird mit mir werden! — Laßt mich nur erst mein Haus bestellen — und wie Cäsar decent sterben.

Keine Umstände! Und Baldaro setzte die Spitze des Degens Lampedo auf die Brust. Jetzt blieb dem Mageren freilich keine Wahl mehr. Mit einem von Todesangst gefolterten Gesichte verschlang er die Pillen, bis ihm die Augen vor den Kopf traten.

Jetzt packe Dich! rief Baldaro, und danke dem Himmel, daß Du so davon kamst, und daß ich Dich nicht aufgespießt und öffentlich wie ein Muster einer von den Naturforschern neu entdeckten Gattung Eidechsen ausgestellt habe.

O, wär ich eine, Herr, — schrie Lampedo — o weh, mein Leib! — so könnt' ich doch von der Luft leben.

Aber schon hatte Baldaro die Thüre geöffnet und rief: Fort mit Dir und sei in Zukunft ehrlicher!

Das ließ sich denn auch Lampedo nicht zweimal sagen. Rasch wie der Wind, aber unter entsetzlichen Verzerrungen des Gesichtes und des Körpers, schlüpfte er durch die Thüre, hatte aber drei Wochen lang an diese Stunde des Schreckens zu denken.

Die Flitterwochen des Herzogs neigten sich zu Ende. Es war ein schöner Morgen, der durch die offnen Fenster des Landhauses, auf welches Aranza seine Angebetete gebracht, die Balsamdüfte der tausend und abertausend Blumen sandte, die rings um das freundliche Gebäude blühten. Juliana saß an einem Tische und war mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Ihr Gemüth schien ruhig, der Ausdruck ihres reizenden Gesichtes war heiter und aus ihrer Brust quollen jetzt statt Seufzer und Klagen die reinsten und vollsten Töne eines Liedes. Aber — obgleich sie glaubte allein zu sein, war sie es nicht; denn leise und unbemerkt war der Herzog hereingeschlichen und hatte sich hinter ihren Stuhl

gestellt. O, wie zufrieden strahlten auch seine Züge, — ja! — sie trugen in der That den Ausdruck wahrhafter Seligkeit. Juliana sang:

Ich wohn' in einer kleinen Hütte,
Hab' Titel nicht, noch Geld und Gut;
Doch füllt Zufriedenheit den Busen,
Wenn er am Herz des Freundes ruht.

Bescheiden ist mein Loos zu nennen.
Doch ist es nicht an Freuden arm,
Denn seine Seele schlägt voll Liebe
Für seine Gattin treu und warm.

Ich wohn' in einer kleinen Hütte,
Hab' Titel nicht, noch Geld und Gut;
Doch füllt Zufriedenheit den Busen,
Wenn er am Herz des Freundes ruht.

Sie hatte geendet. Da bog sich Aranza über ihre Schultern und drückte einen heißen Kuß auf die schönen Lippen. Recht so, mein liebes Weibchen! rief er dann. Laß uns die Arbeit wie die summende Biene unter munteren Tönen vollbringen! wie froh und leicht fördert sie alsdann! Komm, lege sie jetzt nieder, es ist genug. Mit diesen Worten setzte er sich zu Juliana und fuhr dann fort: Heute also ist der letzte Tag, den wir unter diesem Dache zusammen verleben sollen, angebrochen; unser Probemonat ist vollendet und Du bist morgen frei.

Du willst wohl meiner spotten, entgegnete Juliana lächelnd, da Du mich an meine früheren Schwachheiten erinnerst? — Denn Du weißt wohl, daß ich Dich nicht für den Titel einer Königin verließe.

Wirklich nicht? rief freudestrahlend der Herzog.

Auf meine Ehre, nein!

Wohl glaube ich, daß Du mich jetzt mehr als damals liebst! — — — Indessen, es ist natürlich . . . Sei offen! nicht wahr, Du sehnst Dich noch immer . . . ich meine nicht heftig, aber doch so manchmal leise, unwillkürlich . . . . wenn Du die Wahl hättest, würdest Du nicht lieber Herzogin, als die Frau eines Pächters sein?

Nein, wahrhaftig, Du beurtheilst mich falsch, ich will nichts — als Deine Frau sein.

Ich habe Dich in dem Palast des Herzogs genau beobachtet, mein Kind. In der Hitze der Klage schienen Deine Augen die Weite jenes herrlichen Saales zu messen, Deine Blicke hingen an jeder kostbaren Zierde und dann entschlüpfte Dir ein halberstickter Seufzer, der mir deutlich sagte: „Alles dieß hätte mir zugehört.“ — Daher so vernünftig Du jetzt bist, bin ich doch überzeugt, daß, erinnerst Du Dich dieser Gegenstände, ein leises Verlangen darnach Deine Seele erfaßt.

Nein, wahrhaftig nicht! — Einzig, — zu Zeiten im Traume. — Aber Träume können wir ja nicht verhindern.

Nun?

Ja, es ist wahr, manchmal glaubte sich meine Phantasie im Traume in jene Sphären versetzt, die meiner thörigten Eitelkeit so sehr geschmeichelt. Ich wandelte in den Räumen herrlicher Paläste; reiche Dienerschaft umgab mich, und der verblendende und vergängliche Schimmer kostbarer Schätze, Diamanten und Perlen schwebte an meiner Seele vorüber. Erwachte ich dann, so — ich gestehe es offen — so war ich aufgeregt und traurig; aber seit einiger Zeit sind auch diese Träume gewichen, und wenn ich wache, kommen mir nun diese kindischen Ideen gar nicht mehr in den Sinn. — Aber, sage selbst, lieber Mann, es war doch recht böse von Dir, mein armes Gehirn mit solchen Märchen von Schlössern, Vasallen, ausgedehnten Parks, herrlichen Gärten und was weiß ich, welchem Paradiese — zu erhitzen; und dann, die kühle Grotte, Dein gothisches Gebäude, Dein römischer Tempel! Es möchte einem Alterthumsforscher schwer halten, die Spuren dieser Wunderdinge aufzufinden.

Sprechen wir nicht mehr davon.

Und das schöne arabische Pferd, das Du mir versprachst.

Laß uns diese Dinge vergessen.

Sie sind vergessen; und mit diesem Kusse verspreche ich Dir, sie nur dann zu erwähnen, wenn wir lachen wollen.

Liebes, theures Weib! Mit diesem Kusse durchfluthete mich Deine Seele; jetzt bin ich von Deiner Liebe überzeugt. — Beide Gatten lagen sich hier lange liebkosend in den Armen.

Aber diese Scene sollte durch eine überraschende Erscheinung unterbrochen werden. Die Thüre öffnete sich und Baldaro trat ein. Man kann sich den Empfang denken. Die Tochter flog entzückt an den Hals des geliebten Vaters, Aranza begrüßte den ehrwürdigen Alten freundlich, Baldaro aber wies Beide zurück, schalt den Herzog einen Elenden, der ihm sein Kind geraubt und verlangte, den Degen in der Faust, Genugthuung.

Der Herzog aber blieb ruhig und antwortete mit freundlicher Würde: Stecken Sie den Degen in die Scheide, Herr. — Es ist der schlechteste Beweisgrund von Ehre, den ein Mann führen kann; mag es darum der letzte unter uns sein. Was Ihre Tochter betrifft,

steht sie hier in einer Eigenschaft, die Ihre Autorität zu nichte macht: sie ist meine legitime Frau.

Legitim! rief Baldaro mit flammenden Blicken. Seine legitime Frau? — Ha, darüber eben möchte ich den Verstand verlieren. Habt Ihr sie mir nicht durch einen feigen Betrug geraubt?

Ich werde vor dem Gesetz meine Thaten verantworten. Ueber was beklagen Sie sich?

Was? — Gesteht Ihr nicht selbst: daß Ihr ein Betrüger seid?

Wahr ist's, daß ich von dem Rang, welchen Sie mich früher bekleiden sahen, ein wenig herabstieg, doch wird Sie diese Veränderung nicht allein verwundern, auch Ihre Tochter ist nicht mehr, was sie war.

Wie so, Juliana?

Ja, mein Vater, sagte Juliana sanft, als ich Abschied von Ihnen nahm, war ich noch ein thörigtes Mädchen, voll Heftigkeit und Launen, die ich Jedermann fühlen ließ. Aber ich habe eine Lehre erhalten, die ich nie vergessen werde, und die mich überzeugt hat: daß Bescheidenheit in Thaten, Gedanken und Worten die erste und größte Zierde der Frauen ist, und daß sie auf solche Weise die Männer viel sicherer und inniger fesseln, als wenn sie eine Herrschaft affectiren, die für sie nicht gemacht ist.

Baldaro stand vor Ueberraschung wie versteinert, endlich sagte er stockend: Was höre ich! Welche Umwandlung ist merkwürdiger als diese! . . . welcher Zauber war im Stande, diese Veränderung zu bewirken?

Keiner, entgegnete Juliana lächelnd, mein Gatte lehrte mich einzig einen Blick in mein eignes Herz werfen, und so habe ich erkannt, was ich war und was ich sein soll.

So bist Du nun zufrieden?

Zufrieden? O, ich bin glücklich!

Und Du kannst vergessen, wie er Dich beleidigt?

Nicht so ganz, mein Vater — wir lachten eben darüber.

Und denkst der Frechheit nicht, mit welcher er Deinen Vater betrog?

Ach! — — — rief hier Juliana erschüttert . . . Sie werden ihm um meinetwillen vergeben.

Niemals! entgegnete Baldaro mit ächt spanischem Stolz. Niemals!

Dann ist es klar, daß Sie eine Genugthuung für Ihre Eigenliebe und nicht des Glückes Ihres Kindes wegen suchen! rief der Herzog.

Das ist einerlei! rief Baldaro, und zu seiner Tochter gewandt fuhr er fort: Im Namen dessen, was Du mir als Kind schuldig bist, befehle ich Dir, mir zu folgen.

Juliana erbleichte. Ihre Blicke suchten den Gat-

ten; aber Dieser wandte sich nun gleichfalls zu ihr und gebot: Im Namen dessen, was Dir Deine Pflicht als Gattin auferlegt, verlange ich, daß Du bleibst.

Juliana stand einen Augenblick in innerem Kampfe, dann sagte sie plötzlich mit Würde und Entschiedenheit: Sie sind mein Vater; dieser ehrwürdige Namen genügt, um in meiner Seele die Erinnerungen so vieler Wohlthaten lebhaft zu erwecken. Aber ich sehe mich gedrungen, Ihnen sagen zu müssen: dieß ist mein Gatte.

Dein Gatte! — nun?

Es wäre unnöthig, von den Mitteln zu reden, durch welche er zu meiner Hand gelangte. Als ich sie ihm vor Gottes Angesicht reichte, empfing er mit ihr mein Herz, meine Ergebenheit und die Gewißheit meines Gehorsams.

Herrliches Weib! rief der Herzog und seine Augen strahlten vor Freude. Baldaro aber blieb fest. Mit gleichem Ernst entgegnete er: Alles dieß wird mich an meiner Rache nicht hindern.

So bestehen Sie darauf, vor dem Gesetze Recht zu suchen? frug Aranza.

Ja, mein Herr!

Wohlan denn, wir werden uns noch heute bei dem Herzog treffen.

Und wer bürgt mir dafür, daß ich Sie dort sehe?

Ihre Tochter, Herr. — Ja, liebe Juliana, folge Deinem Vater, ich bitte Dich darum. — Ich selbst werde sogleich dort sein. Und — setzte er liebevoll hinzu — sei nicht traurig, liebes Kind, — Alles wird gut enden; ich zweifle nicht, daß uns der Herzog Alle zufrieden stellen wird.

Noch zur selben Stunde flog ein Reiter nach dem Schloß des Herzogs. Aranza selbst folgte einige Stunden später.

Was der Reiter brachte, kann sich Jedermann denken. Es war für Jaquez die Trauerbotschaft der alsbaldigen Thronentsagung. Aber Jaquez war Philosoph, er empfing die Nachricht mit einer Resignation, die sich Fürsten für ähnliche Fälle merken sollten. So hat die Stunde denn geschlagen, sagte er zu sich selbst, als er den Brief durchlesen, und alle Herrlichkeit fällt ab von mir, wie in der Mauserzeit dem Pfau der reiche Federschmuck. — Pfui, Teufel! was ist in der Welt Alles vergänglich? selbst Herzogthümer zerplatzen wie Seifenblasen und lassen ihren Herrschern die Einsicht in — das Nichts. Ich werde am Ende meiner Glanzperiode noch ein Weltweiser! Hm — kein schlechter Uebergang; — wenn dem Fuchs die Trauben zu hoch hängen, erklärt er sie für sauer, muß ein großer Herr abdanken — philosophirt er von dem

Glück eines zurückgezogenen und beschaulichen Lebens, — ich will's auch so machen — aber pompös — pompös, wie unser kurzes Regentenleben, soll auch der Rücktritt sein. — Ich habe wohl von der Seelengröße sprechen hören, die eine freiwillige Regierungsniederlage beweisen soll, — wohlan, seien wir groß, wie . . . wie — nun, wie jene Narren. Hier schellte Jaquez, der noch immer herzogliche Kleider trug. (Ein Diener trat ein.) Meine Dienerschaft! befahl er. Der Diener eilte, den Befehl zu vollführen. Die Kerls wissen von diesem Brief des Herzogs, der mir befiehlt, den Federhut mit der Livrée zu vertauschen, — noch kein Wort, benutzen wir dieß, und mildern den Spott damit, der unsern entadelten Rücken bald treffen wird.

Die unter dem Regimente Jaquez bedeutend verwilderte und keck gewordene Dienerschaft trat ein. In ihren Zügen sprach sich halb Hohn und Spott, halb jene Unterwürfigkeit aus, die die Menschen charakterisirt, welche von Geburt aus an unbedingtes Gehorchen gewöhnt sind. Als sie sich in Reihe und Glied aufgestellt, fing Jaquez in vornehmem Tone an: Ihr seid sämmtlich Dummköpfe! — deßwegen und jeder falschen Auslegung unserer Handlungen vorzubeugen, haben wir Euch versammelt und thun Euch hiermit kund und zu wissen,

daß wir, des Herrschens müde und einsehend, daß das wahre Glück nur im Genusse eines stillen und bescheidenen Lebens zu finden ist, — uns entschlossen haben, unser hohes Vorrecht aufzugeben, und aus reiner Menschenliebe zu Euch, Canaillen, herabzusteigen. Indem wir Euch dieß hiermit feierlichst ankündigen, hoffen wir, daß dieser gnädige und große Entschluß uns in der Zukunft, — die wir unter Euch verleben werden, — eine respektable Stellung sichert, und Ihr nicht, wenn wir aus Größe klein geworden, unsere Wohlthaten vergeßt. Denn Recht und Gerechtigkeit nach, hättet Ihr Alle hängen müssen. — – Wir bieten Euch hiermit unser gnädiges Lebewohl und befehlen, Euch sofort zu packen.

Ein Blitz der Schadenfreude durchzuckte alle Gesichter, worauf unmittelbar ein schallendes Hohngelächter und ein Hagelwetter von Spottreden, die eben nicht sehr zart waren, folgten. Dennoch gehorchten sie zur Stelle, so viel Einfluß übte selbst die Kleidung und der von ferne und lange ertheilte Befehl ihres wahren Herrn.

Die Teufel werden mich nun schön zurecht kämmen! sagte, als sie sich entfernt, Jaquez, für die Suppe, die ich ihnen während diesem Monat eingebrockt habe. — Aber horch, — man kommt! — fort Jaquez, Du gehörst

als Diplomat unter die Todten, und man darf den Erherzog nicht mehr sehen. Mit diesen Worten entschwand er rasch.

In der That trat gleich darauf Baldaro, Juliana, Volante und Graf Montalban ein. Sie ließen sich melden. Von dem Gatten seiner Tochter aber gewahrte Baldaro nichts, was ihn in dem Verdacht bestätigte, er sei ein elender Betrüger.

Nach einer Viertelstunde öffneten sich die Flügelthüren und der Herzog trat ein.

Man kann sich die Ueberraschung denken, als Baldaro in ihm den Schwiegersohn, Volante den Schwager und Juliana den Gatten erkannte. Es gab eine wunderbare Scene der gegenseitigen Aufklärung.

Also sind Sie dennoch wirklich der Herzog? frug endlich Baldaro, dem von allem diesem der Kopf schwindelte.

Ja! entgegnete freundlich Aranza. Und auf was ich stolzer bin, als auf diesen Titel, das ist hier — meine Gemahlin. Da ich meine Wette gewissenhaft gewonnen, nehme ich deren Preis unbedingt in Besitz. Obgleich als Frau von Jugend auf etwas stolz und launig, haben Sie sich, theure Juliana, fast über eine zu harte Strafe jener natürlichen Fehler Ihres Geschlechtes und Ihrer Landsmänninnen zu beklagen; aber nur die innigste Liebe konnte mich dazu veranlassen, denn ich that es,

um eine vollkommene Besserung hervorzurufen, gleich dem geschickten Chirurgen, der selbst das gesunde Fleisch nicht schont, um eine Wunde desto sicherer zu heilen.

Baldaro reichte ihm die Hand. Die Art und Weise, die Sie zur Besserung meiner Tochter anwandten, sagte er dabei, war freilich etwas sehr absonderlich. Indeß ich glaube, daß sie gutgemeint war, und, was mehr sagen will, ich habe mich überzeugt, daß Sie Ihr Ziel erreichten. Mein Zorn ist daher unter stummem Staunen erloschen.

Weg! sagte Jaquez, der unterdessen, in Livrée gehüllt, zurückgekehrt war, leise, weg! wie meine Größe.

Und was sagt meine Juliana? frug sanft der Herzog, und sein schönes Auge strahlte ihr heiße Gluth der Liebe entgegen.

Ich kann mich aus meinem Staunen nicht finden! entgegnete das schöne Weib mit einer Hingabe, die sie noch schöner machte. Meine schüchternen Gedanken wagten sich kaum zu dieser Höhe, aus welcher ich schon einmal so tief herabsank. Da aber Ihre Güte mich Unwürdige noch einmal zu dieser Sphäre der Größe erhebt, so werde ich, um mein Glück nicht wieder zu stören, bedacht sein, dem Range, den ich an Ihrer Seite einnehmen soll, Ehre zu machen,

und vor Allem mich bemühen, Ihrer Liebe stets würdig zu bleiben.

Dann, meine theure Gattin, versetzte der Herzog, werden wir uns eines reines Glückes zu erfreuen haben. Graf — Sie haben mein Geheimniß treu bewahrt, — empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank.

Wahrhaftig, Hoheit, versicherte Montalban, ich habe diesen Dank verdient; denn es fehlte nicht viel, so hätte ich über mein Schweigen die Geliebte verloren. Und sich zu Baldaro wendend, fuhr der Graf fort: Nach Ihrem Versprechen darf ich jetzt um sie anhalten.

Was sagt meine Tochter dazu? frug der Vater.

Volante willigte wie natürlich ein. War doch der Vogel bereits gefangen. Man kann sich leicht eine Vorstellung von der Heiterkeit machen, die nun folgte, und doch sollte auch dieß allgemeine Glück noch gesteigert werden. Capitän Rolando, der Weiberfeind, ließ sich melden und trat, als sich die Thüren für ihn öffneten, zum Staunen und zur ungeheuren Heiterkeit der Anwesenden, eine verschleierte Dame führend, ein.

Wie? rief der Herzog lächelnd. Die Welt geht unter! Rolando und ein Mädchen!

Noch nicht! entgegnete Volante; es haben sich nur zwei Planeten freundlich genähert: Mars zog die Venus an.

Lachen Sie nur, sagte Rolando. Es ist eine Dame — die ich führe — aber eine Dame, die das Herz auf dem rechten Flecke hat.

Ich glaube nicht, daß es ein Mädchen ist, bis ich ihr Gesicht gesehen! rief scherzend der Graf.

Es wird ein verkleideter Page sein, um uns anzuführen, meinte Volante.

Aber Rolando schüttelte mit dem Kopfe. Umgekehrt! sagte er dann. Es war ein Mädchen, als Page verkleidet. — Genug, meine Freunde, ich habe mich nachgerade überzeugt, daß es auch vernünftige und wahrhaft gute Frauen gibt, und daß auch in des Weibes Busen eine große und edle Seele zu wohnen vermag; und da ich hörte, Eure Hoheit sei mit einem so schönen Beispiel weiblicher Bekehrung vorangegangen, so faßte ich den Entschluß — oh! lachen Sie nur immer — mich ebenfalls zu verehlichen. Ja vielleicht werden die Frauen, durch unsere vereinten Bemühungen, in ein oder zwei Jahrhundert excellent. Ich sehe Alle einverstanden. Aber es fehlt uns noch ein Segen. Und seine Verschleierte zu Baldaro führend, frug er: Was sagen Sie zu meiner Erwählten?

Da hob die Schöne den Schleier empor und Bal-

daro, Juliana und Volante riefen erstaunt wie aus einem Munde: Zamora!

Ihre Tochter, mein Vater, stammelte tief bewegt die Arme, — Ihre Tochter zittert zu Ihren Füßen.

Aber wie hätte der glückliche Vater in diesem Augenblicke zürnen können? Freundlich hob er sein Kind auf, küßte es und sagte: Komm an mein Herz! Du mußtest meiner Liebe und meiner Vergebung gewiß sein, sonst würdest Du einen so tollen Streich nicht gemacht haben.

Ach, mein Vater, schluchzte Zamora, gerade dieß hätte mich abhalten sollen.

Wie sich von selbst versteht, erhielt der Capitän des Vaters Segen. Auch versicherte er, daß er nie wortbrüchig werden würde, denn, sagte er, ich schwur, keine Frau zu heirathen, Zamora aber ist — ein Engel.

Ja wohl! rief Volante, vor der Heirath sind Euch alle Mädchen Engel, und deswegen wünschet Ihr Männer nach der Heirath sobald ihren Flug zum Himmel!

Nur bei den Bösen! entgegnete lachend der Herzog. Beweise unser Beispiel: **daß eine sanfte Frau das höchste Glück des Lebens ist und nur für die Schwachköpfe Qual, — die aus den Flitterwochen keinen Vortheil zu ziehen wissen.**

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die Jesuiten in Paraguay 3

Die Flitterwochen 199

70.247